



Pracownia Śląska

Schlesisches Jahrbuch

für deutsche Kulturarbeit im
gesamtschlesischen Raume

8. Jahrgang

1935 / 36



Wilh. Gottl. Korn Verlag / Breslau 1

Schlesisches Jahrbuch
8. Jahrgang



Bildhauer Fritz Theilmann, Bunzlau
Der feuerbringende Prometheus
(Höhe 4 m)

zu Venatier: Breslauer Septemberschau

Schlesisches Jahrbuch

für deutsche Kulturarbeit
im gesamtschlesischen Raume

8. Jahrgang

Herausgegeben

vom

Arbeitskreis für gesamtschlesische Stammeskultur

Mit 14 Karten und 43 Abbildungen



XV, 83.

1935 / 36

Verlag von Wilh. Gottl. Korn / Breslau 1

53

N-365

29894, 1935/36
II



15,00

26 8 11

X-87671
29894 II

8. Jg. (1935/1936)

Alle Rechte, besonders das des Nachdrucks, der
Radioübertragung und Übersetzung, vorbehalten
Printed in Germany, Copyright 1935 by
Wilh. Gottl. Korn Verlag / Breslau 1

Druck von Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Leitfäden des Arbeitskreises.	8

*

Univ.-Prof. Dr. Aubin-Breslau:	
Schlesische Siedlungsgeschichte beiderseits der Sudeten (mit 2 Karten)	9

Univ.-Doz. Dr. Czajka-Breslau:	
Der Nordrand Schlesiens in seiner Entwicklung von der Urlandschaft zur Kulturlandschaft (mit 3 Karten und 8 Abb.)	29

Univ.-Prof. Dr. Laubert-Breslau:	
Der Nordrand Schlesiens seit dem Mittelalter	51

Graebisch-Kudowa:	
Die nordschlesische und niederländische Mundart	61

Dr. Rossmann-Lodz:	
Schlesische Weber in Polen (mit 2 Karten)	75

*

Univ.-Prof. Dr. Mapper-Breslau:	
Mittelalterliche Kulturlandschaften im schlesischen Raume (mit 2 Abb.)	85

Kustos Dr. Gündel-Breslau:	
Schlesische Münzgeschichte in einem Schuldrama von 1739	103

Dr. Margarete Mante-Berlin:	
Schlesisches Glas im Wandel der Jahrhunderte (mit 2 Karten und 6 Abb.)	111

Dr.-Ing. Helmig-Berlin:	
Die alten Industriebauten in Oberschlesien (mit 26 Abb.)	133

Rektor Sczobroff-Oppeln:	
Oberschlesiens schöpferische Kraft in der Dichtung	141

*

Hochschuldozent Benatier-Girsberg:	
Die Breslauer Septemberschau über das deutsche Kunstschaffen im gesamt-schlesischen Raume (mit 1 Abb.)	149

Hochschulprofessor Dr. Lochner-Girsberg:	
Die Reichenberger Hochschulwoche 1935	155

Dr. Birke-Breslau:	
Eine sudetendeutsche Ausstellung „Volk und Heimat“ (mit 5 Karten)	163

Vorwort

Die politische Lage in der tschechoslowakischen Republik ermöglichte leider auch im Jahre 1935 nicht die Veranstaltung einer Schlesischen Kulturwoche im sudetendeutschen Gebiete, wie wir sie früher abgehalten hatten, um die kulturelle Verbundenheit der Schlesier jenseits der Grenzen mit den Stammesgenossen im Reiche zu bekunden, ohne jede politische Erörterung, die nach unseren Leitsätzen (S. 8) von unserer Tätigkeit ausgeschlossen ist.

So mußte sich der Arbeitskreis für gesamtschlesische Stammeskultur auch dieses Jahr auf die Herausgabe des Schlesischen Jahrbuchs für deutsche Kulturarbeit im gesamtschlesischen Raume beschränken, konnte dieses aber umfangreicher gestalten.

Der vorliegende 8. Band bringt als Einleitung eine kritische Darstellung der schlesischen Siedlungsgeschichte auf Grund der Ergebnisse der neuesten Mundartforschungen.

In der folgenden Reihe von Abhandlungen wird der Nordrand des schlesischen Raumes in seiner Entwicklung nach den verschiedenen Gesichtspunkten erörtert. Leider können wir auch diesmal noch nicht den zur Ergänzung notwendigen Aufsatz über die Ausdehnung der schlesischen Mundart nach Westen und Norden vorlegen.

Der zweite Teil enthält in buntem Wechsel Abhandlungen über schlesische Kultur im allgemeinen, schlesische Kunst und Dichtung und bewegt sich von den mittelalterlichen Klöstern bis zur jungen schöpferischen Generation der Gegenwart.

Als Anhang bringen wir Berichte über einige Ausstellungen und Tagungen im gesamtschlesischen Raume, die das Arbeiten der Schlesier auf völkischem und heimatkundlichem Gebiete zeigen und das schlesische Kunstschaffen unserer Zeit zum Ausdruck bringen.

Allen unseren Gönnern, Freunden und Mitarbeitern, die uns die Herausgabe dieses Bandes ermöglicht haben, danken wir auch an dieser Stelle und bitten sie um weitere Unterstützung in unserer Tätigkeit.

Arbeitskreis für gesamtschlesische Stammeskultur

i. A.: Professor Dr. Schneé

Breslau 16, Hindenburgstr. 80

Leitsätze des Arbeitskreises

1.

Es ist die gesamtdeutsche Kulturaufgabe, in der Ursprünglichkeit, Triebkraft und Vielgestaltigkeit der deutschen Stämme das unerschöpfliche Ackerland des Volkswerdens zu erkennen und auf dieser natürlichen Grundlage zu bauen und zu bilden.

2.

Der schlesische Stamm hat seine besondere landschaftliche, sprachliche und geschichtliche Sendung für die deutsche Kulturaufgabe im Osten; je mehr ihm diese Sendung bewußt wird, um so segensreicher wird sein Schaffen für die deutsche Gesamtheit.

3.

Im Sinne der gesamtdeutschen Kulturaufgabe und der besonderen Sendung des schlesischen Stammes muß die wissenschaftliche und heimatliche Arbeit auf allen Kulturgebieten in Innererschlesien und Grenzland=erschlesien in- und aufeinander wirken.

4.

Diesem Zweck dienen alljährliche Kulturtagungen an wechselnden Orten, die die Aufgabe haben, durch Vorträge und Aussprachen, Führungen und Ausstellungen, Bühnenspiele und Kunstabende die schlesische Heimat darzustellen und die deutsche Volksbildung zu fördern.

5.

Zur entsprechenden Aufklärung der gesamtschlesischen Öffentlichkeit ist nicht nur die Mitarbeit der Presse und der Stammlandzeitschriften notwendig, sondern auch die planmäßige Herausgabe von einwandfreien Darlegungen auf landschaftlicher, sprachlicher und geschichtlicher Grundlage. Diesem Zwecke dient vor allem das Schlesische Jahrbuch.

6.

Tages-, partei- und staatspolitische Fragen bleiben von der schlesischen Kulturarbeit und den für sie bestimmten Tagungen unbedingt ausgeschlossen.

7.

An die gesamte deutsche Jugend des Stammlandes ergeht der Ruf, an den hier vorgezeichneten Aufgaben mitzuwirken.

Hermann Aubin:

Schlesische Siedlungsgeschichte beiderseits der Sudeten

Die Aufgabe, welche sich die folgenden Seiten gestellt haben, ist einfacher Art. Sie sollen auf zwei neuerschienene Schriften aufmerksam machen und aus ihnen einen bestimmten Auszug vorlegen. Diese bescheidene Arbeit wird indessen durch das Ziel gerechtfertigt, zu welchem sie unternommen worden ist.

Unter die ersten Fragen, denen sich die schlesische Geschichtsforschung zu widmen hat, wird immer die gehören, woher die deutschen Bewohner des schlesischen Raumes gekommen sind. Was für den einzelnen die Kenntnis seiner Vorfahren, bedeutet sie für den ganzen schlesischen Stamm: Die Frage nach dem einen Urgrund der Wesenszüge, welche seine Eigenart ausmachen. Bei uns gibt es keine zeitgenössischen Berichte aus der Kolonisationsperiode, welche, gleich jenem des Pfarrers Helmold von Bosau für das östliche Mecklenburg, Nachrichten über die Heimat der Siedler böten. Wir sind gänzlich darauf angewiesen, den bedachtamen Weg der Einzelforschung zu gehen und alle Anzeichen zusammenzutragen, welche auf die Herkunft der ersten deutschen Ansiedler Schlesiens Schlüsse erlauben. Schon lange hat derart die Wissenschaft herangezogen, was immer dienlich sein konnte: Die Nachrichten von der Verleihung fränkischen oder flämischen Rechtes an Kolonistenorte und die Rechtszusammenhänge anderer mit sächsischen Städten, wie Magdeburg und Halle; die Namen der fränkischen oder flämischen Hufen, die Haus- und Gehöftformen vom sogenannten fränkischen Typus, die Gestaltung der Fluren Schlesiens im Vergleich mit den altländischen; die Ortsnamen und die Familiennamen, ob sie unmittelbar auf die Heimat hinweisen oder dort Parallelen besitzen. Von der genealogischen Forschung sind einzelne Geschlechter, welche reicheren Niederschlag ihres Daseins in den Urkunden hinterlassen haben, auf ihren Wegen von den heimischen Stammsitzen links von Saale und Elbe ins Kolonialland verfolgt worden. Auch die Mundart hat man, ebensosehr in ihrem Wortschatz wie in ihrem Laut- und Formenbestand, herangezogen, um die Heimat derer zu bestimmen, durch welche die deutsche Sprache nach Schlesien verpflanzt worden ist.

Die Ergebnisse, welche alle diese Bemühungen zusammengenommen zeitigten, haben sich im Laufe eines Jahrhunderts der Kolonisationsforschung gewandelt. Bei der ersten zusammenfassenden Behandlung der Herkunftsfrage glaubte Karl Weinhold, 1887, die Schlesier nach einer älteren niederdeutschen Einwanderung vornehmlich von den (Ost-) Franken

herleiten zu müssen¹⁾). 1928 aber hat Wolfgang Jungandreas, der sich eifrig bemühte, die Erkenntnismittel zu bereichern und zu verfeinern, den Hauptanteil an der Besiedlung des schlesischen Mundartgebietes den Thüringern und Obersachsen zugeschrieben²⁾).

Inzwischen ist die deutsche Mundartforschung während der letzten zwei, drei Jahrzehnte, dank namentlich des unvergleichlichen Hilfsmittels, das ihr der Deutsche Sprachatlas darbot, zu ganz neuen Arbeitsweisen und Anschauungen gelangt. Von Westdeutschland ausgehend, hat sie durch die sprachgeographische Betrachtungsweise unsere Ansichten vom Werden und Sein der deutschen Mundarten wesentlich geklärt und umgestaltet³⁾. Damit mußten sich auch neue Wege eröffnen, um die Herkunft unserer ostdeutschen Kolonisten aufzuhellen. Und nun ist diese Richtung moderner Mundartforschung nach Schlessien vorgeedrungen und bietet ihre Beiträge gleich in zwei Schriften dar. In dem großzügigen Überblick eines Akademievortrags in Leipzig hat Theodor Frings 1932 „Sprache und Siedlung im mitteldeutschen Osten“, d. h. also im Gebiet von der Saale an ostwärts, in ihren Grundzügen dargelegt⁴⁾, 1934 aber der Prager Germanist Ernst Schwarz das umfassende und eindringende Werk der „Sudetendeutschen Sprachräume“⁵⁾ folgen lassen.

Für unser Jahrbuch besteht aller Anlaß, auf die beiden Schriften zu achten. Denn sie helfen, die Frage nach dem Ursprung der Gemeinsamkeit zu beantworten, der es gewidmet ist. Wer das schlesische Stammesgebiet überschaut, den nimmt es zwar nicht wunder, daß es sich über Staatsgrenzen hinüber erstreckt, welche die letzten zwei Jahrhunderte durch den Körper der alten schlesischen Herzogtümer gezogen haben; aber manches Nachsinnen muß die Tatsache hervorrufen, daß die Stammesgemeinschaft auch Landschaften, namentlich jenseits der Sudetenkämme, einbegreift, die eine eigene Staatsgeschichte aufzuweisen hatten, schon ehe die deutsche Kolonisation einsetzte. Nicht dauernde Gemeinsamkeit des geschichtlichen Schicksals in dem Verbande zusammenhängender Territorien kann hier den Stamm geschaffen haben. Andere Kräfte müssen am Werke gewesen sein.

Will man sie bestimmen, darf man gewiß an gleichsinnige kulturelle Einwirkungen in den nachbarlich sich berührenden, zeitweise einer Krone unterstehenden Gebieten denken. Das ist um so naheliegender, als die moderne Sprachforschung ganz allgemein die Erscheinung der mundartlichen Umwandlung und Ausgleichung landschaftlicher „Kulturprovinzen“

¹⁾ Karl Weinhold, Die Verbreitung und Herkunft der Deutschen in Schlessien. Stuttgart 1887.

²⁾ Wolfgang Jungandreas, Beiträge zur Erforschung der Besiedlung Schlessiens und zur Entwicklungsgeschichte der schlesischen Mundart. Heft 17 von Wort und Brauch, Volkskundliche Arbeiten namens der Schlessischen Gesellschaft für Volkskunde hsgb. von Theodor Siebs und Max Hippe, Breslau 1928.

³⁾ Siehe darüber schon Schlessisches Jahrbuch 7 (1935) S. 11 ff.

⁴⁾ Theodor Frings, Sprache und Siedlung im mitteldeutschen Osten, Berichte über die Verhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-historische Klasse, 84. Band, 1932, 6. Heft. Leipzig 1932. Mit 10 Karten.

⁵⁾ Dr. Ernst Schwarz, Professor an der Prager Deutschen Universität, Sudetendeutsche Sprachräume, Schriften der Deutschen Akademie in München, Heft 21, München 1935. Mit 39 Abbildungen im Text.

erkennen gelehrt hat⁶⁾. Worte und Sprachformen wandern, wie wir heute wissen, von Ausgangspunkten oder -gegenden aus, deren Redeweise sich aus irgendeinem Grunde besonderen Ansehens erfreut und als überlegen nachgeahmt wird, sie streiten mit den eingeborenen, auf welche sie stoßen, um den Vorrang und erobern oft weite Flächen. Neben dieser Wanderung von Mund zu Mund der Sprachträger darf man indessen die Wanderung der Sprache mit ihren Trägern, im Munde ihrer Träger, ins Auge fassen. Dies gilt nirgends mehr als im Kolonialland. Verwandte Mundart legt hier stets den Schluß auf verwandte Abstammung der Siedler nahe. Dabei kann, um gleich unseren Fall zu setzen, das Verhältnis so beschaffen sein, daß die Menschen zu beiden Seiten des Gebirges und der alten Landesgrenzen in einer Wanderbewegung aus der gleichen Heimat her ihre heutigen Wohnsitz bezogen haben und also in ihrer Sprechweise — wie in der Gemeinsamkeit ihres Brauchtums — noch das Zeugnis der einst gemeinsamen Kinderstube an sich tragen. Man kann aber auch fragen, ob nicht die einen Auswanderer aus dem Wohngebiet der anderen seien. Wir wissen allgemein, daß in der ost-deutschen Kolonisation die zuerst besiedelten Länder sehr bald und immer stärker Menschen an die erst in Aufnahme kommenden abgegeben haben. Dieser Vorgang bei uns nachgewiesen, würde nicht Geschwisterchaft, wie im ersten Falle, sondern vielmehr Mutter-Tochter-Beziehungen zwischen den Teilen des schlesischen Stammesgebietes bedeuten. — Man wird aber keineswegs annehmen müssen, daß diese möglichen Erscheinungsformen einander ausschließen. Im Bewußtsein, daß alle großen geschichtlichen Geschehnisse erfahrungsgemäß sehr komplexer Natur sind, wird man vielmehr von vornherein an eine Verbindung der verschiedenen Vorgänge denken dürfen.

Wie es sich in der Tat verhalte, wie weit die angestammten deutschen Bewohner des gesamt-schlesischen Raumes eines Blutes sind und welche der bezeichneten Möglichkeiten ihres inneren Zusammenhanges zutrifft, das ist die Frage, welche wir an die Siedlungsgeschichte richten. Die Siedlungsgeschichte aber, die ihre Quellen fast gänzlich erschöpft hat, ohne volle Gewißheit geben zu können, ruft zur Beantwortung die neuesten Mundartstudien zu Hilfe.

* * *

Daß die mundartlichen Forschungen über unsere bisherigen Einsichten in das schlesische Stammesgefüge hinauszuführen vermögen, wird von Schwarz ausdrücklich versprochen. Schwarz hat schon in seinem älteren Werke von 1931 über die Ortsnamen der Sudetenländer⁷⁾ der Herkunft der deutschen Ansiedler die größte Beachtung geschenkt. Er hat für deren

⁶⁾ Siehe als Beispiel bes. Hermann Aubin, Theodor Frings, Josef Müller, Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden. Geschichte, Sprache, Volkskunde. Veröffentlichung des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn. Bonn 1926. Mit 77 Abbildungen im Text.

⁷⁾ Dr. Ernst Schwarz, Professor an der Prager Deutschen Universität, Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle. Forschungen zum Deutschtum der Ostmarken. Im Auftrage der Preussischen Akademie der Wissenschaften, hg. von Dr. Hans Witte. 2. Folge: Quellenforschung, 2. Bd. München und Berlin 1931. Mit 13 Abbildungen im Text und 10 z. T. mehrfarbigen Deckblättern.

Aufhellung durch eine umfassende Zusammenstellung der wichtigsten kolonialen Ortsnamensstypen und ihrer Verbreitung wertvolle neue Hilfsmittel geschaffen. Nun aber spricht er (S. 176) seine Überzeugung aus, über jene an den Ortsnamen nachgewiesenen Großzusammenhänge der Siedlerströme mit Hilfe der Mundartenforschung zu „feineren Unterschieden“ zu gelangen.

Der Vortrag von Frings nennt in einem Atem Siedlung und Sprache schon in seinem Titel. Schwarz behandelt nicht minder beide Gebiete in steter gegenseitiger Beziehung. Was er an geschichtlichen Nachrichten über die Besiedlungsvorgänge zusammengetragen hat, ist sehr erheblich. Angesichts der Tatsache, daß die Kolonisationsgeschichte weder hüten noch drüben bisher im Zusammenhange dargestellt worden ist, sei ausdrücklich auf diese nützliche Übersicht hingewiesen. Indessen sehen wir hier gänzlich von dem Gesamtbilde ab, das diesen Forschern durch die Verbindung ihrer eigenen mit der Hilfswissenschaft der Siedlungsgeschichte erwachsen ist. Es kommt uns nur auf das eine an, herauszuheben, was sie uns aus ihrem eigenen, allein dem geschulten Sprachforscher sich erschließenden Quellenstoff des Mundartlichen für unser Problem zu bieten vermögen. Dies wollen wir nach Möglichkeit isolieren und vor einer Vermengung mit Argumenten bewahren, welche anderen Wissensgebieten entnommen sind. Wir möchten es in seiner linguistischen Reinheit dem Historiker zur Verfügung stellen. Nur durch solches Vorgehen kann das Neue, das diese Schriften bringen, vollständig erkannt und in seiner Bedeutung erfasst werden.

Die sprachwissenschaftlichen Erkenntnisse bieten wir durchaus so, wie Frings und Schwarz sie erarbeitet haben. Eine kritische Würdigung ihrer Ansichten muß vom linguistischen Fachmann geleistet werden. Jungandreas hat auch eben an einer unseren Lesern leicht zugänglichen Stelle, im letzten Jahrgang der Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens (69 (1935) S. 330—333), die sprachwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Schwarz aufgenommen. Wie immer indessen die Kritik sich im einzelnen stellen wird⁸⁾, es bleibt die Verpflichtung, die Denkergebnisse so namhafter Gelehrter kennenzulernen. Wir werden sie aus ihrer Hand zunächst in allen Teilen mindestens als wertvolle Forschungshypothesen übernehmen müssen, welche uns helfen können, unser geschichtliches Bild von der Besiedlung des schlesischen Raumes reicher und genauer auszugestalten, ja in bezug auf die Herkunft der Kolonisten zum ersten Mal in einem bisher unbekannten Umfang auf eine auch in die Einzelheiten gehende Grundlage zu stellen.

Zur Kennzeichnung der beiden Schriften sei nur noch Weniges hinzugefügt. Beide beruhen, wie gesagt, auf der gleichen, der sprachgeographischen Forschungsweise. Beide gehen von der Beobachtung aus, welche

⁸⁾ Methodisch am bedeutsamsten ist Jungandreas' Einwand, daß Schwarz sich zu einseitig auf die heutige Mundart stütze und die historischen Sprachdenkmäler nicht genügend heranziehe. Das beeinträchtige die Geltung der von ihm gezogenen Entwicklungslinien. — Hierzu weise ich indessen auf den unten S. 13 wiedergegebenen Satz von Frings hin, der für das sächsisch-böhmische Gebiet ganz ausdrücklich den Vergleich der heutigen Mundart mit den Urkunden des späten Mittelalters gezogen hat und dabei zu ganz den gleichen Ergebnissen gekommen ist, wie sie Schwarz allgemein vorträgt.

heute der Deutsche Sprachatlas wesentlich erleichtert, welche aber auch an Einzelbarstellungen von Orts- und Gaumundarten überprüft wird, wie die einzelnen Sprachformen oder Mundartworte von Ort zu Ort über das ganze deutsche Sprachgebiet verteilt sind^{8a)}. An diesen Kennzeichen lesen sie im Vergleich von Alt- und Jungdeutschland ab, woher die hier eingewanderten Siedler gekommen sind. (Zwischen dem Tatbestand und dem Schluß liegt freilich eine — oft sehr lange — Kette von Überlegungen, deren Anknüpfung das Wesen der wissenschaftlichen Begabung ausmacht.) Frings gibt in seiner Rede den knappen Auszug eines noch vor dem Abschluß stehenden Buches. Wenn er sich eingehender nur mit dem sächsisch-böhmischen Grenzsaum beschäftigt, überschaut er doch den ganzen mitteldeutschen Osten. Schwarz legt das vollkommene Werk vor. Er mußte sich jedoch bei dessen Ausarbeitung auf das sudetendeutsche Gebiet beschränken. Es ist sehr bedauerlich, daß sein weitgesteckter Plan, „die sprachlichen Fragen des gesamten ostmitteldeutschen Raumes aufzurollen“, trotz der Bereitschaft der Wörterbuchkanzleien in Wien, München, Leipzig und Jena zur Zusammenarbeit deshalb gescheitert ist, weil gerade unser Schlesien, wie Schwarz Seite 10 schreibt, „abseits blieb“. Wir wollen hoffen, daß in Zukunft so bedeutsame Forschungen, welche zur Erkenntnis unserer Sprache und Volksgeschichte angestellt werden, in Schlesien auf das höchste Maß von Entgegenkommen stoßen. Schwarz hat seinerseits getan, was in seinen Kräften stand. Dem inneren Zwange seiner Forschungen folgend, hat er nicht nur dauernd die Erscheinungen des seinem „Sudetenschlesisch“ benachbarten „Reichschlesisch“ im Auge behalten, sondern auch eigens einen zusammenfassenden „Überblick über den gesamtschlesischen Raum“ geboten (S. 268 ff.).

* * *

Eine Vorfrage grundsätzlicher Art verlangt Beantwortung, ehe man sich der Führung der Sprachforscher überläßt: Ist es überhaupt möglich, auf Grund der heutigen Mundart wesentliche Aussagen über Vorgänge zu machen, die 600 und 700 Jahre zurückliegen? Unsere beiden Zeugen antworten klar und übereinstimmend in immer neuen Wendungen das Gleiche: „Die heutige sprachliche Gliederung ist durch die Kolonisation geschaffen“⁹⁾. Für bestimmte Sprachererscheinungen zwischen Tetschen und Reichenberg liegt die letzte Ursache, „... in den Siedlungsverhältnissen des 13. Jahrhunderts begründet“¹⁰⁾. In Ostböhmen „wie in den anderen sudetendeutschen Landschaften kann als der für die Mundartenlagerung entscheidende Umstand nur die deutsche Besiedlung bezeichnet werden“¹¹⁾. Ja Frings gibt auch nach oben hin die ganz bestimmte Begrenzung: „Beim Vergleich der Sprache der Urkunden und der lebenden Mundart ergibt sich, daß das heutige sprachgeographische Bild im 14. Jahrhundert in allem Wesentlichen fertig war; zum mindestens war es vorgeformt“ (S. 29).

^{8a)} Beispiele dafür bieten die Karten 1—9, bes. 2 und 3 bei Frings und ein großer Teil der Karten bei Schwarz.

⁹⁾ Frings a. a. O. S. 30, für den meißnisch-böhmischen Raum, aber gewiß mit allgemeiner Geltung gesagt, und ganz ähnlich S. 29 f.

¹⁰⁾ Schwarz, Sprachräume, S. 179.

¹¹⁾ Schwarz ebenda, S. 193 und nochmals S. 226 f. für Nordmähren und das Öppaland.

Diese Feststellungen sind für uns von größter Tragweite. Wenn sie auch zunächst in bezug auf die Unterschiede innerhalb des Schlesiſchen gemacht worden ſind, müſſen ſie doch ebenſogut von der Geſamtheit dieſer Mundart gelten, deren Einheitlichkeit gegenüber anderen deutſchen Dialekten allgemein anerkannt iſt. Auch ihr iſt von der Koloniſationsperiode der Stempel aufgedrückt worden. Damit kommen wir einen guten Schritt der Beantwortung unſerer Frage näher. Wenn die Grundlagen der einheitlichen Mundart bis in die Koloniſationsperiode zurückgehen, dann kann es nicht anders ſein, als daß im ſchleiſiſchen Raume von Haus aus ſtarke Elemente der dialektiſchen Übereinstimmung geherrscht haben, und das ſetzt Übereinstimmung in der Abkunft der Siedler voraus. Noch nicht völlige Gleichheit der Abſtammung aller Zuwanderer und der von ihnen geſprochenen Sprache. Man muß auch weiterhin mit der Möglichkeit einer Miſchung verſchiedener Wanderſtröme rechnen. Aber das eine kann bei ſolcher Grunderkenntnis nicht mehr bezweifelt werden, daß dieſe Miſchung dieſſeits und jenseits der Sudeten keine ſehr verſchiedenartige geweſen iſt. Wir ſtellen alſo als erſtes Ergebnis feſt: Nach den ſprachwiſſenſchaftlichen Beweiſen beruht die völkische Geſamtheit im geſamtſchleiſiſchen Raume zutiefſt auf der gleichartigen Abſtammung der mittelalterlichen deutſchen Einwanderer.

Daß die Zuwanderung des 13. bis 14. Jahrhunderts nicht nur aus dem einen Heimatſtamme Siedler nach Schleiſien verpflanzt hat, ſondern daß eine Untermengung verſchiedener Stämme ſtatgefunden hat, darin ſtimmen Frings und Schwarz untereinander und mit der ganzen biſherigen Forſchung überein, die ſie an Sicherheit und Eindringlichkeit der Feſtſtellungen weit überholen. Im beſonderen berühren ſich ihre Erkenntniſſe, das ſei gleich anfangs betont, eng mit den von Jungandreas gewonnenen. Auch die neuen Arbeitswege und Hilfsmittel haben als Hauptbeſtandteil der nach Schleiſien gerichteten Wanderzüge der Koloniſationsepoche Thüringer (mit Heſſen) und Rheinfranken und Oberſachſen, alſo Mitteldeutſche, ergeben. Ihnen ſind gewiſſe Einſchüſſe beigemiſcht: Einerſeits niederdeutſche, welche das Mittelalter ſelbſt als Blamen zu bezeichnen liebte; andererſeits Oberdeutſche, und zwar in erſter Linie Oberfranken, und in geringerem Umfange, am Südrand des Schleiſiſchen, bayriſche Einſchüſſe¹²⁾. Nur in der Schattierung der anzunehmenden Miſchung weichen die genannten Forſcher voneinander ab. Doch ſoll uns dies erſt ſpäter beſchäftigen.

Unſere Hauptfrage lautet vielmehr: Läßt ſich das Auftreten der angeführten Elemente jeweils nördlich und ſüdlich der Sudeten im einzelnen erſchließen? Das iſt in der Tat der Fall. Zum Beleg deſſen dürfen wir uns nicht allein auf den Text der vorliegenden Schriften ſtützen. Frings wie Schwarz haben die Anſchauungen, welche ſich ihnen aus der heutigen Lagerung der mundartlichen Erſcheinungen über die mittelalterlichen Wanderbewegungen ergeben haben, auch in Kartenbildern veranſchaulicht¹³⁾. Dieſe ſtellen nicht nur Zuſammenfaſſungen deſſen dar, was die

¹²⁾ Die Hauptſtellen bei Frings a. a. D. S. 8 f, bei Schwarz S. 271.

¹³⁾ Frings Karte 10, Schwarz Abb. 38, S. 269, welche beide hier als Karte 1 und 2 auf S. 16 und 17 wiedergegeben ſind.

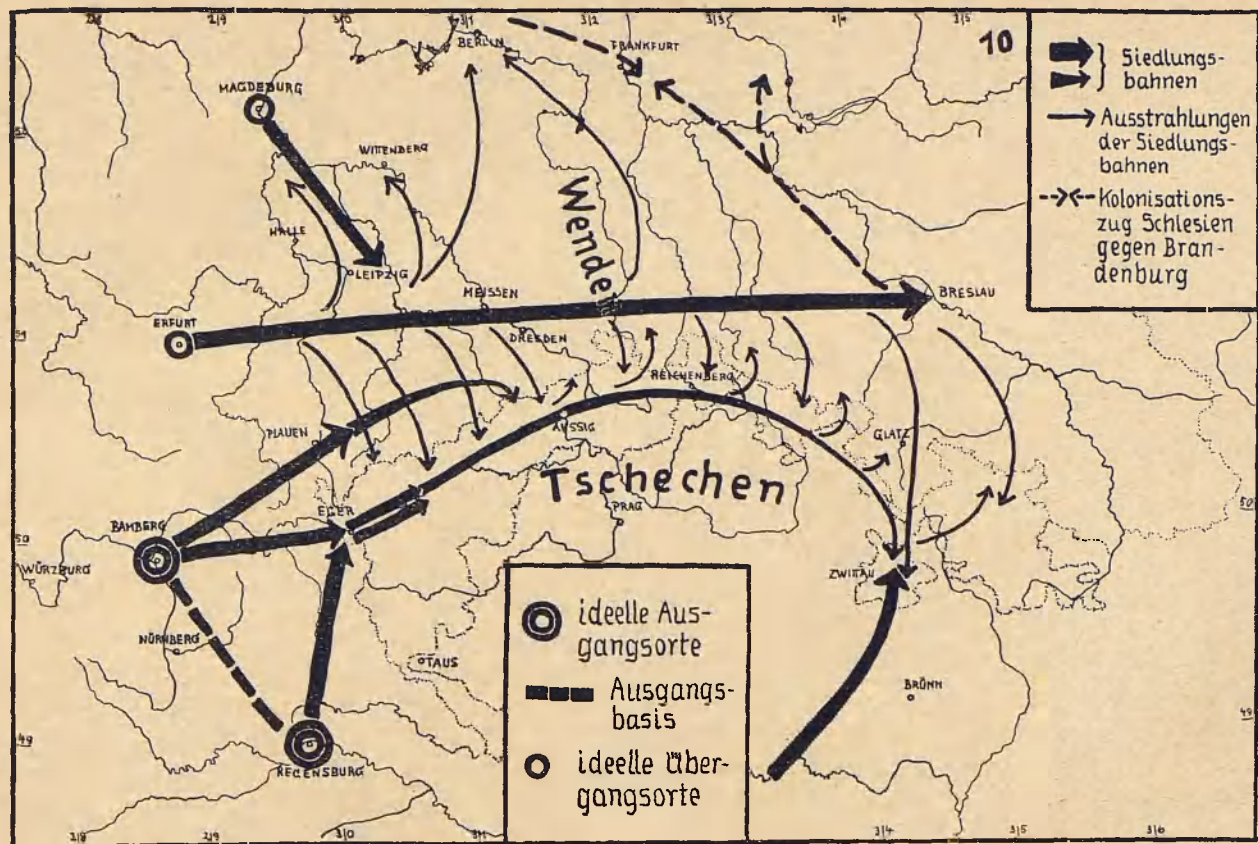
Texte enthalten, sondern müssen darüber hinaus als selbständige Aussagen über die Gedanken der Verfasser gewertet werden. Das wird besonders deutlich, wenn man sie mit der Karte vergleicht, die Jungandreas unter der Überschrift „Die engere Heimat der Besiedler Schlesiens nach mundartlichen Gesichtspunkten“ S. 112 seines Buches darbietet. Jungandreas gibt ein stehendes Bild: Mundartprovinzen eingetragen in eine Karte Deutschlands. Frings und Schwarz hingegen bieten Bewegungsbilder. Durch Pfeile sehen wir Siedlungsbahnen und ihre Verzweigungen dargestellt. Diese Pfeile sind gleichsam die auf das Kartenblatt figurierten Wege der Gedanken, welche in immer wiederholter Folge von den mundartlichen Erscheinungen eines Heimatgebietes zu jenen Teilen des Koloniallandes gewandert sind, welche die gleichen Erscheinungen aufweisen. Der Fortschritt an Kraft zur Veranschaulichung des geschichtlichen Vorgangs gegenüber dem Kartenbilde, das Jungandreas entworfen hat, ist außerordentlich. Dieses überläßt es noch dem Beschauer, die Brücken vom Alt- zum Jungland zu schlagen. Dafür enthalten die neuen Bilder ein höheres Maß von subjektiver Forscheransicht.

Ihre Bewegungslinien sind naturgemäß in mehr oder weniger schematischer Zeichnung gegeben. Je eindringender die Untersuchung geführt wird, je weiter sie die Mundartlandschaften in ihre Teilgebiete zerlegt, desto mehr verliert die Zeichnung diesen Charakter und nähert sich den anzunehmenden wirklichen Siedlerstraßen. Darin liegt der Hauptunterschied der Karte von Schwarz gegenüber von Frings' Überschau. Bei beiden ist die Zeichnung allerdings auch durch Momente mitbestimmt, welche nicht sprachwissenschaftlicher Art sind. Das muß hier offen ausgesprochen werden. Beide Karten nehmen bei ihrer Darstellung der Siedlungsbahnen auf gewisse natürliche und geschichtliche Gegebenheiten, namentlich des Gebirgsaufbaues und der seit alters festliegenden Straßenzüge, Rücksicht. Indessen bedeutet das noch keine Verfälschung des sprachwissenschaftlich ermittelten Bildes. Im Gegenteil wäre ein solches eingetreten, wenn die natürlichen Hindernisse der großen Waldgebirge und die Leitlinien des Verkehrs, wie sie wiederum die Natur vorgezeichnet hat, wären außer acht gelassen worden¹⁴⁾. Die Fehlerquelle, welche wir in Kauf nehmen, indem wir die Karten als Aussagen unserer Gewährsmänner heranziehen, ist also erträglich.

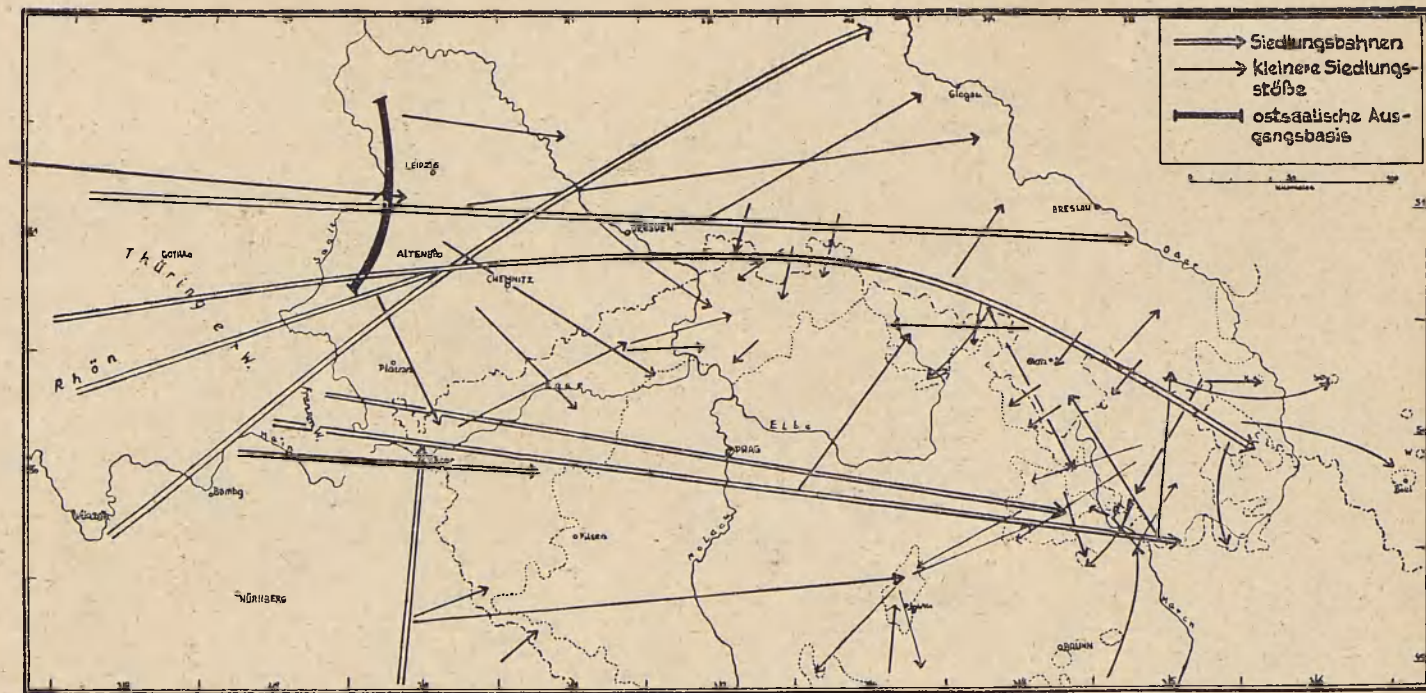
* * *

Beide Schriften stimmen nun in bezug auf den stärksten der oberdeutschen Einschlüge in der Bevölkerung Schlesiens, die Ostfranken, in der wichtigen Anschauung überein, daß diese sich in parallelen Wanderzügen südlich und nördlich der Gebirgsbarriere nach Osten hin bewegt haben. Aus Mainfranken geht jeweils der Zug durch das Egerland weiter, ein anderer aber durch das Voigtland und nördlich des Erzgebirges dahin. In Westböhmen wie in Obersachsen sind in aller Deutlichkeit die Spuren des fränkischen Einschlages nachzuweisen, der zuerst diese Kolonialland-

¹⁴⁾ So erscheint es uns mindestens als Schönheitsfehler der Schwarzschen Karte, daß sie die südlichere der durch die Lausitz nach Schlesien weisenden Siedlerbahn durch die beiden Nordzipfel Böhmens, welche gemeinhin nur in Abzweigung von der Hohen Straße her erreicht wurden, und gar über das Tiergebirge führt, das gänzlich unwegsam gewesen ist.



Karte 1. Aus Theodor Frings Sprache und Siedlung im mitteldeutschen Osten (1932), Karte 10, verkleinert.



Karte 2. Aus Dr. Ernst Schwarz, Sudeten Deutsche Sprachräume (1935). Abb. 38, Seite 269, verkleinert.

schaften befruchtete, ehe er sich weiter nach dem Osten ergoß und schließlich den schlesischen Raum erreichte. Im einzelnen gehen dann die Darstellungen auseinander. Die schematischere von Frings läßt den südlichen Strom den ganzen Rand Böhmens entlang im Schatten der Sudeten dahinfließen, bis er den Schönhengstgau erreicht. Schwarz glaubt genauer zu erkennen, daß der Süderzgebirgsstrom unmittelbar nur bis zur Rannitzer „Hemmstelle“ gelangt sei, also das schlesische Sprachgebiet nicht mehr berührt¹⁵⁾, ein anderer aber von der gleichen Ausgangsheimat her Böhmen in der West-Ostachse gequert habe, um gleichfalls auf den Schönhengst zu stoßen und einen Seitenarm gegen den Sudetenrand bei Hohenelbe zu entsenden. Diese letztere Siedlerwelle, welche den Fuß des Riesengebirges erreichte, möchte Schwarz erst dem 14. Jahrhundert zurechnen. Da er aber auch im „Nordböhmischem“ um Reichenberg ostfränkische Züge beobachtet¹⁶⁾, scheint die Frage erlaubt, ob diese nicht doch als Zeichen eines am Rande Böhmens entlanggegangenen ostfränkischen Siedlerstromes anzusehen sind, wie ihn Frings sich vorstellt. Im Schönhengstgau treffen jedenfalls Schwarz' und Frings' Ansichten wieder zusammen. Noch geringer scheint mir der Unterschied, welcher sich in der Darstellung der nördlichen Siedlungsbahn der Ostfranken findet. Frings führt sie nur bis nach Oberfranken. Schwarz läßt sie weiter unmittelbar bis nach und durch ganz Schlesien gehen. Aber auch bei Frings liegt der Gedanke unter, daß nach Oberfranken zugewanderte Franken an der Bildung des schlesischen Stammes nördlich der Sudeten beteiligt gewesen sind, indem für manche das Meißnerland nur Durchzugsgebiet war, darin sie sich für eine oder ein paar Generationen niederließen, bis sie oder ihre Nachkommen zur Weiterwanderung nach Schlesien ausbrachen. Frings wird sogar eine direkte Zuwanderung dahin aus Oberfranken nicht leugnen wollen.

So ergibt sich, daß die mit Absicht hier genau herausgehobenen Abweichungen für unsere Grundfrage nichts austragen. Es bleibt die übereinstimmende Feststellung bestehen, daß gleichartige, ostfränkische Elemente gleichzeitig sowohl südlich wie nördlich des Erzgebirges und der Sudetenkämme vorgeückt sind und an der Bildung der deutschen Bevölkerung hüten und drüben teilgehabt haben.

Diesen Anteil des Ostfränkischen schlägt Schwarz, zum Teil gegenüber eigenen früheren Ansichten, hoch an. Jungandreas möchte hier widersprechen und für manche von Schwarz ostfränkisch gedeuteten Eigentümlichkeiten des „Süd-schlesischen“ an ihrem bairischen Ursprung festhalten¹⁷⁾. Daß der Einfluß ostfränkischer Sprechweise und daher wohl auch des ostfränkischen Blutes im südlichen Bezirk des gesamtschlesischen Raumes stärker gewesen ist, als im nördlichen, darin dürfte allerdings zwischen allen genannten Forschern wiederum Abereinommen gelten.

Dieses nördlichere, das Hauptgebiet des schlesischen Stammes, steht ja anerkanntermaßen unter der beherrschenden Wirkung der thüringisch-

¹⁵⁾ Doch s. gleich unten (Anm. 16) über ostfränkische Erscheinungen im „Nordböhmischem“ um Reichenberg, welche nach Schwarz' eigener Ansicht die Rannitzlinie überschritten haben.

¹⁶⁾ S. 176, Absatz 2, und S. 178, Absatz 2.

¹⁷⁾ Jungandreas in Zeitschrift d. Ver. f. Gesch. Schlesiens 69 (1935) S. 33 ff.

ober-sächsischen Einwanderung. Schon die Natur hat den Mitteldeutschen als Ausfallsstraße nach dem Osten die Wege nördlich der Sudeten angewiesen, die sich geschichtlich zur „Hohen Straße“ über Leipzig—Görlitz nach Breslau¹⁸⁾ und zur „Niedern Straße“ im Zuge Torgau—Glogau¹⁹⁾ ausgestaltet haben, und denen mit der allmählichen Erschließung des Gebirges als dritte Hauptlinie diejenige an die Seite trat, welche durch die Städtegründungen am Nordrand des Gebirges von Zauer und Reichenbach bis Münsterberg, Reisse und Troppau gekennzeichnet ist.

Während die Thüringer ein Altstamm sind, stellen die Obersachsen selber bereits eine Kolonialbevölkerung dar, welche durch Mischung aus altländischen Bestandteilen hervorgegangen ist. Daß daran Ostfranken teilgenommen haben, wurde schon gesagt. Auch Elemente anderer altdeutscher Stämme, von denen sich Spuren in der schlesischen Mundart finden, sind durch den Umschmelztiegel des Obersächsischen hindurchgegangen. Den Kern haben Thüringer und Hessen abgegeben. Niederdeutsche Bestandteile verschiedener Art, Salsfranken, Ripuarier, Niedersachsen, sind zugeflossen. Es ist aber hier nicht notwendig, sie im einzelnen zu besprechen²⁰⁾. Wir wenden uns vielmehr unserem Hauptproblem zu.

Im Falle der thüringisch-meißnerischen Auswanderung nach Osten wird dieses Problem zur Frage, ob davon neben den schlesischen Herzogtümern auch der sudetenschlesische Streifen betroffen worden ist. Kein Zweifel besteht, daß Siedler von der Markgrafschaft Meißen her auf den verschiedenen Pässen das Erzgebirge überschritten haben und in Böhmen festhaft geworden sind. Weder Frings noch Schwarz nehmen indessen eine Fortsetzung dieser Wanderzüge entlang des inneren Sudetenrandes an. Es fehlt in diesem Falle also die böhmische Parallelbahn zu jenen, welche auf den lausitzisch-schlesischen Straßen²¹⁾ den Hauptstrom der deutschen Ansiedler nach Schlesien gebracht haben. Dennoch ist — immer nach den Kennzeichen der Mundart — das sudetenschlesische Gebiet von der thüringisch-obersächsischen Zuwanderung nicht unberührt geblieben. Das ist zu zeigen.

Zwischen der Mundart, welche Schwarz, um ihr im engeren Rahmen einen eigenen Namen zu geben, als das „Nordböhmisches“ bezeichnet, das heißt von der Rannitz bis ins Fiergebirge, besonders aber im Friedländer Zipfel einerseits und dem „Niederländischen“ andererseits, das den größten Teil der Lausitz und Niederschlesien einnimmt²²⁾, herrscht eine weitgehende Übereinstimmung, welche sich nicht nur auf gewisse oberfränkische, sondern auch auf mitteldeutsche Formen bezieht, deren Heimatgebiete bis an die Rhön hin nach Westen reichen (Schwarz S. 170, bes. 173, 178).

¹⁸⁾ Zuletzt behandelt von Hildegard Gritschter, Verkehrsgeographie der Ober-Lausitz, Beihfte z. d. Mitteil. d. Sächsisch-Thüringischen Vereins für Erdkunde zu Halle a. d. S. Nr. 3, 1934, S. 23 ff., bes. 26 ff. Vgl. auch die folgende Anmerkung.

¹⁹⁾ S. darüber F. Rauer, Zur Geschichte der alten Handelsstraßen in Deutschland, Petermanns Mitt. Bd. 52, 1906.

²⁰⁾ Vgl. oben Anm. 12.

²¹⁾ Bei Frings sind sie schematisch zu einer zusammengefaßt, auch bei Schwarz entsprechen sie, trotz ihrer Mehrzahl, nicht den tatsächlichen Straßenzügen (siehe auch oben Anm. 14).

²²⁾ S. die Karte bei Jungandreas, Beiträge, S. 11.

Ein kleiner tschechischer Zipfel an der oberen Pser nach Norden ziehend führt bekanntlich fast zu einer Unterbrechung des deutschen Sprachgebietes in Böhmen. Von hier an rechnet Schwarz den „süd-schlesischen Sprachraum“. Dieser umfaßt bei ihm Ostböhmen, die Grafschaft Glatz, Nordmähren, das ehemalige Österreichisch-Schlesien und anschließende Teile Oberschlesiens. Es kommen in ihm „mehr oder minder gewisse von Mittel- und Nordschlesien abweichende Züge vor. . ., ohne daß es gelingen will, dieses Gebiet eindeutig zu begrenzen“ (S. 179).

Sein westlichster Teil, das Rochlitzer Gebiet an der Pser, fällt für eine Erörterung der Kolonisationsvorgänge des Mittelalters aus, da es stärker erst seit dem 16. Jahrhundert besiedelt wurde. Indessen ist es für unser Gesamtproblem sehr bemerkenswert. Die mundartliche Analyse ergibt: „Zuwanderung aus der lausitzischen, nordböhmisches, gebirgsschlesischen und ostböhmisches Nachbarschaft . . ., wobei die zwei erstgenannten Gebiete überwiegen“ (S. 187). „Gebirgsschlesisch“ bezeichnet hier und im Folgenden die Mundart, welche auf der Nordseite des Sudetenkammes vom Psergebirge bis ans Gesenke gesprochen wird²³).

„Deutlich gebirgsschlesisch ist das Wekelsdorfer Gebiet“ (Schwarz, S. 187). Daß die Mundart hierher von Schlesien hereingetragen worden ist, stellt sich Schwarz im Sinne einer Zuwanderung der ersten Kolonisten von (oder über?) Schlesien vor. Dafür beruft er sich auch auf geschichtliche Quellenbelege. An der urkundlichen Tatsache, daß die Besiedlung hier auf herzoglich schlesischem Boden älter ist als auf königlich böhmischem, kann man eben schlechterdings nicht vorbeigehen. Wenn ferner Schwarz als die Einbruchsstelle jene angibt, die über Schaglar und über Schömberg her vom nördlichen Gebirgsvorland nach Böhmen führt, so trägt er damit den ebenfalls nicht zu übersehenden Naturgegebenheiten der Landschaft Rechnung (S. 189). Eine andere Einbruchsstelle führt bei Braunau herein, und auch auf ihr ist gebirgsschlesisches Sprachgut nach Böhmen gelangt (S. 197)²⁴).

Von diesen Einbruchstellen aus strahlt das Gebirgsschlesisch, nach Westen hin allmählich an Stärke abnehmend, bis gegen Rochlitz hin aus. Dabei denkt Schwarz mindestens zum Teil an weitere unmittelbare Zuwanderung aus den Herzogtümern (S. 190 oben).

In der ganzen Landschaft südlich des Riesengebirges ist das Gebirgsschlesisch mit Glatzischen Sprachelementen durchsetzt. Auch diese sind für Schwarz durch einen Siedlerstrom hereingetragen, den er auf das 13. Jahrhundert ansetzt (S. 189f.). Noch mehr wie bei dem über Schaglar eingebrochenen hätten wir es also mit einem solchen zu tun, welcher der west-östlichen Grundrichtung der Kolonisationsbahnen entgegengelauten, ist.

Die Grafschaft, welche hier als Kraftzentrum von Siedler- (und vielleicht auch von davon unabhängigen Sprach-)wellen erscheint, ist selber, zwischen die Gebirgskämme eingebettet und bald zu Böhmen, bald zu Schlesien gehörig, nicht einheitlich in ihrer Sprache und daher gewiß auch nicht in der Abstammung ihrer ersten Ansiedler. Gebirgsschlesisch-lausitzische Züge herrschen vor, daneben stehen solche, welche auf die Ge-

²³) S. auch die Anm. 21 erwähnte Karte.

²⁴) Oder denkt sich Schwarz die gebirgsschlesischen Elemente hier von der Grafschaft Glatz her zugewandert?

gend von Fulda und die Rhön als Heimat verweisen und solche noch südlicherer, ostfränkischer Herkunft (bes. S. 196f). Mit der Grafschaft stimmt der deutsche Teil des Adlergebirges in Böhmen in der Sprache überein, im besonderen zeigt er dabei Formen, wie sie im Braunaauer Ländchen vorkommen (S. 199).

Das nordmährische Friesetal dagegen um Grulich spricht entschieden eine gebirgsschlesische Mundart. Diese ist hier am weitesten nach Süden vorgedrungen, und das ist gewiß, wie Schwarz es sich vorstellt, nur durch Heranziehung von Siedlern zu verstehen, welche diese Mundart mitbrachten (Schwarz möchte Herkunft aus der Wefelsdorfer Gegend annehmen, was nur als Vermutung gelten kann, S. 200). Umgekehrt sieht er sich (S. 226) zur Annahme „gleicher starker, ostfränkischer Elemente“ beiderseits des Spieglichter Schneebergs veranlaßt, welche also, wie sie sich im Graupetal niederließen, so wohl auch von Süden her in die Grafschaft eingedrungen wären.

Das Violettetal um Freiwaldau, das einst dem Bischof von Breslau unterstand und auch durch den Flußlauf nach dem Norden gewiesen wird, zeigt enge, sprachliche Verwandtschaft mit dem übrigen Bischofslande um Reisse. Es weist andererseits in zunehmender Staffelung nach Süden zu jene Sprachformen auf, die jenseits des Altwaters in Nordmähren zu Hause sind (S. 201f). Dieser Befund legt Schwarz, wenn wir ihn recht verstehen, auch auf Grund der rein linguistischen Kriterien die Annahme nahe, daß die Besiedlung vornehmlich vom schlesischen Vorland her erfolgt sei. Damit würde nochmals das Eindringen vorwiegend mitteldeutscher Elemente von dort her bis tief ins Gebirge nachgewiesen.

Im ganzen genommen lassen sich also in nicht unerheblichem Umfange an der Hand der heutigen Mundart innerhalb der deutschen Bevölkerung in und südlich des Gebirges Einschlüsse aus dem nördlich desselben zur Niederlassung gelangten Siedlerströme aufweisen. Wenn sich derart auch keine eigentliche Parallelität der Wanderbahnen von Siedlerkolonnen hüben und drüben ergibt, wie sie für die oberdeutschen, namentlich die ostfränkischen, Elemente nachweisbar schien, so besteht doch eine Verzahnung des Nord- und Südraumes durch das Ausschlagen von der einen Siedlerbahn in das Bereich der anderen hinüber. Damit ist im Grunde das gleiche Ergebnis erzielt worden, das uns im besonderen angeht: Es hat sich in Hinsicht auch der mitteldeutschen Elemente (samt den in sie eingegangenen niederdeutschen) eine gleichsinnige Struktur im reichsschlesischen wie im sudetenschlesischen Abschnitt herausgestellt. Dabei werden in bezug auf diese mitteldeutsche Einwanderung die schlesischen Herzogtümer das Durchgangs- und vielleicht auch zum Teil das Mutterland abgegeben haben.

Wir sind in den letzten Betrachtungen durchaus Ernst Schwarz gefolgt. Er allein bietet ja so eingehende Erörterungen über Kleinlandschaften und macht gerade hier sein Versprechen wahr, zu feineren Unterscheidungen zu gelangen, als es bisher möglich war. Indessen besteht auch bei Frings die Grundanschauung von dem Übergreifen des nördlichen Siedlerstromes über den Gebirgswall. Das zeigt seine Karte. Ja man kann sogar, wenn man bei deren schematischem Charakter auf solche Einzelheiten Wert legen will, beobachten, daß Frings ziemlich die gleichen Einfallswegen hat ezeichnen lassen, wie Schwarz sie später angenommen hat.

Frings stellt nun aber diesen Einbrüchen von Norden her ebensolche entgegen, die von der südlichen Siedlungsbahn, auf welcher die Oberdeutschen durch Böhmen geführt worden sind, nach Schlesien abzweigen. Bei Schwarz finden wir nichts davon. Dies beruht kaum darauf, daß Schwarz nur das Sudetendeutsche Gebiet im Auge hat. Denn wir teilten schon mit, wie sehr er sich auch um dessen nördliche Anschlußlandschaft bemüht. Wenn er aber mit der Feststellung recht hat, daß die Einschlüsse der mitteldeutschen Siedler in Ostböhmen durch das früher besiedelte Schlesien herangeführt worden sind, dann ist ein sicherer Grund zu erkennen, warum eine Gegenwirkung größeren Umfangs von Böhmen her durch die Gebirgspässe hindurch ins schlesische Vorland nicht angenommen werden kann. Dieses hatte die Hauptmasse seiner Siedler schon eher empfangen. Wir sind uns natürlich des sehr bedingten Charakters aller Aussagen bewußt, welche wir den Karten entnehmen. Wir wollen sie nicht pressen. Ein Hinübersiedern von Bevölkerungsbestandteilen von der einen auf die andere Gebirgskante hat gewiß vom Beginn ihrer Erschließung durch die Deutschen angefangen bis heute ununterbrochen angehalten. Die Frage ist nur, ob auch richtige Abzweigungen des durch Böhmen gegangenen Siedlerstromes über die Sudeten hinüber nach Schlesien anzunehmen sind, um die oberdeutschen, besonders die ostfränkischen Elemente zu erklären, welche hier in der Mundart angetroffen werden. An dieser Stelle also scheiden sich Frings und Schwarz. Ersterer führt diese Elemente Schlesien vornehmlich auf dem Wege über Böhmen zu, Schwarz hingegen auf der lausitz-schlesischen Wanderbahn. Wir haben diesen Unterschied aber deshalb hervorgehoben, weil damit eine weitere Aufgabe für die Forschung aufgestellt ist. Sie soll zusehen, wie weit sie mit rein linguistischen Beweisstücken diese Frage entscheiden kann. Daß bei Schwarz urkundliche Nachrichten mitspielen, haben wir schon bemerkt.

Das Hereindringen der mitteldeutschen Elemente in den inneren Sudetenraum ist begreiflicherweise an die naturgegebenen Übergänge übers Gebirge gebunden. Je weiter wir nach Osten gelangen, um so mehr sinken die Gebirgskämme herab, um so enger reihen sich die Siedlungen über Wasserscheiden und politische Grenzen weg aneinander und um so inniger wird auch in der Sprache die Verschmelzung der jeweils auf dem nördlichen und südlichen Wege eingewanderten Formen und des Wortschates (Schwarz S. 221). Auch hier gelangt die Mundartforschung zu der Annahme einer weitgehend gleichen Abstammung der Siedler. „Wenn wir finden, daß vom Nordabhang des Riesengebirges bis nach Leobschütz, Glazer Land, Ostböhmen und Nordmähren-Ruhländern hessisch-rhönische²⁵⁾ Züge vorhanden sind, so ist diese Tatsache nur durch Siedlergleichheit zu beiden Seiten der alten böhmisch- bzw. mährisch-schlesischen Grenze zu erklären, durch Einsetzen derselben Siedler sowohl im Süden des alten Schlesien wie im Norden Ostböhmens, der Grafschaft, Nordmährens, Oberschlesiens. Zu beiden Seiten der Sudeten sind dieselben Elemente am Aufbau der Sprachlandschaften beteiligt“ (Schwarz S. 225 f.). Dabei nimmt Schwarz an, daß die Einwanderung dieser Elemente den Weg vornehmlich über Schlesien genommen habe, und er glaubt ihre Aus-

²⁵⁾ Ist das Wort „rhönisch“ glücklich gewählt angesichts des Umstandes, daß die Rhön ein dünn bevölkertes Gebirgsland gewesen ist?

wirkung, indem er zum Teil wiederum geschichtliche Anhaltspunkte zu Hilfe holt, bis ins Mährisch=Altstädter Becken und das Teßtal einerseits, bis in das Liebau=Oskauer Gebiet andererseits (S. 227), ja in Ausläufern bis in die westmährische Sprachinsel von Deutsch=Brodek (S. 229) verfolgen zu können. Danach tragen gerade der West= und Ostflügel Nordmährens die Spuren dieses nördlichen Einwandererstromes. Indessen hält Schwarz dafür, daß auch die Mitte einst davon betroffen worden ist. Hier sei die Sprache nur durch das Überwiegen der über Böhmen eingewanderten Ostfranken umgestaltet worden. Das südliche Mundartelement habe über das nördliche den Sieg davongetragen. Der Vorstoß des ersteren sei über die Breite des niedergelegten Gesentewaldes bis in die Oppalandschaft und gegen Oberschlesien hin gegangen. Andererseits hätten die mitteldeutschen Kolonisten, deren Heimat Schwarz hier einmal (S. 236) auf die „Gegend Fulda—Gotha—Meiningen“ bestimmt, über Niederschlesien vorrückend weit nach Süden — in der Annahme solcher Einschüsse in Nordmähren stimmt Frings wiederum mit Schwarz überein — und Südosten hin gewirkt. Dem geschlossenen deutschen Sprachgebiet sind hier mit Kostental, Ratsher diesseits, Schönwald, Anhalt und Bielitz jenseits der Oder Spizen und Inseln vorgelagert, deren Grundcharakter durch solche Elemente bestimmt ist. Die Tatsache aber, daß es sich dabei zum Teil um Sprachinseln handelt, welche sehr altertümliche Formen erhalten haben, erlaubt wertvolle Schlüsse. Dem Sprachforscher erschließt sich als Herkunftsgbiet der dortigen Kolonisten nicht eine altdeutsche Heimat, sondern eine Gegend Oberschlesiens, und zwar das fruchtbare, seit je besiedelte Lössland um Neustadt und Zülz (Schwarz, S. 208, 211, 215), welche, früh auch von der deutschen Kolonisation betroffen, selber bald eine Ausgangsstellung für neue, weitergreifende Wanderbewegungen geworden ist. Damit wäre dank der neuartigen Mittel der Mundartforschung die bekannte, schon oben ausgesprochene Tatsache für Schlesien belegt und in genauer Lokalisation anschaulich gemacht, daß im Fortschreiten der Kolonisation immer mehr die eben erst deutsch besiedelten Gebiete die Kolonisten für den ferneren Osten aufgebracht haben.

In diesem Zusammenhang sei an die von Doubek gebotene Feststellung erinnert, daß die Sprache des deutschen Kolonistendorfes Krzemienica in der Łańcuster Gegend Mittelgaliziens nach Ausweis des Schöffenbuches vom Ende des 15. Jahrhunderts ostmitteldeutschen, genauer schlesischen Lautstand aufgewiesen hat²⁶). Krzemienica aber ist nur eines jener zahlreichen deutschen Dörfer, die während des ausgehenden Mittelalters in fast ununterbrochenem Zuge von Klempen bis Rotrußland angelegt worden sind, wie 1934 Kurt Lüd stärker als je nachweisen konnte²⁷).

Daß auch die Bielitzer Sprachinsel nur noch der Rest eines ehemals viel umfangreicheren deutschen Siedlungsgebietes darstellt, ist bekannt.

²⁶) Das Schöffenbuch der Dorfgemeinde Krzemienica aus den Jahren 1451 bis 1482, hg. v., eingel. und bearb. von F. A. Doubek und H. F. Schmidt (Sächs. Forschungsinstitut für Rechtsgeschichte in Leipzig. Quellen zur Geschichte der Rezeption, 2. Bd.), Leipzig, 1931, S. 60*, dazu 5*f.

²⁷) Kurt Lüd, Deutsche Aufbaucräfte in der Entwicklung Polens. Forschungen zur deutsch-polnischen Nachbarschaft im ostmitteleuropäischen Raum (Ostdeutsche Forschungen, hg. von W. Rauder, Bd. 1), Plauen 1934. Mit 10 Karten.

Deshalb war sie einst um so geeigneter, einen Brückenpfeiler noch weiter nach dem Südosten hin zu bilden, als die deutsche Wanderbewegung den Beskidenwall überschritt. Es verwundert unter diesen Voraussetzungen nicht, die eben besprochenen mitteldeutschen Elemente zum Teil auch in Oberungarn, in der Kremnitz-Deutschprobener Sprachinsel, anzutreffen (Schwarz S. 276 ff.).

Man darf in allen diesen Fällen als ihre Träger zum Teil wohl eigentliche Weiterwanderer ansehen, das heißt Kolonisten, welche etwa nach unbefriedigenden Erfahrungen an der ersten Niederlassungsstelle ihren Stab weiterzogen; in der Hauptsache aber handelte es sich gewiß um die Menschenüberschüsse, welche in der fruchtbaren Kolonistenbevölkerung selbst bald entstanden. Je länger und je breiter Schlesiens schon mit Deutschen erfüllt war, um so mehr konnte es selber die Kolonisation speisen. Nehmen wir alle diese Beobachtungen zusammen, so tritt deutlich vor Augen, wie sich das Deutschtum des gesamtschlesischen Raumes in der Spätzeit der Kolonisationsbewegung aus sich selbst heraus ausgeweitet hat. Dadurch wird gerade für die östlichen Teile dieses Raumes die Gleichheit der Abstammung seiner deutschen Bewohner mit den Kerngebieten bewiesen. Diese sind die Mutterlandschaft jener.

Damit sind wir zu unserer Ausgangsfrage zurückgekehrt und übergehen, um die Hauptlinie der gewonnenen Antwort festzuhalten, Einzelheiten, namentlich über den Schönhengst und über die bayrischen, durch Mähren zugewanderten Elemente, weil sie im Gesamtaufbau keine entscheidende Rolle spielen.

* * *

Nicht aber dürfen wir an einem anderen Gedanken vorübergehen, der als Gegengewicht und Korrektur des bisher Ermittelten seine Beachtung verlangt. Die Ausbildung der schlesischen Mundart ist mit dem Nachweis der verschiedenen die Bewohnerschaft zusammensetzenden Siedlerströmungen noch nicht abschließend erklärt. Der Mischung von Kolonisten verschiedener Heimatgaue und ihrer Dialekte mußte notwendig eine Angleichung der letzteren untereinander folgen. Wir haben auf diesen Vorgang schon mehrmals angespielt. Mitgebrachtes Sprachgut der einen Gruppe wurde zugunsten des einer anderen aufgegeben, hier siegte im Wettstreit die eine, dort die andere Heimatform, oder es entstand aus der Verbindung beider eine neue, dritte, dem Kolonialland eigene. Dieser Prozeß hat schon sehr frühe eingesetzt. Frings schildert eindringlich die Herausbildung einer ostmitteldeutschen „Durchschnittssprache“ (S. 6 f.), wie sie sich auf dem Kolonialboden, zuerst im Obersächsischen Gebiet, durch die Mischung der westmitteldeutschen mit nieder- und oberdeutschen Elementen vollzogen hat. Nicht anders rechnet Schwarz mit einer solchen „Kolonistensprache“ (S. 13, 109, 270) östlich der Saale. Aus diesem ersten Staffeldraum der ostdeutschen Kolonisation ist dann viel Sprachgut bereits in dieser umgestalteten Form nach Schlesien gewandert. Es hat nicht alles erst hier umgeschmolzen und ausgeglichen werden müssen. Das werdende deutsche Sprachgebiet um die Ober- und die Sudeten war freilich, wie kaum ein anderes, selber vorgebildet, diesen Prozeß zu fördern. Nur Wagner hat schon 1927 in seinen „Deutschen Sprachlandschaften“ auf diese besondere Eigenschaft des Gebietes, unseres gesamtschlesischen

Raumes, hingewiesen²⁸⁾. Gleich einem Keil ist es noch heute auf zwei Seiten von dem fremden Sprachtum der Tschechen und Polen umgeben, aber auch auf der dritten war es anfangs durch das Wendentum und die Wald- und Sumpflandschaft der Lausitzen, welche die Kolonisation sozusagen übersprungen hat, in gewissem Maße von dem übrigen Deutschland abgetrennt. Innerhalb dieser passiven Isolierung, um mit Wagner zu reden, hat sich die Vermischung der Siedlermundarten zum Schlesiſchen abgeklärt. Wohl weist es noch heute Schattierungen auf, wie die Begriffe des Niederländischen, des Gebirgsschlesiſch und die feineren Unterscheidungen beweisen, welche auch wir angewandt haben. In ihnen spiegelt sich vornehmlich die verschiedene Zusammenſetzung des schlesiſchen Stammes jeweils aus mittel- oder oberdeutschen Bestandteilen wider. Indessen sind dem Schlesiſchen inſgesamt doch weitgehend gemeinsame Züge zuzuschreiben. Diese Tatsache ist es ja — um den Beweis mit kurzen Worten zu führen —, welche trotz der unverkennbaren Einschüſſe bayriſcher und ostfränkischer Herkunft dennoch das Schlesiſche als mitteldeutsche Mundart zu bezeichnen erlaubt. Die beſondere Disposition des schlesiſchen Raumes hat nun ſelbſtredend nicht allein in der einfachen örtlichen Ausgleichung zwischen aufeinanderstoßenden Heimatmundarten ihre Wirkung getan. Vielmehr hat dieser Raum den Rahmen für eine Vereinheitlichung großen Stiles abgegeben, so daß „ſich innerhalb der ostmitteldeutschen Durchſchnitts- oder Kolonialſprache ein beſonderer schlesiſcher Durchſchnitt auf Grund der beſonderen Beſiedlungsvorgänge und der nachfolgenden politiſchen Geſchichte des schlesiſchen Raumes entwickelt hat²⁹⁾.“ Kurt Wagner glaubte dabei, einen „Entwicklungskern der schlesiſchen Mundart“ feſtſtellen zu können und ihn in jenem Gebiete zu finden, „in dem ſich die deutsche Koloniſtenbevölkerung am unvermischtesten angeſiedelt hat, und in dem die schlesiſche Fürſten- und Städtekultur des Mittelalters ihre höchſte Blüte erlebt hat. Von dieſem Zentrum aus ſind zahlreiche Erſcheinungen ausgeſtrahlt über den durch Polen und Wenden abgeſchloſſenen Raum und haben ſo eine in der Hauptſache einheitliche Sprachlandschaft geſchaffen“ (M. a. D. S. 66).

Hier iſt bei Wagner ſtärker, bei Frings ſchwächer als das zweite maßgebende Moment für die ſprachliche Gemeinschaft im schlesiſchen Raume das angeſprochen, was wir oben (S. 10) als „gleichſinnige kulturelle Einwirkungen“ innerhalb einer Nachbarschaft bezeichnet und zur Debatte geſtellt haben. Wagner denkt unmittelbar an kulturelle Kräfte, aber auch Frings, der mit dem „politiſchen Geſchichte“ auf den ſtaatlichen Zusammenhang hinzuweiſen ſcheint, iſt ſich in all ſeinen Studien der „kulturplastiſchen“ Wirkung der Staatsverbände ſo bewußt, daß hier kein Widerſpruch beſteht.

Die Doppelheit der Motive ſchleiſcher Gemeinschaft dergeſtalt anerkannnt, wie ſtehen dieſe Motive, fragen wir weiter, zueinander? Bei Wagner ſind gemeinſame Abſtammung und kultureller Ausgleich ohne unterſchiedliche Wertung noch einfach nebeneinandergeſtellt. Bei Frings jedoch iſt das Verhältniſſ der beiden Hauptkräfte ganz genau beſtimmt.

²⁸⁾ Kurt Wagner, Deutsche Sprachlandschaften (Deutsche Dialektgeographie, Berichte und Studien über G. Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reichs hg. von F. Wrede, Heft XXIII), Marburg 1927, S. 20.

²⁹⁾ Frings a. a. D., S. 27. Über die ſchleiſche Kolonialſprache ſ. auch Schwarz a. a. D. S. 239, 270 ff., beſ. 273.

In seinen westdeutschen Studien hat er seinerzeit als erster erkennen gelehrt, welch starkes Sprachlandschaftsprägendes Vermögen den staatlichen Gebilden innewohnt. In unserem Falle schränkt er deren Rolle für das Kolonialland jedoch darauf ein, daß sie „einen Teil des in und seit der Siedlerzeit herangezogenen oder entwickelten Sprachmaterials geographisch ausgeformt, anderes nur überdacht (haben), ohne den Grundriß zu ändern“ (S. 29).

Mit diesen Worten empfangen wir die klare Antwort, die wir oben suchten (S. 10 f.), um die Ursachen der Gemeinschaft im gesamt-schleisischen Raume zu bestimmen. Wir bekommen bestätigt, was wir vermuteten: Daß diese Gemeinschaft auf einem Zusammenwirken verschiedener Kräfte beruht, der Abstammung nämlich und der geschichtlichen Ausprägung, wobei die letztere wieder ein in sich sehr komplexer Faktor ist. Wir erhalten eine Rangordnung der genannten Kräfte: Es überwiegen in seiner Bedeutung bei weitem jener der gleichen Abstammung. Das Moment der kulturellen Angleichung ist ihr gegenüber sekundär und dies nicht nur im zeitlichen Sinne. Das erstere hat die Sprachgemeinschaft begründet, das letztere sie nur ausgeformt. Die gleichartige Abstammung, das haben wir gesehen, geht zum Teil auf parallele Einwanderung aus denselben Heimatgauen in einzelnen Teilen des schlesischen Stammesgebietes, zum Teil aber auch auf die Weiterwanderung aus den zuerst besiedelten Teilen, auf Selbstausfäulung des schlesischen Stammes zurück. Beide Vorgänge haben wir in Beispielen von größerer oder geringerer Bestimmtheit, aber im ganzen doch so deutlich erfassen können, daß sie als Grundvorgänge nicht zu bezweifeln sind. Durch diese Erkenntnisse der Sprachforscher wird dem Begriff des schlesischen Stammes die volle Bedeutung im unmittelbarsten Sinne des Wortes verliehen.

* * *

Wir haben bisher von der Mundart gesprochen. Am Anfang aber stand die weitergehende Frage nach den Gemeinsamkeiten überhaupt im schlesischen Raume. Wie weit hat auch für sie Geltung, was wir hier über den schlesischen Zweig der deutschen Sprache ermittelten?

Das Thema, das wir damit anschneiden, ist so weitläufig, daß es unmöglich die Absicht sein kann, es hier anhangsweise zu erörtern. Es mögen nur die Richtungen angedeutet werden, in denen die Antwort gesucht werden muß.

Offenkundig ist, daß die an der deutschen Mundart gewonnenen Einsichten nicht für alle Schlesier gelten können. Denn ein Teil von ihnen ist ursprünglich nicht deutscher Abstammung gewesen und hat die Sprache der Einwanderer erst allmählich angenommen, und ein Bruchteil vollbewußter Schlesier gebraucht auch heute noch nicht das Deutsche als seine Hausprache. Bei ihnen beruht ihr Schlesiertum auf Bodenverbundenheit und auf geschichtlicher Prägung.

Zum andern stellt die Mundart einen gegenüber anderen zweifellos recht altertümlichen Besitz dar. Nicht bei jedem Kulturgut geht die Formung in den Grundzügen bis in die Zeit der mittelalterlichen deutschen Kolonisation zurück. Sehr oft ist sie durch Kräfte sehr viel jüngeren Datums bewirkt worden.

Schon 1930 haben wir in einem ersten Aufsatz³⁰⁾ auf eine Reihe von Momenten hingewiesen, welche in den Jahrhunderten nach der Kolonisation an der Erweiterung und Ausgestaltung der Lebensgemeinschaft des gesamt-schleifischen Raumes gearbeitet haben. Diese Gedanken auszubauen, ist eine Hauptaufgabe unserer Forschung³¹⁾. Jene Hinweise betrafen vorwiegend die eigentliche Sudetenlandschaft und deren wirtschaftliche Entwicklung. Man wird weitergreifen und alle Lebensgebiete durchmustern müssen.

Wer aber jemals derartige Studien betrieben hat, dem ist es ein Gemeinplatz, daß unter allen Faktoren keiner zu unseren Tagen her so sehr an prägender Kraft zugenommen hat, wie der des Staates³²⁾. Das beruht ebenso auf der unbeabsichtigten Wirkung seines wachsenden Gewichtes wie auf der planvollen Einsetzung seiner immer vielseitiger gewordenen Mittel. Man braucht nur an die allgemeine Wehrpflicht und Schulpflicht zu erinnern, um diese Erscheinung verständlich zu machen. In ihnen liegen stärkste Kräfte ununterbrochener und gleichartiger Beeinflussung. Es ist richtig, daß diese Faktoren, zum mindesten in Ostdeutschland, meist nicht mehr in der provinziellen oder stammlichen Begrenzung wirksam geworden sind, sondern in weitere, am Ende in allgemein-deutsche Zusammenhänge hineingezogen haben. Indessen haben sie doch stets je nach der Landschaft Abschattungen erfahren, und in den letzten Jahrzehnten ist, gerade in Reaktion gegen eine allzu rasch sich von der Scholle lösende modern-technische Lebensgestaltung der Heimatgedanke mächtig geworden. Er hat einen gewissen Ausgleich der bodenverbundenen Kräfte und der uniformierenden Zeitströmungen herbeigeführt und den letzteren etwas wie Heimatfarbe verliehen. So sind ohne Zweifel auch sie an der Ausbildung von stammlich-landschaftlichen Kulturprovinzen beteiligt gewesen. Daher steht auch für die unsere zu vermuten, daß ein Gutteil ihrer Formung erst den neueren Jahrhunderten angehört.

Je mehr man aber von der Einwirkung dieses Faktors erwarten darf, um so mehr ist zu beachten, daß niemals alle Teile des gesamt-schleifischen Raumes einem politischen Verbände angehört haben. Man wird sogleich und mit Recht darauf hinweisen, daß ein Zusammenhang zwischen ihnen doch immerhin in der höheren Sphäre, seit dem 14. Jahrhundert als Ländern der böhmischen Krone, seit dem 16. Jahrhundert als Teilen der habsburgischen Hausmacht, bestanden hat; und es ist nicht zu leugnen, daß dieser Zusammenhang sehr viel dazu beigetragen hat, ihr kulturelles Antlitz zu modellieren. Indessen bleibt bestehen, daß in der Zeit der stärksten Einwirkungsmöglichkeit des politischen Faktors, seit der Ausbildung des absoluten und bürokratischen Staates um die Mitte des 18. Jahrhunderts, das schleifische Stammesgebiet durch die Grenzen scharf getrennter Staatsindividualitäten zerschnitten worden ist, welche in ihrem kulturellen Habitus zum Teil entgegengesetzte Typen vertraten. Zu dem Kulturbesitz des schleifischen Stammes, welcher den jüngeren Jahrhunderten angehört, muß man daher, anders als bei der tieferwurzelnden Mundart,

³⁰⁾ Hermann Aubin, *Geschichtliche Grundlagen der Gemeinsamkeit im gesamt-schleifischen Raume*, *Schleifisches Jahrbuch*, Jahrgang 3, 1930/31, S. 70 ff.

³¹⁾ Vgl. oben Anm. 3.

³²⁾ S. das oben Anm. 6 angeführte Werk oder Gustav Jungbauer, *Staatsgrenzen und Volkskunde*, *Zeitschrift für Volkskunde*, N. F. Bd. 2 (1931).



die Spuren dieser Staatsindividualität zu finden erwarten. Und wer ist nicht, selbst bei oberflächlicher Betrachtung auch nur der äußeren Merkmale, jener unterschiedlichen Züge gewahr geworden, welche hier der Charakter des preussischen und dort des altösterreichischen Staates dem Schlesiertum hinzugefügt hat?

Diese Feststellungen lenken unsere Gedanken nochmals zu ihrem Ausgangspunkt zurück und stellen die Bedeutung der Ergebnisse der Sprachforscher, auf welche wir aufmerksam machen wollten, ins hellste Licht. Wenn über dergestaltete Staatsgrenzen hinweg, trotz aller Schattierungen des schlesischen Wesens, nicht nur die Mundartgemeinschaft bewahrt, sondern auch sonst vielfältig ein gemeinsamer Grundzug ausgebildet worden ist, so scheint uns darin der nachdrücklichste Hinweis auf die Kraft jener Gemeinschaft im gesamtschlesischen Raume zu beruhen, welche durch die gleichartige Zusammensetzung der deutschen Einwanderer in der Kolonisationszeit aus altdeutschen Gauen geschaffen worden ist. Damit war jener — im großen gesehen — homogene Kern deutschen Geblütes entstanden, auf den Wagner als das Agens für die Bildung des Schlesiertums, zunächst in der Sprache, hinweist, von dem das erste Vermögen der Assimilierung vorgefundener slawischer Bevölkerungselemente ausgegangen ist, der kraft seines inneren Wesens aus den Mitteln und Gedanken der nachfolgenden Jahrhunderte ihm eigene Kulturformen hervorzubringen vermochte und den großen deutschen Zeitströmungen den Ton seiner Heimatfarbe verliehen hat. Die innere, die Abstammungsgemeinschaft ist es vor allem gewesen, welche auch in den späteren Zeiten einen Boden darbot, der bereit und geeignet war, die von einer oder der anderen Stelle des großen schlesischen Raumes ausgehenden Anregungen aufzunehmen und zu gleichgearteter Entwicklung zu bringen, obwohl die äußeren Geschehnisse den schlesischen Stamm niemals zur politischen Einheit zusammenwachsen ließen, ja nur noch stärker zerspalten haben.

Willi Czajka:

Nordschlesien in seiner Entwicklung von der Urlandschaft zur Kulturlandschaft

Jede besiedelte Landschaft ist ein Kulturgut ihrer Bewohner. So wie etwa ein Werkzeug oder ein sonstiges Gebrauchsgerät, ferner ein Gebäude oder ein Transportmittel vom Menschen geformt wird unter Verwendung dessen, was ihm die Natur dazu an geeigneten Stoffen darbietet, so ist auch die Landschaft mit allem, was sich in ihr an natürlichen Gegebenheiten findet, vom siedelnden und wirtschaftenden Menschen gestaltet. Nur vollzieht sich in dem einen Falle die Kulturschöpfung an einer geringen oder doch immerhin deutlich übersehbaren von der Natur gebotenen Materialmenge, während im Falle der Landschaft ein ganzer Erdbraum mit allen seinen Verflechtungen zwischen Boden und Klima, Oberflächengestalt und Gewässern, Pflanzen und Tieren der Gestaltung unterliegt. Wie aber an einem Gerät das beispielsweise verwandte Eisen auch nach der Formung Eisen bleibt, so bleibt auch die kulturell geformte Landschaft ein Naturgegenstand. So ist die Kulturlandschaft ein inniges und vielseitiges Wechselverhältnis von Natur und menschlicher Gemeinschaft. Dieses Wechselverhältnis besteht außerdem nicht nur darin, daß das kulturelle Schaffen der Gemeinschaft das Erscheinungsbild der Landschaft gestaltet, sondern — in Umkehrung hierzu — auch das gesamte Geistesleben dieser Gemeinschaft ist in Boden und Landschaft verwurzelt.

Somit ist die Landschaft nicht ein bloßer Lebensraum, sie ist — obwohl Naturgegenstand — die umfassende dingliche Gestalt einer Kultur und spiegelt in ihrem gesamten Gefüge, in ländlichen und städtischen Siedlungen, in Feldeinteilung und Feldnutzung Art und Umfang des Gestaltungswillens einer ganzen Folge von Geschlechtern. Denn die Arbeit an einer Landschaft ist ein fortgesetzter Ablauf. Er begann vor Jahrtausenden, als zum ersten Male eine Landnahme durch eine wirklich festhafte Bevölkerung vor sich ging. An diesem Anfang stand die eigentliche Naturlandschaft, eine Urlandschaft ohne wesentlichen menschlichen Eingriff. Änderte sich im Laufe der Entwicklung die völkische Gemeinschaft, die diesen Raum bewohnte, so zeigten sich auch Rückwirkungen auf die Landschaft. Sie sind uns in allen Einzelheiten nicht bekannt. Aber so lange die jetzige Bewohnerschaft als Volkskörper in einer Landschaft bodenständig ist, so weit weisen dann auch wesentliche Glieder der heutigen Kulturlandschaft auf die Anfänge dieser Gemeinschaftsbildung zurück.

Nordschlesien, der Nordsaum Schlesiens zwischen unterem Bober und dem Kreise Groß-Wartenberg, Wohngebiet eines Teiles des schlesischen

Neustammes, muß darum mit wesentlichen Gliedern seiner Kulturlandschaft in die Anfänge der Bildung dieses Neustammes zurückreichen. Tatsächlich waren die letzten 700 Jahre für die nordschlesische Kulturlandschaft von entscheidendem Einfluß. Einiges aus dem ländlichen Siedlungsbild reicht noch etwas weiter zurück. Die bevorzugten Siedlungsräume aber, d. h. die wichtigsten Wohngebiete aus der Zeit vor Beginn der großen mittelalterlichen Rodungen, treten bereits in den vorgegeschichtlichen Zeiten hervor. In der jüngeren Steinzeit begegnen sich für die Landnahme günstige natürliche Umstände mit der ersten bodenständigen Siedlung. Wie von hier aus der Entwicklungsgang der nordschlesischen Kulturlandschaft vor sich ging, wie die ursprüngliche Naturlandschaft zuletzt Kulturgut der heutigen Bewohner wurde, soll an einer Anzahl zeitlicher und aufeinander folgender Querschnitte skizzenhaft dargestellt werden¹⁾.

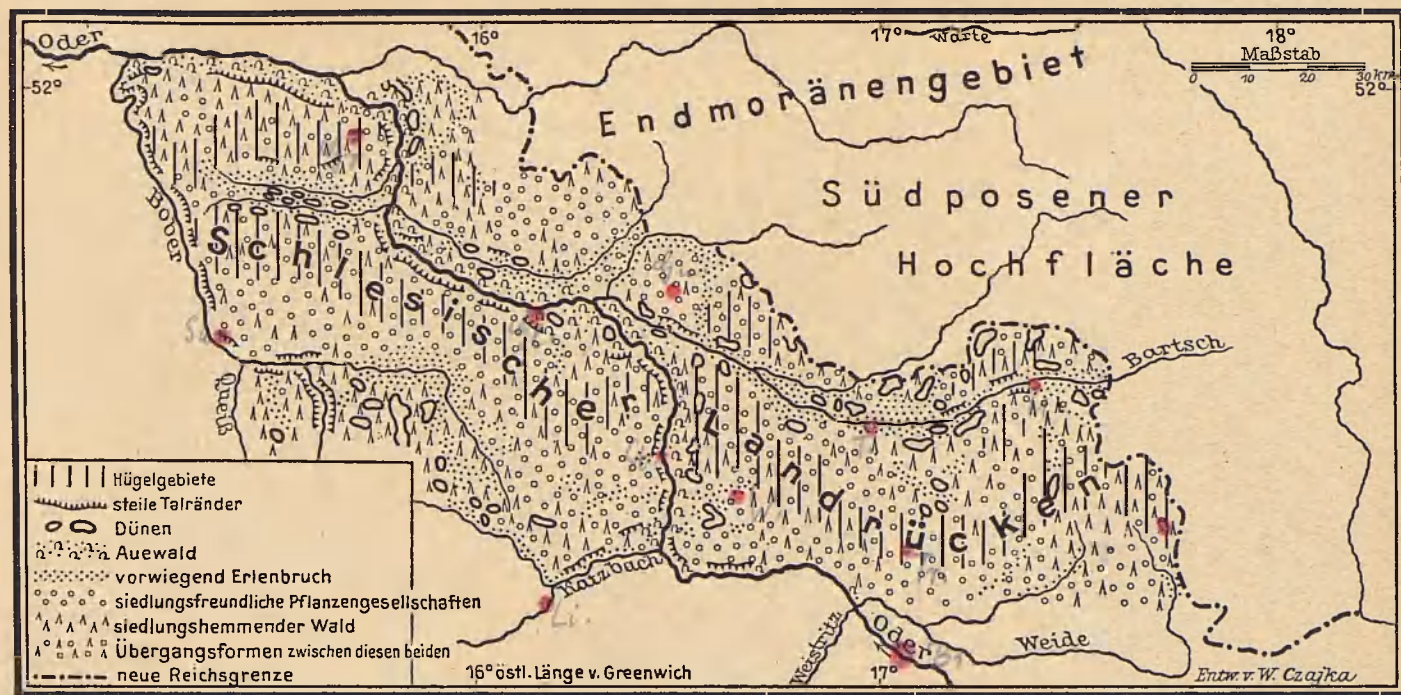
I.

Die Urlandschaft. Die Großformen Nordschlesiens verdanken ihre Entstehung der Eiszeit. Diese Großformen, die sich ungefähr von Westen nach Osten erstrecken, sind folgende: 1. Der Schlesische Landrücken, eine Hügelkette, die am Bober beginnt, die durch ein von Süden nach Norden gerichtetes Obertalstück — den südlichen Oderdurchbruch — eine breite Unterbrechung erfährt und sich dann unter mehrfachem Richtungswechsel bis über die schlesische Grenze hinaus erstreckt. 2. Das Glogauer Tal, das den schlesischen Landrücken nördlich begleitet, etwa in der Mitte die Oder in sich aufnimmt, östlich hiervon von der Bartsch durchflossen wird, weiter im Westen die Oder wieder nach Norden entläßt, sich aber als Talfurche noch ein gutes Stück in Richtung auf den Bober hinzieht. 3. Die Grünberger Hügel, die den westlichsten Teil des Glogauer Tales nördlich begrenzen und östlich des zweiten von Süden nach Norden verlaufenden Oderdurchbruches in einem Endmoränengebiet, das sich durch ganz Posen erstreckt, ihre Fortsetzung finden. 4. Die Südpolener Hochfläche, die sich zwischen diesem Endmoränengebiet und das Glogauer Längstal wie ein Keil einschiebt, an der Nordschlesien aber nur noch randlich Anteile besitzt.

Versezen wir uns in die Phase der Eiszeit, in der das Inlandeis noch bis zu den Grünberger Höhen und dem Südpolener Endmoränenzug reichte. Das gesamte Land südlich davon war bereits eisfrei, stand aber doch klimatisch völlig unter dem Einfluß der nahen Eismassen. Damals nahm das Glogauer Tal die Schmelzwässer des Eises in sich auf, die man allerdings in ihrer Menge nicht überschätzen darf. Inseln der Schmelzwässerabflüsse in den Tälern mögen die Ausblasungsgebiete für ein feines Staubbmaterial abgegeben haben, das durch die vom Eise herabwehenden Winde erfasst und südlich des Tales um Glogau und Trebnitz als Löß abgelagert wurde. So entstanden hier inmitten von leichten und mittleren Böden zwei Gebiete fruchtbarsten Bodens.

Lieferte die Eiszeit die Großformen der Nordschlesischen Landschaft, so hat die Nacheiszeit noch mancherlei Kleinformen hinzugefügt. Zu diesen gehören auch die Dünen, die aus den Talsanden aufgeweht wurden, und

¹⁾ Ausführliche Darstellung in W. Czajka, Der Schlesische Landrücken. Eine Landeskunde Nordschlesiens. Veröff. d. Schles. Ges. f. Erbk. u. d. Geogr. Instituts der Univ. Breslau, Heft 11: Teil I, 1931; Teil II erscheint demnächst als Heft 13.



Karte 1. Nordschlesien: Urlandschaft während der Landnahme in der jüngeren Steinzeit

die während der mittleren Steinzeit bevorzugte Siedlungsplätze der damaligen Jäger und Sammler waren. Inzwischen hatte die Landschaft durch die Einwanderung von Bäumen einen wesentlich anderen Charakter erhalten. Wo sich in den Senken Moore bildeten, haben die stets wachsenden Torfmoosschichten durch Konservierung der Blütenpollen ein getreues Bild der Waldgeschichte aufgezeichnet. Leider sind für Nordschlesien vorläufig nur wenige randlich gelegene Moorprofile auswertbar. Unter Beachtung des Vergleichsmaterials und bei Heranziehung der heutigen Bodenverteilung ergibt sich für das pflanzengeographische Bild der jungen Steinzeit etwa folgendes:

Die Buche war noch nicht eingewandert. Die verbreitetsten Waldbildner waren Eiche und Kiefer. In den Niederungen des Oberstromes hatte sich im Überschwemmungsgebiet ein Auwald angesiedelt, dessen Charakterbaum die Eiche war. Die Nebentäler wurden vorwiegend von Erlenbruch oder anderen Flachmoorgesellschaften eingenommen. Die inselhaft in den Niederungen auftretenden Trockengebiete der Dünen waren von einem lichten Kiefernwald bestanden, den man als Pflanzengesellschaft einen flechtenreichen Kiefernwald nennen muß. Das Pflanzenkleid der Hügel und Hochflächen gestaltete sich nach der Bodenart. Die Sandböden der Grünberger Höhen und des östlichen Landrückengebietes, vor allem auch die an Nordschlesien angrenzenden Teile der Niederschleissch-Laufitzer Heide besaßen zum Teil verhältnismäßig dichte und darum siedlungsfeindliche Waldbestände, vor allem wohl die Assoziation des Heidelbeer-Kiefernwaldes. Der überwiegende Teil des eigentlichen Landrückengebietes und der sich nördlich und südlich unmittelbar anschließenden Hochflächen, ebenso wie die nach Nordschlesien hineinreichenden Teile der Südpolener Hochfläche trugen siedlungsfreundliche Pflanzengemeinschaften, vor allem den Eichenmischwald. Er war sehr licht und stellenweise von größeren Freiflächen durchsetzt, wo also jederzeit eine von der Natur begünstigte Landnahme stattfinden konnte. Größere Freiflächen werden uns heute noch durch das Auftreten von Steppenpflanzen bestätigt, vor allem in der Trebnitzer und Glogauer Gegend, aber auch beiderseits des südlichen Oberdurchbruches und auf einigen Teilen der zu Schlesien gehörenden Abschnitte der Südpolener Hochfläche. Auch das westliche Landrückengebiet wurde vorwiegend von Eichenmischwald eingenommen. Hier fanden sich bereits an vielen Stellen Übergänge zwischen dem siedlungsfreundlichen Eichenmischwald und der Heidelbeer-Kiefernwald-Assoziation in Gestalt eines Kiefern-Eichenmischwaldes²⁾. Siedlungsgeographisch mußte er eine Mittelstellung einnehmen. Solche Bestände von Kiefern-Eichenmischwald mögen die Randlandschaften des südlichen Oberdurchbruchgebietes sowohl von der Glogauer wie auch von der Trebnitzer Gegend getrennt haben. Auch im Anschluß an die Heidelbeer-Kiefernwälder des äußersten nordschlesischen Westens und Ostens werden sich größere Flächen von Kiefern-Eichenmischwald befunden haben.

Within zeigt sich, daß die Ausdehnung siedlungsfreundlicher Pflanzengesellschaften durchaus die der siedlungsfeindlichen

²⁾ Die mutmaßliche Verbreitung des Kiefern-Eichenmischwaldes wurde auf Karte 1 durch den Wechsel der Signaturen für siedlungsfreundliche und -feindliche Pflanzengesellschaften angegeben.

überwog. Indem sich aber die dichterem Waldbestände gliedernd einschoben, erfuhr das ganze Gebiet eine Kammerung nach siedlungsgeographischer Wertigkeit. Die allgemeinen Ergebnisse der Florensgeschichte lassen vermuten, daß auch in Nordschlesien zu Beginn der jüngeren Steinzeit allmählich durch Verdichtung des Waldkleides eine fortgesetzte Einschränkung der günstigen natürlichen Siedlungsmöglichkeiten vor sich ging.

II.

Vorgermanische Zeit. Nordschlesiens vorgermanische Zeit umfaßt — soweit es sich um wirklich bäuerliche Sesshaftigkeit handelt — die jüngere Steinzeit, die Bronzezeit und die frühe Eisenzeit bis etwa 600 v. Chr. Schlesien, zuerst im Ausbreitungsgebiet der nordwärts ziehenden donauländischen Kulturen der jüngeren Steinzeit gelegen, dann aber Einwanderungsgebiet nordischer Kulturen, entwickelte als Teil eines größeren Bezirks, auf beiden Bevölkerungsgruppen aufbauend, die illirische Kultur. Nordschlesien, im Zuge des gesamten Oberweges gelegen, hatte an dieser Entwicklung Anteil. Jedoch beschränkte sich der Siedlungsraum nicht nur auf die Randlandschaften des Obertaies. Alle Flächen, die siedlungsfreundliche Pflanzengesellschaften trugen, wurden in den Wohnraum einbezogen. Die Grünberger und Groß Wartenberger Gegend erreichten, im ganzen betrachtet, keine sehr starke Siedlungsdichte. Nördlich des Glogauer Tales fallen die Fraustädter und Guhrauer Gegend als gut besiedelt auf. Der weitere Umkreis von Militsch war auch stark besiedelt, wobei wahrscheinlich besondere Wirtschaftsverhältnisse eine Rolle spielten; denn sehr ausgedehnt können die natürlichen Siedlungsfreiflächen hier wohl nicht gewesen sein. Desgleichen treten die weitere Umgebung von Trebnitz und Glogau, ferner das Land beiderseits des südlichen Oderdurchbruches durch dichte Besiedlung heraus. Auch in das westlichste Landrückengebiet drang die Landnahme vor, jedoch nicht zu allen Zeiten in gleichbleibender Stärke. Während die mittlere Bronzezeit hier nämlich noch eine gute Besiedlung zeigte und die frühe Eisenzeit später das gleiche Bild wiederholte, weisen die dazwischen liegenden Zeitabschnitte der jüngeren und jüngsten Bronzezeit (etwa 1200—800 v. Chr.) eine deutliche Abnahme der vorgeschichtlichen Funde auf.

Obgleich also eine kulturell und völkisch kontinuierliche Entwicklung vom Ausgang der jüngeren Steinzeit bis zum Beginn der Eisenzeit führte, war die Nutzung des Siedlungsraumes nicht zu allen Zeiten völlig gleichartig. Welche geschichtlichen Vorgänge im westlichen Landrückengebiet verändernd wirkten, ist noch nicht klar erkannt. Jedoch machen die Hauptsiedlungsräume Nordschlesiens, die bereits genannt wurden, einschließlich der Militscher Gegend, eine kontinuierliche Entwicklung durch. Das hiervon auszunehmende besondere Verhalten des westlichsten Landrückengebietes wird auch für die spätere Kulturlandschaftsgestaltung von Bedeutung.

III.

Germanische Zeit. Auch für die germanische Zeit Nordschlesiens (von etwa 600 v. Chr. bis in den Beginn des 5. nachchristlichen Jahrhunderts) ist kulturgeographisch vor allem die Ausdehnung des bewohnten Raumes greifbar. Kulturgeschichtlich sind uns für diesen

Zeitraum durch die rühmige schlesische Vorgeschichtsforschung zwar eine Menge Einzelheiten bekannt. So vermag man sich sowohl von der germanischen bäuerlichen Wirtschaftsweise, wie auch von der Art des Hausbaues, also von Dingen, die für das Erscheinungsbild der Kulturlandschaft von Bedeutung sind, eine anschauliche Vorstellung zu machen. Aber die räumlich differenzierte Betrachtung des germanischen Siedlungsraumes kann trotzdem zunächst nur auf der Zahl und der Lage der Bodenfunde aufbauen.

Die germanische Besiedlung Nordschlesiens zerfällt zeitlich und damit stammlich in zwei Abschnitte. Die erste germanische Siedlungswelle bilden die Basternen, die bei ihrer Ausbreitung vom Weichselmündungsgebiet nach Süden um etwa 600 v. Chr. Nordschlesien erreichten und von etwa 550 ab hier in größerem Umfange auftreten, ohne jedoch im mittel- und oberschlesischen Raum wesentlich auf das linke Oderufer überzugreifen. Die zweite germanische Landnahme, die etwa 100 v. Chr. beginnt, erfolgt durch die Wandalen. Da die Basternen Nordschlesien auf ihrem Zuge nach dem Gebiet des Schwarzen Meeres um etwa 300 v. Chr. verlassen, schiebt sich zwischen die beiden germanischen Siedlungsperioden eine siedlungsleere Zeit ein. Daher konnte die frühgermanische Landnahme zeitlich unmittelbar an die niederbrechende illyrische Kultur anknüpfen, während die Wandalen im wesentlichen einen Neuaufbau ihrer Kulturlandschaft vornehmen mußten³⁾.

Der Zeitraum von 300—100 v. Chr. war mithin eine Unterbrechung der kontinuierlichen Siedlungsraumnutzung. Hatte diese Unterbrechung eine Bedeutung für die Ausdehnung des späteren Siedlungsraumes? Zunächst ist festzustellen, daß alle früher bevorzugten Siedlungsräume, d. h. die Glogauer Gegend, die Gebiete beiderseits des südlichen Oderdurchbruches, der Umkreis von Trebnitz sowie die Umgebung von Gutzrau und Militsch auch jetzt in allen Zeitabschnitten wiederum bevorzugt aufgesucht werden. Für das westlichste Nordschlesien jedoch vollzieht sich ein Wandel. Während in der frühgermanischen Zeit dieses Gebiet noch Siedlungsraum ist, erscheint seine Nutzung in der vandalischen Zeit wesentlich eingeschränkt. Zwar treten im 3. und 4. nachchristlichen Jahrhundert sowohl im westlichsten Abschnitt des Glogauer Tales, das sich hier dem Bober nähert und von Ohel und Schwarze durchflossen wird, wie auch an den Talrändern des unteren Bobers vandalische Funde auf. Aber im großen und ganzen scheint sich hier auf der Wende von der frühgermanischen zur vandalischen Zeit eine von Wald bedeckte Grenzzone entwickelt zu haben. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß inzwischen die klimatischen Verhältnisse eine geringe Verschiebung von einem kontinentalen zu einem atlantischen Einschlag erfahren haben dürften und außerdem durch die Einwanderung der Buche ein neuer, dichte Bestände bildender Waldbaum in der natürlichen Landschaft hinzugekommen war, so stellt sich die Verengung des günstigen Siedlungsraumes im westlichen Nordschlesien als ein Zusammenwirken der erwähnten siedlungsleeren Zeit mit natürlichen Landschaftsveränderungen dar.

³⁾ Das gilt nur für Nordschlesien. Denn in Mittel- und Oberschlesien links der Oder schiebt sich zwischen die illyrische und die vandalische Zeit eine keltische Siedlungsperiode ein.

Die auf diese Weise erschlossene Ausbildung einer natürlichen Grenzwaldbzone zwischen dem unteren Bober und dem zweiten Oderdurchbruch wird durch die geschichtlichen Tatsachen bestätigt. Bereits in frühgermanischer Zeit beginnt westlich des unteren Bober der westgermanische Siedlungsraum, während die frühgermanischen Bästernen Nordschlesiens zu den Ostgermanen zu rechnen sind. Ferner liegt auch im 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. etwa am Bober die Grenze zwischen Burgundern und Wandalen. Daß gelegentlich Einzelfunde der benachbarten Kulturen in die Grenzzone übergreifen, kann an der Lage der Hauptwohngebiete nichts ändern. Diese Funde zeigen uns aber, daß man von Grenzwaldbzonen nicht in einem schematischen, sondern nur in einem funktionellen Sinne sprechen darf.

Hinsichtlich der bevorzugten Siedlungsräume aus germanischer Zeit ist noch folgendes hervorzuheben: Das 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. zeigt eine Verdichtung der Funde und damit wohl auch eine sowohl extensive wie intensive Ausweitung des genutzten Gebietes. Häufen sich in der Zeit von 100 v. Chr. bis 200 n. Chr. die Funde vor allem in der Nachbarschaft der großen Täler, so treten sie in den beiden folgenden Jahrhunderten auch in größerer Entfernung von den Haupttälern auf den diluvialen Hochflächen auf. Auch für das östliche Nordschlesien mit seinen nur stellenweise günstigen natürlichen Siedlungsmöglichkeiten ist aus den Funden eine Ausweitung des Wohnraumes abzulesen. Geschichtlich ist hierbei zu berücksichtigen, daß eine über Jahrhunderte anhaltende feste Siedlungsweise der Wandalen innerhalb einer stammlich fest gefügten Gemeinschaft auch von einer natürlichen Vermehrung der Bevölkerungszahl begleitet sein mußte. Jedoch ist bei der richtigen Einschätzung des kulturenlandschaftlichen Zustandes nicht zu vergessen, daß es sich im Vergleich zu unserer heutigen Volksdichte doch immer nur um nicht zu hoch anzusetzende Zahlen gehandelt haben kann.

In welchem Umfange nach dem Wegzug der Wandalen im Beginn des 5. Jahrhunderts in Nordschlesien Reste von ihnen zurückblieben, ist nicht bekannt. Im allgemeinen ist wohl anzunehmen, daß die Umgebung des in Mittelschlesien gelegenen keltischen Mittelpunktes der Wandalen das Haupt siedlungsgebiet der Zurückbleibenden gewesen ist. Somit setzt für Nordschlesien mit dem 5. Jahrhundert eine zweite siedlungsleere Zeit ein.

IV.

Slawische Zeit. Die Kulturlandschaft der slawischen Zeit wird vor allem durch die Methode der Rückschlüsse aus späteren Überlieferungen greifbar. Besonders die älteren Abschnitte der eigentlichen Landnahmezeit hüllen sich in Dunkel. Die Bodenfunde lassen uns weitgehend im Stich. Auch die schriftliche Überlieferung für die Zeit vor dem Jahre 1200 ist sehr lückenhaft. Es kann sich darum nur um die Erfassung des Zeitraumes handeln, der unmittelbar vor Beginn des deutschen mittelalterlichen Siedlungswerkes liegt, also etwa die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts. Nach H. F. Schmidt⁴⁾ war der westslawische Osten damals

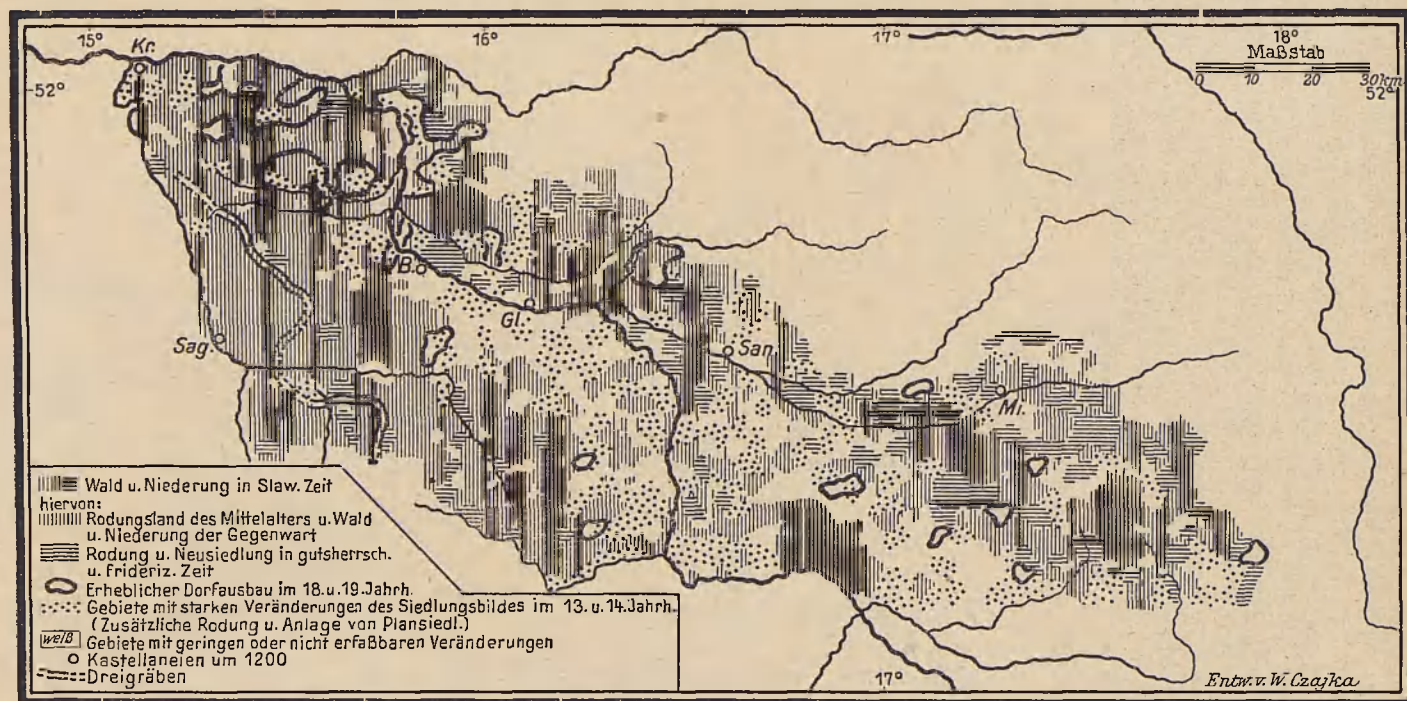
⁴⁾ Die Burgbezirksverfassung bei den slawischen Völkern usw. In: Fbb. für Kultur u. Geschichte der Slawen, N. F. II, 2, Breslau o. J., S. 81—132.

nach seiner verfassungsrechtlichen Organisation bereits in eine zweite Stufe der Entwicklung eingetreten. Auf dem Unterbau einer älteren Gauseinteilung erhob sich die landesherrliche Organisation nach Burgenbezirken. Während man sich bei der siedlungsgeographischen Erfassung der vorgeschichtlichen Zeitabschnitte mit der Ausdehnung der Hauptwohngebiete begnügen muß, wird uns hierdurch für die slawische Zeit bereits die Möglichkeit gegeben, von den Mittelpunkten der Landesorganisation aus die Kulturlandschaftliche Gliederung im Überblick festzustellen.

Für Nordschlesien sind folgende Orte zuerst urkundlich erwähnt: Glogau a. D. (1010), Beuthen a. D. (1109), Militsch (1136) und Trebnitz (1139—1146). In diesem Falle ist das zeitige Auftreten in der schriftlichen Überlieferung zugleich ein Maßstab für die Bedeutung dieser Orte. Die Burgenbezirke sind uns allerdings erst aus Listen bekannt, die den Jahren 1155 und 1245 entstammen. Als Burgenbezirke erscheinen zuerst Beuthen, Glogau, Militsch und Sezeško in der Gührauer Gegend. 1245 bringt folgende Liste: Krossen (heute außerhalb Schlesiens im Brandenburgischen gelegen), Sagan, Beuthen, Glogau, Sandewalde bei Herrnstadt (entweder das alte Sezeško selbst oder an dessen Stelle) und Militsch. Wäre das gesamte System der schlesischen Burgenbezirksverfassung des 12. Jahrhunderts überliefert, so ließe sich aus der Lage und Dichte der Verwaltungsmittelpunkte einiges über den slawischen Siedlungsraum erschließen. Für die Projektion der 1245 erwähnten Kastellaneien in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts bestehen grundsätzliche Schwierigkeiten nicht. Sucht man darüber hinaus nach weiteren Orten aus slawischer Zeit mit Mittelpunktslage, so sind vor allem Dels und Steinau zu nennen. Trebnitz besaß keine Burg, vielleicht war jedoch Stroppen ein alter Mittelpunkt. Als alte Märkte sind jedenfalls beide belegt. In Frage kämen ferner Lüben und Sprottau, während Raumburg a. B. als neue Burg aus der Zeit Boleslaus des Langen (bis 1201) angesehen werden muß.

Im ganzen ergibt die Übersicht über die belegten und möglichen alten Mittelpunkte eine Kennzeichnung derjenigen Räume als bevorzugte Siedlungsflächen, die bereits in vorgeschichtlicher Zeit als solche aufgetreten waren. Es kommt hinzu, daß sich die Umgebung von Glogau und das Boberger Gebiet auch nach der alten Gauverfassung als frühzeitig zusammengehörig zeigen, da die Glogauer Gegend als der Gau Dedose und das Boberger Gebiet als die Boberane erscheinen. Will man sich nun von der Ausdehnung der so durch die Mittelpunkte erfaßten Siedlungsräume eine genauere Vorstellung machen, so bleibt nur übrig, ortsweise vorzugehen und sich für jeden einzelnen Siedlungsplatz zu fragen, ob dieser bereits in irgendeiner Form in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts bestanden haben kann. Hierzu stehen zur Verfügung: 1. die schriftliche Überlieferung, wobei es darauf ankommt, die Spuren alter slawischer Rechts- und Wirtschaftsverhältnisse auszuwerten; 2. die Ortsnamen, wobei zu sagen ist, daß ihre genaue Durcharbeitung noch nicht vorliegt; 3. die Siedlungsformen selbst in Verbindung mit den eben genannten Kriterien.

Zeichnet man unter Heranziehung aller Orte, für die slawische Rechts- und Wirtschaftsverhältnisse überliefert sind, eine Karte, so ergibt sich zwar



Karte 2. Nordschlesien: Zur Geschichte der Kulturlandschaft. Erläuterungen vgl. am Ende des Textes.

kein vollständiges Bild, aber aus der Häufung der auf diese Weise erschlossenen ehemaligen slawischen Siedlungen in bestimmten Räumen erhält man doch eine hinreichende Übersicht über die bevorzugten Siedlungsgaue. Hierbei treten deutlich hervor die Gegenden um Beuthen, Glogau, Sandewalde, Militzsch, also die Bereiche der Bezirksburgen längs des Glogauer Tales, ferner auch die Gegenden von Lüben, Steinau, Winzig, Stroppen, Leubus und im besonderen Umfange die Gegend von Trebnitz. Für das äußerste östliche Nordschlesien ergibt sich durch diese Methode nur eine verstreute Lage slawischer Siedlungen. Auch im Bobergebiet sind nur einzelne Ortschaften urkundlich als slawisch zu belegen. Westlich von Beuthen findet der Siedlungsraum eine Grenze an der Waldzone, die sich bereits in germanischer Zeit feststellen ließ. Deutlich zieht sich aus dem Queis- und Boberabschnitt der Niederschlesisch-Lausitzer Heide ein siedlungsleerer Streifen zwischen Sagan und Beuthen über die Talfurche der Odel und Schwarze bis in die sandigen Hügelgebiete des späteren Grünberg. Ein gleicher Wald dehnt sich jenseits des zweiten Oberdurchbruches nach Osten aus. Da auch die Fraustädter Gegend und die Hauptteile der Guhrauer Hochfläche sowie überhaupt die südlichen Randgebiete der Südposener Hochfläche noch unbefiedelt sind, umgibt auf diese Weise ein nördlicher Grenzwald den schlesischen Raum⁵⁾. Im östlichen Nordschlesien schließen sich nach Süden die bereits mehrfach erwähnten dichteren Waldbestände dieser Gegend an, ohne daß jedoch über die Grenzfunktionen dieses Gebietes schon Einzelheiten festgestellt werden konnten. Auch im Inneren ist Nordschlesien durch trennende Waldgebiete gegliedert. Ein solches Waldgebiet schob sich zwischen die Lübener und Glogauer Gegend. Ferner war auch der Trebnitzer Siedlungsraum im Westen und Osten von unbefiedeltem Gebiet eingeschlossen.

Der Grenzwald zwischen Sagan und Beuthen fällt mit dem alten Schanzwerk der Dreigräben zusammen. Hier war die Stelle, wo Kaiser Friedrich I. auf seinem Polenfeldzuge 1157 das durch „Natur und Kunst“ befestigte Grenzgebiet unter großen Schwierigkeiten durchziehen mußte⁶⁾. Da die Boberlinie damals etwa die Grenze zwischen Polen und Wenden war und ferner im Queisgebiet auch Grenzen der alten Bistumsorganisation zusammentrafen, so zeigt sich, daß hier unter dem Zusammenwirken von geschichtlichen Vorgängen und natürlichen Landschaftsverhältnissen eine Grenzzone vorliegt, die ihre Wirksamkeit bereits in germanischer Zeit begann und in der Gestaltung der politischen Grenzen eine deutliche Nachwirkung bis in die Gegenwart aufweist.

Somit hätte sich ein ungefähres Bild des slawischen Siedlungsraumes nach seiner Ausdehnung, seiner Mittelpunktbestimmtheit und seiner Umgrenzung ergeben. Wie gestaltete sich aber das Erscheinungsbild der Siedlungslandschaft selbst? Für Nordschlesien besitzen wir zwei gut bearbeitete Überlieferungen, die uns

⁵⁾ Vergl. G. Warten, Die Siedlungen in Südwestposen. Beröff. usw. wie ¹⁾, Heft 18, Breslau 1933. — Ferner: K. J. Hładyłowicz, Zmiany Krajobrazu i rozwój osadnictwa w Wielkopolsce od XIV do XIX wieku. Badania z dziejów społecznych i gospodarczych Nr. 12, Lwów 1932.

⁶⁾ Vergl. W. Czajka Schlesiens Grenzwälber. In: Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens 68, 1934, S. 1—35.

hierbei weiterführen. Das eine Beispiel betrifft den näheren Umkreis von Trebnitz. Hier besaßen acht Ortschaften in einem Abschnitt der frühgeschichtlich-slawischen Besiedlung den gleichen Namen. Grobecki⁷⁾ deutet diese Verhältnisse dahin, daß hier eine natürliche Wachstumserscheinung im Siedlungsbild vorliegt, die in der Vermehrung eines bodenständigen Bevölkerungselements seine Begründung und in der Anlage von Neusiedlungen seine Auswirkung fand. Später erscheinen diese einzelnen Wohnplätze unter besonderen Namen, so daß sie mit heutigen ländlichen Siedlungen gleichgesetzt werden können. Bei diesen Siedlungen handelt es sich auch heute noch um recht kleine Wohnplätze, die nur zum Teil mit der Zeit eine im eigentlichen Sinne bäuerliche Bevölkerung entwickelt haben. Der Grundriß dieser Siedlungen ist unregelmäßig. Schlenger⁸⁾ hat für solche Siedlungen die Benennung „Wegedorf“ eingeführt, die sich trotz der gelegentlich geäußerten Bedenken⁹⁾ mindestens für die schlesischen Verhältnisse beizubehalten empfiehlt. Nachdem einmal der Ausdruck „Straßendorf“ allgemein gebräuchlich geworden ist, um eine Art von Plansiedlungen mit regelmäßiger Grundrißgestaltung zu bezeichnen, dürfte eine analoge Namensbildung für das Gegenteil der Plansiedlung zweckmäßig erscheinen. Der Name „Häufendorf“, das ebenfalls in seiner Unregelmäßigkeit das allmähliche Wachstum aufgezeichnet hat, aber viel größer ist als das ähnlich entstandene Wegedorf, bleibt in seiner Anwendung am besten auf den Westen Deutschlands beschränkt, um landschaftlich geprägte Dorfformenbenennungen nicht durch Übertragung in andere Gebiete ihres historischen Sinnes zu entkleiden. Allerdings muß für das Wegedorf folgendes einschränkend bemerkt werden: Nicht alle kleinen und unregelmäßigen Siedlungen weisen auf die slawische Zeit zurück. Grundrißveränderungen im Sinne einer planmäßigen Gestaltung sind zwar immer der Ausdruck eines Wirtschafts- und Rechtswandels im Verlauf der mittelalterlichen Kolonisation. Umgekehrt aber ist die Form des Wegedorfes, die diese Besonderheiten nicht aufweist, kein zureichendes Kriterium zur Feststellung einer Siedlung, die bis in die slawische Zeit zurückreicht und durch die mittelalterliche Siedlungsperiode keine Grundrißveränderung erfahren hat.

Das zweite Beispiel, das Rückschlüsse auf die Siedlungsgestaltung während der slawischen Zeit gestattet, betrifft die von Meißner behandelten Fälle der 1410 noch vorhandenen Dziejzinen-Flurverfassung¹⁰⁾. Auch diese Dörfer liegen in der Trebnitzer Gegend. Meißner konnte hierbei die Bloßflur von Domnowitz auswerten, die allerdings erst am Anfang des 19. Jahrhunderts aufgenommen wurde, aber sich unter bestimmten Einschränkungen in ältere Zeiten zurückprojizieren läßt. Dorf- und Flurgestaltung dieses Dorfes weisen auf ständige Weiterentwicklung, also auf Wachstumserscheinungen hin. Was hiervon schon in slawischer Zeit vor-

⁷⁾ Ausführliche Inhaltsangabe durch E. Mißalek, Der Trebnitzer Grundbesitz des schlesischen Herzogs im 12. Jahrhundert. In: Wie⁶⁾, Jg. 48, 1914, S. 241–262.

⁸⁾ H. Schlenger, Formen ländlicher Siedlungen in Schlesien. Veröff. usw. wie Anm. 1, Heft 10, Breslau 1930.

⁹⁾ Besprechung durch R. Köpfke, Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung I, 1930/31, S. 368–391.

¹⁰⁾ A. Meißner, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen, Römer, Finnen und Slawen. 3 Bände, Berlin 1895. II, S. 245 ff.

handen war, läßt sich nicht abschätzen. Faßbar aber ist auf Grund der urkundlichen Überlieferung eine Sippenfiedlung, die zuerst recht klein gewesen sein muß. Blockfluren, die man als unregelmäßige Gewannfluren umschreiben könnte, geschichtlich betrachtet aber keine eigentlichen Gewannfluren sind, treten in Nordschlesien nicht sehr häufig auf. Sie dürften in ihrer ursprünglichen, heute aber nicht mehr bekannten Form auf sehr alte Flureinteilungen zurückgehen. Sie sind zwar kein notwendiges, aber ein hinweisendes Kriterium auf slawische Siedlungen. Diese Einschränkung ist notwendig, weil sich ähnliche Fluraufteilungen auch dort finden können, wo besondere Geländebeziehungen eine großzügige und planmäßige Fluraufteilung unmöglich machten.

Bei den von Grodecki und Meitzen untersuchten Fällen handelt es sich um einzigartig günstige Quellenüberlieferung. Will man die Ergebnisse verallgemeinern, so ergibt sich, daß die slawische Zeit in Dorf- und Flurform unregelmäßige kleine Siedlungen besaß, daß aber zufolge des natürlichen Bevölkerungswachstums auch ein Wachstum dieser Siedlungen und damit verbunden wohl auch Wandlungen in der Ausdehnung des Siedlungsraumes stattfanden. Nach den Ausführungen Kretschmers haben wir aber die Gründung der Ellguth-Siedlungen nicht auf diesen Zeitraum zu beziehen¹¹⁾. Damit fällt jedes Anzeichen einer planmäßig vorgetriebenen Siedlung. Alle Siedlungswandlungen dieser Zeit sind Vorgänge, die vor allem dem natürlichen Wachstum der Bevölkerung entsprechen, zum Teil aber auch in anderen Umständen ihre Erklärung finden.

Ein Ausbau der Kulturlandschaft vollzog sich nämlich weiterhin in den „Einzelbesitz-Siedlungen“, die neben den „Sippendörfern“ einen zweiten Siedlungstyp dieser Zeit darstellen. Er wird uns bei einer sozialgeschichtlichen Auswertung der Ortsnamen auf —ice (Sippendörfer) und —owo (Besitzdörfer einzelner Grundherren) andeutungsweise greifbar und hat in der soziologischen Differenzierung des Volkes seine Wurzel. Auch urkundlich ist dieser Siedlungstypus zu erfassen. Aber schon die Tatsachen, daß zwischen beiden auf Grund der Endungen nicht streng zu unterscheiden ist und demgemäß auch die Dörfer auf —owo nicht schlecht hin als jüngere Siedlungsschicht anzusprechen sind, diese Tatsachen zeigen, daß für die slawische Zeit noch mit sehr beweglichen Siedlungsverhältnissen gerechnet werden muß¹²⁾. Umbenennungen von Dörfern, vielleicht auch Wandel von Sippenfiedlungen zu Allodien, Verkauf von Dörfern ohne Einwohnerschaft (für die Trebnitzer Gegend belegt), die Basierung der Organisation des Gemeinschaftslebens vorwiegend auf persönlichen Diensten, nicht auf der Leistung eines Zinses (Dienstleutedörfer als weiterer Siedlungstyp), ein primitiver Feldbau, Teilungen und Verlegungen von Wohnplätzen: all das bringt Veränderungen mit sich, die auf fließende Verhältnisse innerhalb der Kulturlandschaft hinweisen. Zwar kommen die Siedlungsvorgänge innerhalb einer Kulturlandschaft niemals

¹¹⁾ H. G. Kretschmer, Das schlesische Ellguth. In: H. Knothe, Vom deutschen Osten. Max Friederichsen zum 60. Geburtstag. Veröff. usw. wie Anm. 1, Heft 21, Breslau 1934, S. 265—292.

¹²⁾ H. F. Schmid, Die sozialgeschichtliche Auswertung der westslawischen Ortsnamen usw. In: Deutsche Siedlungsforschungen, Rudolf Abjische zum 60. Geburtstag. Leipzig 1927, S. 181.

zum Stehen, aber in slawischer Zeit geschahen sie nicht ausschließlich im Sinne einer fortschreitenden Landschaftsgestaltung. Das Wegedorf mit seinem unregelmäßigen Grundriß ist in der Gesamtheit dieser Veränderlichkeit nur ein in der Kulturlandschaft sich ausdrückendes Symbol für diese wenig stabilen Verhältnisse, denen allerdings zufolge der natürlichen Bevölkerungsvermehrung auch positive Wachstumserscheinungen parallel laufen.

Zusammengefaßt läßt sich also sagen, daß die slawische Kulturlandschaft zwar innerhalb der großen Waldzonen und von ihnen umgeben bevorzugte Siedlungsräume kennt, die bereits eine Organisation durch die Bezirksburgen besitzen. Im allgemeinen bietet aber die Landschaft noch so viel Ausbaumöglichkeiten, daß für die kleinen und unregelmäßigen Siedlungsplätze meist nur die der Wirtschaftsstufe entsprechenden günstigen Lageverhältnisse ausgenutzt zu werden brauchen (Lage in der Nähe feuchter Niederungen, auch an solchen kleineren Umfanges, und besondere Bevorzugung der Talränder). Der Ackerbau hat noch nicht zu einer so intensiven Nutzung geführt, daß die Siedlungsräume wirklich große, fast völlig waldfreie Flächen sind. Dem reichlich vorhandenen Platz entspricht eine große Beweglichkeit der Siedlungsverhältnisse, die völlig zu dem durch die Wirtschafts- und Rechtsformen gezogenen Rahmen passen. Eine besondere Seite dieser Veränderungen ist das langsame Wachstum der Wohnplätze, wodurch unregelmäßige Dorf- und Flurformen entstehen.

V.

Das deutsche Siedlungswert des Mittelalters. Die Ausgestaltung der Kulturlandschaft, die bis in die Gegenwart die grundlegenden Züge Nordschlesiens bestimmt, geschah im Zeitraum von etwa 1200 bis 1350. Innerhalb dieser Periode handelt es sich einmal um Einwanderung deutscher Siedler, dann aber auch um Übertragung der von ihnen mitgebrachten Rechts-, Wirtschafts- und Siedelformen auf die bereits früher bewohnten Räume. Ein Überblick über die zeitliche Anordnung der Siedlungsvorgänge zeigt im allgemeinen ein Fortschreiten von Westen nach Osten.

Der Beginn dieser Siedlungsperiode fällt noch in die urkundenarme Zeit, ist also für die ersten Jahrzehnte zeitlich nur schwer zu bestimmen. Gesamtschlesien wurde der neuen Siedlungsbewegung auf zwei Wegen erschlossen: Einmal längs des Gebirgsvorlandes, dann aber auch vom unteren Bober ausgehend hinein in die alte Waldzone dieses Gebietes in Richtung auf das alte Siedlungsgebiet von Glogau. Dieser zweite Ast der gesamtschlesischen Siedlungsbewegung, der Nordschlesien erschloß, ist den Vorgängen am Gebirgsrande zeitlich mindestens gleichgeordnet. Urkundlich erfassbar wird die Siedlung für die Gegend von Raumburg a. B. aber erst im zweiten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts. Damals wird Neubrandland zur Rodung übergeben. Lattermann hat auf Grund von Ortsnamenstudien nachgewiesen, daß für das Fraustädter Rodungsgebiet mit Siedlungsvorgängen zu rechnen ist, die mindestens um 1200 beginnen; einige Erscheinungen weisen nach ihm sogar auf das 12. Jahrhundert hin¹³⁾. Die Fraustädter Gegend war für Einwanderer in erster

¹³⁾ A. Lattermann, Die Ortsnamen im deutsch-polnischen Grenzraum als Geschichtsquelle. Beiheft zum Festschrift 29 der Deutschen wissenschaftl. Zeitschr. für Polen 1935 zur Fünfzigjahrfeier der GfSt. Ges. f. Posen. Posen 1935.

Linie aber über Glogau zugänglich. Dieses wiederum liegt im Zuge des Fortschreitens der Siedlungsbewegung, die vom unteren Bober ausging und sich ostwärts entfaltete. Damit ist ein neuer Hinweis gegeben, daß die Rodung im westlichen Nordschlesien schon frühzeitig eingesetzt haben muß. Städte, die vielfach gleichzeitig mit den ländlichen Siedlungen zur Anlage kamen, lassen sich für dieses Gebiet allerdings erst verhältnismäßig spät urkundlich als solche erweisen (Grünberg, Raumburg a. B., Freystadt, Sagan und Sprottau). Es ist nicht ausgeschlossen, daß hier die Stadtgründung der Aussetzung von Dörfern nachfolgte, ähnlich wie es Jecht für die Oberlausitz behauptete¹⁴). Aber sicher ist das nicht, da der Zeitpunkt der Verleihung des Stadtrechtes für diese Gegenden unbekannt ist. Ein sehr deutlicher Hinweis auf die frühzeitige Erschließung des westlichen Nordschlesien ist die Tatsache, daß 1233 bei der Aussetzung des Gebietes um Raumburg a. Du. die Grosseener Gegend als Beispiel angeführt wird.

In einzelnen Fällen scheint die Siedlung frühzeitig auch in das alte Siedlungsgebiet um Beuthen und Glogau übergegriffen zu haben. Von den hierfür sprechenden Tatsachen sei nur hingewiesen auf die in der bisher vielfach umstrittenen Leubuser Gründungsurkunde genannten drei Dörfer bei Beuthen. Da mit einer Abfassung dieser Urkunde um 1200 gerechnet werden muß, sind zeitige Siedlungsvorgänge auch für die genannte Gegend Nordschlesiens erwiesen. Daß es sich zwischen dem westlichen Nordschlesien und dem südlichen Posen (Umgebung von Pissa) um eine im Zusammenhang stehende Einwanderung handelt, geht auch aus der Formgebung der neuen Rodesiedlungen hervor. In beiden Gebieten wird die Streifenflur (Waldhufenflur) in Verbindung mit einer lockeren Aufreihung der Gehöfte längs einer Straße (lockeres Straßendorf) verwendet. Diese Siedelform zieht sich als zusammenhängendes Gebiet vom Erzgebirge über die Sudeten bis in die Karpaten hinein, so daß man von einem zusammenhängenden Kulturstrom sprechen könnte. Von dieser Hauptlinie zweigt eine Seitenlinie über Nordschlesien nach Posen ab, unterbrochen von der besonderen Siedlungsgestaltung im alten Wohnraum um Beuthen und Glogau. Ob die Gegend von Guhrau ebenfalls schon frühzeitig erschlossen wurde, läßt sich urkundlich nicht entscheiden. 1310 müssen hier jedoch bereits eine größere Anzahl von Dörfern deutscher Siedlungsart vorgelegen haben.

Obgleich für das alte Siedlungsgebiet um Glogau schon mit zeitigen Siedlungsvorgängen zu rechnen ist, treten umfangreiche Wandlungen erst in der Mitte des 13. Jahrhunderts deutlich hervor. Auch Glogau wird als Stadt erst 1253 gegründet. Zur gleichen Zeit erfaßt der durchgreifende koloniale Ausbau der alt besiedelten Gegenden auch das Land beiderseits des südlichen Oderdurchbruches. Da die alten Siedlungsverhältnisse umgeformt wurden, treten hier die deutschen Dorfnamen weit weniger zahlreich auf als in der Gegend zwischen Grünberg, Sagan und Sprottau mit ihren Rodungsdörfern. Bekannt sind die Aussetzungen von Steudelwitz und Stuben (Kreis Wohlau) 1255, von Zedlitz (Kreis Lüben) 1257, von Groß Bogul und Wahren (Kreis Wohlau) 1259

¹⁴) W. Jecht, Neue Untersuchungen zur Gründungsgeschichte der Stadt Görlitz und zur Entstehung des Städtewesens in der Oberlausitz. 1919.

bzw. 1261. Steinau besitzt spätestens 1259 Stadtrecht. Sein Vogt wird angewiesen, Groß Bogul in derselben Art auszuheizen, wie es mit den Dörfern bei Steinau geschehen sei. 1249 erhalten auch die Zisterzienser in Leubus die Erlaubnis, in unmittelbarer Nähe ihres Klosters zu siedeln. Die Siedelbewegung hält im Oderdurchbruchgebiet über einige Jahrzehnte an. Aushebungen von Dörfern sind auch für die siebziger und achtziger Jahre des 13. Jahrhunderts bekannt. Winzig wird 1285 zur Stadt erklärt, wenig später auch Wohlau und Herrnsdorf.

In die entfernteren Randlandschaften des südlichen Oderdurchbruches dringt die Kolonisation etwas später vor. Im Waldgebiet zwischen Wohlau und Obernitz werden zwischen 1301 und 1313 neue Rodungsdörfer angelegt, zur gleichen Zeit auch neue Siedlungen in der Gegend von Primkenau, wodurch südlich des Landrückens eine unmittelbare Verbindung mit den älteren Rodungsgebieten des westlichen Nordschlesien erreicht wird.

Ebenso wie beiderseits des südlichen Oderdurchbruches von der Mitte des 13. Jahrhunderts ab die alten Siedlungsgebiete neu geformt werden, so ist ähnliches für den gleichen Zeitraum auch für den weiteren Umkreis von Trebnitz festzustellen. 1252 werden Zirkwitz, 1259 Dossen ausgelegt. Auch in die Wälder östlich des Trebnitzer Lössgebietes wird vorgegriffen, wo z. B. Frauenwaldbau zur Anlage gelangt. Um Trebnitz beginnen aber in Nordschlesien diejenigen Gebiete wiederholt aufzutreten, wo das deutsche Siedlungswerk nicht mehr in dem gleichen Umfange durchgeführt wurde, wie im westlichen und im mittleren Teil des Gesamtgebietes. Nicht neu geformt werden z. B. die Gegend um Stroppen, ferner der unmittelbare Umkreis von Trebnitz. Trachenberg wird zwar 1253 Stadt, aber in seiner Umgebung sind nur vereinzelte Spuren der mittelalterlichen Kolonisation erweisbar. Ähnlich ist es im Bereich der einstigen Kastellanei Militzsch. Die Anpassung an die neuen Wirtschafts- und Rechtsformen erfolgte hier nur allmählich während eines längeren Zeitraumes und häufig ohne faßbare Nachwirkung auf die Gestalt der Dörfer.

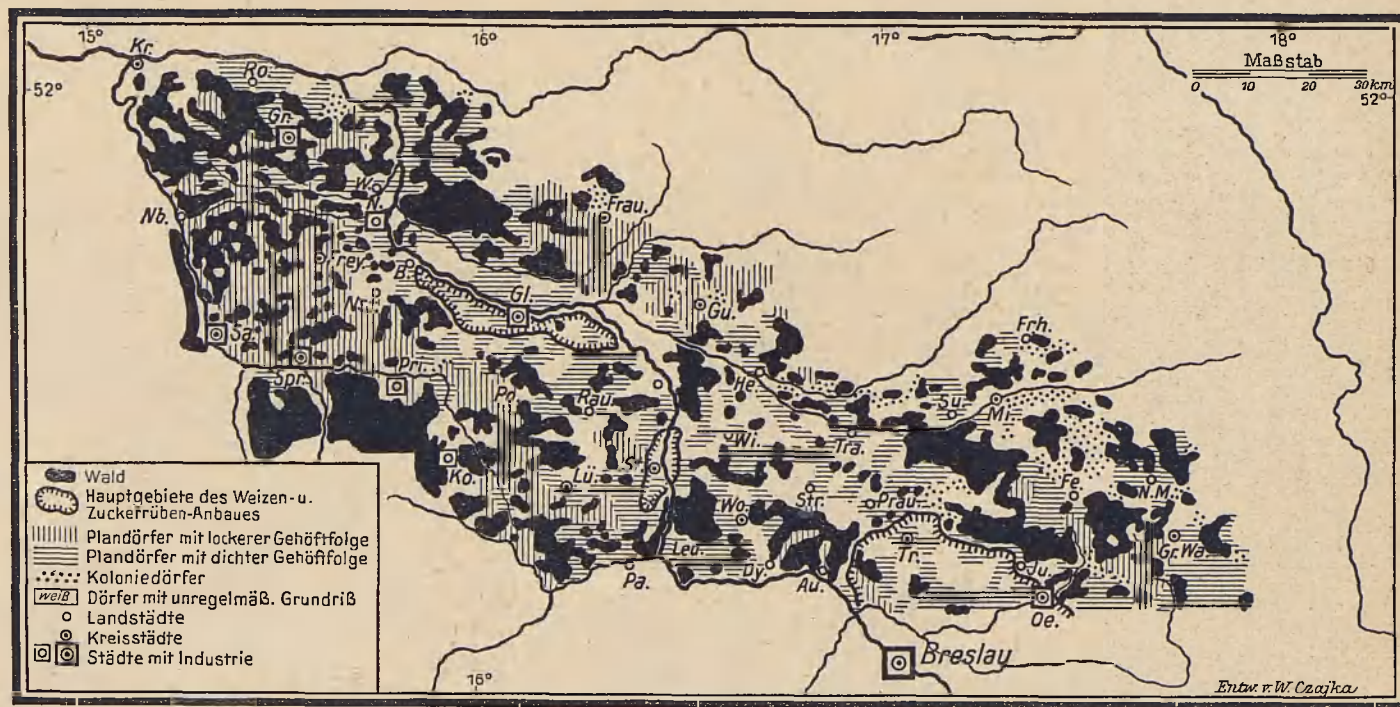
Jedoch fehlte an manchen Stellen die Absicht der planmäßigen Siedlung nicht. 1261 und später bestehen Pläne zur Siedlung nördlich von Militzsch, werden jedoch nicht ausgeführt. Weit intensiver sind wieder die Siedlungsvorgänge im östlichen Nordschlesien um Groß Wartenberg. Südlich hiervon war 1255 die Stadt Dels gegründet worden. In seinem weiteren Umkreise entstanden teils Rodungsiedlungen, teils fand ein Ausbau der alten Wohnplätze statt. Um Groß Wartenberg werden 1260 Schleife, 1276 Münchowitz ausgelegt. Wartenberg trägt schon 1283 seinen deutschen Namen. Feistenberg wird zwar 1293 als Stadt privilegiert, scheint aber nicht ausgebaut worden zu sein. Im Mittelalter um Groß Wartenberg auftretende deutsche Ortsnamen sind u. a. Mertinsdorf (Merzdorf) und Gerensdorf (Görnsdorf). Das zeigt, daß nicht nur kolonisiert wurde, sondern auch deutsche Einwanderer in dieser Gegend vorhanden waren. Die Siedlungsbewegung setzt sich schließlich weiter ostwärts bis in die Umgebung von Schilberg und Kempen fort.

Ein so weitspanniges Siedelwerk mußte gelegentlich Rückschläge in Kauf nehmen. Nicht alle Pläne gelangten zur Ausführung, zwei Beispiele wurden bereits genannt. Gelegentlich sind Siedlungen auf so leichten

Böden angelegt worden, daß eine gedeihliche Entwicklung nicht möglich war. Ein solcher Fall ist Schlottau (Kreis Trebnitz), dem der Zins zweimal ermäßigt werden mußte. Solchen Einzelfällen steht aber die Erschließung weiter Neuländer unter Beseitigung alter Waldzonen und die umfangreiche Neugestaltung der meisten alten Siedlungsräume gegenüber. Allmählich klang die große deutsche Siedlungsbewegung ab. 1367 wurden noch Fürbißchau (Kreis Trebnitz), 1392 Schmograu (Kreis Wohlau), kurz nach 1400 Triebusch (nördlich Guhrau, heute in Polen gelegen) ausgelegt. Auf einzelnen Dorffluren hält die Neulandgewinnung zusätzlicher Art noch an, so daß gelegentlich Vorschriften über die zulässige Ausdehnung erlassen werden müssen. Im großen und ganzen aber ist die große und wichtigste Aufbauperiode der nordschlesischen Kulturlandschaft abgeschlossen und macht einer langsamer fortschreitenden Weiterentwicklung Platz.

Drei verschiedene Arten von Siedlungslandschaften waren auf diese Weise in Nordschlesien entstanden: 1. die reinen Rodungsgebiete mit ihren Streifenfluren und Planfiedlungen mit lockerem Dorfgrundriß, 2. die Gebiete der Siedlungsumformung, wobei Planfiedlungen mit gedrängter Gehöftlage (Straßen- und Straßenangerdorf) und Gewannflureinteilungen verwendet wurden, 3. die wenig oder noch nicht veränderten alten Siedlungsgebiete mit ihren unregelmäßigen und kleinen Wegedörfern und erst noch umzuformenden unplanmäßigen Flureinteilungen. Diese einzelnen Siedlungslandschaften, verschieden nach ihrer Gestalt und Geschichte, waren nicht scharf voneinander getrennt. Sie verzahnten sich in mannigfacher Weise. Die Gesamtheit der vorkommenden Siedelformen ist hier nicht näher geschildert worden. Im einzelnen sind noch eine Reihe von Übergangserscheinungen zwischen den verwendeten Dorf- und Flurformen vorhanden. Solche Übergänge finden sich auch zwischen reinen Streifenfluren und Gewannfluren. Sie weisen auf zusätzliche Rodung im besonderen Umfange hin. Hierbei wurde das alte Siedlungsland mit neu gerodeten Flächen zusammengezogen, ebenso wie es belegt ist, daß mehrere kleine alte Siedlungen zu einer größeren Planfiedlung zusammengelegt wurden. — Indem hier das deutsche Siedlungswerk vorwiegend von der Seite der Kulturlandschaftsgestaltung betrachtet wird, treten die übrigen Züge des im Mittelalter vollzogenen kulturellen und völkischen Neuaufbaues zurück. Wie weit aber die Kulturlandschaft Ergebnis dieser großzügig vorgetriebenen Siedlungsgestaltung war, soll im räumlichen Überblick nochmals zusammengestellt werden.

Die Ausdehnung des Waldgebietes vor Beginn des deutschen Siedlungswerkes sucht Karte 2 zu erfassen. Ein Vergleich mit der heutigen Waldverbreitung, die durch Karte 3 dargestellt wird, ergibt den Rodungsumfang des Mittelalters. Er ist besonders ausgedehnt im Westen Nordschlesiens. Von hier aus zieht sich ein großes Rodungsgebiet südlich des Randrückens und in unmittelbarer Anlehnung an ihn nach Osten in Richtung auf den Oberdurchbruch. Groß sind auch die Rodungsflächen im mittleren Nordschlesien, so weit es nördlich des Glogauer Tales liegt. Deutlich tritt ferner das Gebiet östlich Wohlau heraus. Im Osten nimmt die Ausdehnung der mittelalterlichen Rodung ab, fehlt jedoch keineswegs ganz. Nicht nur die Abseitslage des östlichen Nordschlesiens spielt hierbei



Karte 3. Nordschlesien: Gefüge der heutigen Kulturlandschaft. Die Abkürzungen sind am Ende des Textes zusammengestellt.

eine Rolle, sondern ebenso die Verbreitung der Sandböden, die eine agrarwirtschaftliche Nutzung ausschließen. Somit treten hier die Rodungsflächen nur inselartig im Waldbland auf.

Der größte Teil der mittelalterlichen Rodungsflächen wird durch Plansiedlungen mit lockerem Dorfgrundriß und Streifenfluren eingenommen. Den Übergang zu den Gebieten mit geringer oder nicht näher faßbarer kolonisatorischer Veränderung vermitteln die Gebiete mit zusätzlicher Rodung, in welchen Abarten der reinen Streifenfluren vorkommen. Nicht überall ist in diesen Übergangsgebieten zusätzliche Rodung unmittelbar nachweisbar. Dafür sind Plansiedlungen mit gedrängtem Dorfgrundriß vorhanden, die bei der Umformung der alten wenig dicht besiedelten slawischen Kulturlandschaft entstanden. Die Charakterform der Gegenden mit geringem oder überhaupt nicht erfaßbaren Veränderungen ist das Wegedorf. Jedoch stammt diese Form zum Teil auch aus späterer Zeit. Da Karte 2 die Gebiete mit geringen oder nicht erfaßbaren Veränderungen zusammenfaßt, Karte 3 aber die Dörfer mit unregelmäßigem Grundriß in gleicher Art mit weißen Flächen darstellt, ergibt sich zwischen beiden hinsichtlich der weißen Flächen keine vollkommene Deckung.

Zu der im Mittelalter geschaffenen Kulturlandschaft gehören als wesentliches Glied auch die städtischen Siedlungen, die sich in den altbesiedelten Landschaften örtlich an die alten Mittelpunkte anlehnen oder wenigstens in ihrer Nähe liegen. Auch bei den Städten handelt es sich um Planformen mit dem bekannten Grundriß der ostdeutschen Stadtanlagen. Zum Teil ist noch im heutigen Stadtplan innerhalb des alten Stadtkernes ersichtlich, ob bei der Anlage der Stadt vorkolonisatorische Siedlungsteile in die Neugründung einbezogen wurden, so bei Glogau und Dels. Die Stadtanlagen waren schon zur Zeit ihrer Gründung nicht von gleichartiger Bedeutung. Meistens spiegelt die spätere räumliche Ausweitung der bebauten Fläche, die letzten Endes auf der Umkreismwirkung beruht, die eine Stadt entfalten konnte, auch die Bedeutung wider, die sie ursprünglich besaß. Insofern geht die Unterscheidung von Kreis- und Landstädten zum Teil schon auf die Kulturlandschaftsgestaltung des Mittelalters zurück (in Karte 3 sind auch diejenigen Städte als Kreisstädte bezeichnet worden, die diese Stellung kürzlich verloren haben).

Ebenso wie die größere Zahl der Arten von Siedlungsformen die gegenüber der Vorzeit differenziertere Gliederung der neuerstandenen Kulturlandschaft zeigt, so bringt dasselbe die nach der Bedeutung abgestufte Mittelpunktswirkung der Städte zum Ausdruck. Glogau, Sagan, Wohlau-Steinau und Dels werden die Fürstentumsstädte des Gebietes. Ihnen nachgeordnet sind die bloßen Weichbildstädte. Die neue politische Organisation stützt sich von nun ab bei der Abgrenzung nicht mehr auf Waldzonen, sondern auf die zum guten Teile aus ihnen entwickelten linienhaften politischen Grenzen. Durch alle diese Umstände, durch die die Füllung des Raumes mit Siedlungen, getragen von einer intensiv wirtschaftenden bäuerlichen Bevölkerung, durch eine festgefügte Mittelpunktsorganisation, wie auch durch eine straffe Umgrenzung zusammengehöriger Gebiete hat das kulturlandschaftliche Bild eine so weitgehende Festigung erfahren, daß sich seine wesentlichen Züge bis in die Gegenwart fortsetzen.

VI.

Die nachmittelalterliche Zeit. Eine Kulturlandschaft, auch wenn sie eine einmal empfangene Gestaltung über Jahrhunderte hinweg weiterführt, ist jedoch nicht bewegungslos. Wandlungen im Volkskörper, begleitet von sozialen und wirtschaftlichen Umschichtungen, wirken sich auch auf die Landschaftsgestaltung aus. Diese Vorgänge sind in Nordschlesien nicht gering, sie sollen jedoch nur kurz angedeutet werden. Die auf die mittelalterliche Siedlung folgende Zeit kann man die Periode der Gutsherrschaft nennen. Ihr folgt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die friderizianische Siedlung. Bauernbefreiung und Aufgabe der Dreifelderwirtschaft, der Übergang zu planmäßiger Forstwirtschaft und das Wachstum der Städte während des 19. Jahrhunderts führen zu weiteren Veränderungen.

Die gutsherrschaftliche Zeit wird einerseits durch geringe rückläufige Bewegungen (Wüstwerden von Dörfern, sowie Einziehung von Bauernstellen und dem darauf aufbauenden Wachstum des ländlichen Großbesitzes) charakterisiert, andererseits aber auch durch Vorgänge positiver Neugestaltung. Vor allem findet in einzelnen Teilen des Gebietes nördlich des Glogauer Tales und im Randgebiet zur Niederschlesisch-Baurei Heide, sowie im gesamten östlichen Nordschlesien ein weiterer Ausbau der Kulturlandschaft durch Neuanlage von ländlichen Siedlungen und abseits der Dörfer gelegenen Vorwerken statt. Gottschall hat für den Kreis Militsch gezeigt, wie umfangreich diese Veränderungen waren¹⁵⁾. Die Rodungsgebiete dieser Zeit bringt Karte 2 zur Darstellung. Fast immer handelt es sich bei der gutsherrschaftlichen Zeit um Siedlungen langsamen Wachstums. Hierher gehören auch die kleinen Industriesiedlungen, denen später durch Eingehen dieser Kleinbetriebe ein Teil ihrer ursprünglich gefunden Lebensgrundlage entzogen wurde. Zuzufolge des allmählichen Wachstums gestaltet sich der Grundriß dieser Siedlungen in der Art des Wegedorfes.

Die gutsherrschaftliche Zeit bringt auch eine Anzahl von Stadtgründungen, die allerdings zu bedeutender Mittelpunktswirkung sich nicht entfalten können, da das Land seine städtischen Mittelpunkte bereits besitzt. Zu ihnen gehören Rothenburg a. D., Tschirnau, Schlichtingsheim, Juliusburg, Stroppen, Neumittelwalde und Döhrenfurth. Hinzu kamen auch die Marktflecken Ruttlau, Quaritz (beide Kreis Glogau), Saabor und Kontopp (beide Kreis Grünberg) und im Osten Frehan, Goschütz und Bralin (letzteres heute in Polen gelegen). Nicht nur die Marktflecken, sondern auch ein Teil der neuen Städte behalten für die Folgezeit bei bescheidener Umkreiswirkung Charakterzüge einer Landgemeinde.

Planmäßige Siedlungen bringt die friderizianische Zeit. Es sind die Koloniedörfer der Karte 3, die eine überaus große Regelmäßigkeit ihrer Anlage aufweisen, im allgemeinen aber einen geringen Umfang besitzen und mit Ausnahme der Siedlungen bei Herrnsdorf keine eigentlich bauerlichen Siedlungen darstellen. Im Osten Nordschlesiens kommen auch Streusiedlungen aus dieser Zeit vor. Im ganzen handelt es sich um

¹⁵⁾ F. Gottschall, Beiträge zur Rechts-, Siedlungs- und Wirtschafts-geschichte des Kreises Militsch bis zum Jahre 1648. Darstellungen und Quellen zur schles. Gesch. 31, Breslau 1930.

fast siebenzig Koloniegründungen. Gebietsmäßig verteilen sie sich auf dieselben Gegenden, die bereits in gutherrschaftlicher Zeit durch positive Neugestaltung hervortraten, also auf die walddahen Teile am Rande des nordschlesischen Gebietes.

Zum Ausbau der Kulturlandschaft gehören aber nicht nur die Neuanlagen, sondern auch der Ausbau der bereits bestehenden Wohnplätze. So schließen sich vielfach Dorsteile von unregelmäßigem Wegedorfcharakter an alte Planfiedlungen an. Karte 2 faßt die Gebiete mit bedeutendem Dorfausbau zusammen. Wiederum vollzieht sich auch diese in der Kulturlandschaft deutlich faßbare Neugestaltung vor allem in den Gegenden, die bereits durch die Neugründungen der gutherrschaftlichen und friderizianischen Zeit hervortraten. So fügt sich alles in einen großen Zusammenhang ein: Wo im Mittelalter die Siedlungsbewegung haltmachte, setzte das 17. bis 19. Jahrhundert mit Rodungen, Neuanlagen und Dorfausbau ein. Bevölkerungspolitisch waren diese Vorgänge wichtig. Leider hat sich für die Folgezeit ergeben, daß die dadurch entstandenen Siedlungen wirtschaftlich nicht immer ausreichend fundiert waren.

Wie überall, so gehen auch in Nordschlesien während des 19. Jahrhunderts alle Kleinbetriebe industrieller Art zu Grunde. Überwiegend hatten sie sich gerade in ländlichen Siedlungen befunden, die der nachmittelalterlichen Zeit ihre Entstehung verdankten. Nur wenige nordschlesische Städte ziehen aus dieser allgemeinen wirtschaftlichen Verlagerung Vorteile, nämlich Grünberg, Sagan, Sprottau, Glogau und Neusalz, in bescheidenem Umfang auch Kosenau und Brimkenau. Neusalz, erst in friderizianischer Zeit zur Stadt erhoben, verdankt sogar sein eigentliches Wachstum dieser Entwicklung. Bei Glogau wird die Entwicklung nicht nur durch den industriellen Einschlag seiner Wirtschaftsstruktur bedingt, sondern in noch größerem Umfang durch seine alte Umkreiswirkung, die freilich sein Wachstum nicht nur förderte, sondern als ehemalige Festung auch hemmte. Auch die Kreisstädte sind Orte einer bescheidenen, vor allem an die Landwirtschaft gebundenen Bedarfsindustrie geworden. Aber größeres Wachstum der Städte beschränkt sich auf den Westen Nordschlesiens, also auf Grünberg, Sagan, Sprottau, Neusalz und Glogau; Dels kann nicht mehr zu Nordschlesien gerechnet werden, es gehört bereits zum Landschaftsgebiet der Mittelschlesischen Aderebene. —

*

Im vorstehenden wurde versucht, den Entwicklungsgang Nordschlesiens von der Naturlandschaft zur Kulturlandschaft übersichtlich zusammenzufassen. Die erste Landnahme schloß sich an natürliche günstige Siedlungsbedingungen an und nutzte vor allem die Gebiete der siedlungsfreundlichen Pflanzengesellschaften. Die Kenntnis über den kulturlandschaftlichen Zustand dieser Zeiten ist verhältnismäßig gering und erstreckt sich vor allem auf die Verteilung der bevorzugten Siedlungsräume. Eine durchweg kontinuierliche Entwicklung ist nicht vorhanden, da sich zwei Perioden der Unterbrechung einschoben. Vor allem in der Ausbildung der Grenzzone des Westens wurden die Auswirkungen der unterbrochenen geschichtlichen Kontinuität auf die Kulturlandschaft greifbar. Die slawische Zeit kennzeichnete sich als eine Periode mannigfacher Beweglichkeit innerhalb des Siedlungsbildes. Die im Mittelalter mit der deutschen Einwanderung einsetzende völkische Neugestaltung prägt die wesentlichsten Züge in der



Aufn. Czajka

Abb. 1. Trebnitzer Razengebirge von Norden gesehen (bei Groß Martinau). Der Höhenrücken ist mit Löss bedeckt. Fast nur die eingesenkten Täler besitzen Baumbestände. Von alters her handelt es sich um ein bevorzugtes Siedlungsgebiet.



Aufn. Czajka

Abb. 2. Blick aus der Gegend des Korjarenberges nach Norden (bei Neumittelwalde). Bis in halbe Höhe hinauf reicht die Ackerfläche. Da aber, wo auf den Höhen Kies und Sand den Boden bilden, gedeiht nur noch die Kiefer. Durch die im Mittelgrunde sichtbaren Wälder führt die neue deutsch-polnische Grenze. Im Hintergrunde liegt der Bartischbruch.



Aufn. Czajka

Abb. 3. Hügellandschaft bei Stroppen, im Hintergrunde die Winziger Berge. Die Siedlungen dieses Gebietes sind vielfach klein und von unregelmäßiger Anlage.



Ganzluftbild Nr. 7469, fr. Lt. Verf. d. RM. vom 4. 12. 1934

Abb. 4. Deutsch Wartenberg, am Rande des Grünberger Waldgebietes. Teilweise finden sich in der Umgebung Rodesiedlungen, auch solche mit zusätzlicher Rodung. Die Stadt ist von regelmäßiger Anlage. Sie konnte nur eine bescheidene Umkreiswirkung entfalten.



Hanfluftbild Nr. 1564, fr. lt. Verf. d. RM. vom 4. 10. 1935

Abb. 5. Klein Grädisch bei Glogau, ländliche Planfiedlung des Mittelalters mit gedrängter Gehöftfolge (Straßendorf). Der Großbesitz tritt in Dorfplan und Fluraufteilung hervor.



Hanfluftbild Nr. 1598, fr. lt. Verf. d. RM. vom 28. 5. 1934

Abb. 6. Proßtan bei Glogau, ländliche Planfiedlung des Mittelalters im altbesiedelten Lößgebiete mit gedrängter Gehöftfolge (Straßenangerdorf). Die dreieckige Gestaltung des Dorfsangers ist eine Besonderheit der Glogauer Gegend.



Aufn. Czajka

Abb. 7. Trebnitz, vom Weinberg gesehen, am Nordrande des mit Löß bedeckten Raxengebirges. Im 12. Jahrhundert slawischer Feldmarkt, sein Umkreis herzoglicher, später klösterlicher Besitz, mittelalterliche Stadtgründung abseits des Klosters.



Aufn. Walter, Groß Wartenberg

Abb. 8. Groß Wartenberg, deutsche Stadtgründung des Mittelalters mit noch deutlich erkennbarer einstiger Umwallung, gelegen in einem Kranz von Hügeln.

gegenwärtigen Gliederung der Kulturlandschaft. In der Folgezeit gehen negativ und positiv zu wertende Vorgänge nebeneinander her.

Zu allen Zeiten gibt es in einem Raum, der siedelnd und wirtschaftlich genutzt wird, Spannungserrscheinungen und Unausgeglichenheiten. Sie treiben erst die Kulturlandschaftsgestaltung vorwärts. Die nachmittelalterliche Zeit hat, je mehr sie sich der Neuzeit näherte, in steigendem Umfange diese Unausgeglichenheiten so vermehrt, daß sie eine zielfetzende Wirkung zunächst nicht ausüben konnten. Zwar ist der Nachteil einer übergroßen Verstädterung für Nordschlesien nicht vorhanden. Um so deutlicher aber wurde auch hier, wie im gesamten deutschen Osten, die zahlenmäßige Abnahme der Landbevölkerung. Durch die Neuschaffung deutschen Bauerntums soll auch für Nordschlesien wieder dasjenige völkisch-landschaftliche Gefüge entstehen, das die nachteilig wirkenden Unausgeglichenheiten verschwinden läßt. Gerade weil die Landschaft Kulturgut ihrer Bevölkerung ist, wie eingangs ausgeführt wurde, muß sie stets von neuem erworben werden. Sie ist nicht fertig, sie stellt Aufgaben. Immer noch ist es im wesentlichen der gleiche Raum, in seiner Erstreckung, in seinem Gewässer- netz, in seiner Höhengliederung und seinen Bodenarten, derselbe Raum, in dem die erste Landnahme erfolgte. Geringfügig sind die Veränderungen im Klima und in der Zahl der waldbildenden Bäume, die seit jenen Zeiten eintraten. Kulturlandschaft aber wird auf der Grundlage dieser natürlichen Gegebenheiten erst gestaltet. Die bis in die Gegenwart nachwirkende Gestaltung beginnt für Nordschlesien mit dem Werden des schlesischen Neustammes. Die Kulturlandschaft spiegelt in ihrer Gliederung diese geschichtliche Entwicklung wider. Sie wird zufolge der unauflösbaren Wechselwirkung zwischen Volk und Raum auch die Leistung der Gegenwart aufzeichnen.

* * *

Erläuterungen zu den Karten.

Karte 1: Siedlungsfreundlich ist der Eichenmischwald und die in ihn eingestreuten Freisflächen, siedlungshemmend vor allem die Assoziation des Heibelbeer- Kiefernwaldes. Übergangsgebiete bildet der Kiefern-Eichenmischwald. Die Buche war zur ersten Landnahmezeit noch nicht eingewandert.

Karte 2: Um die alten Grenzzoneu übersichtlich zu erfassen, ist nur das nachmittelalterliche Rodungsland und Siedlungsgebiet besonders gekennzeichnet worden. Die Ausdehnung des mittelalterlichen Rodungsgebietes ergibt sich durch Vergleich mit Karte 3 (heutiges Waldbland) und Karte 1 (Niederungen = Auenwald und Erlbruch). Bezirksburgen: B. = Beuthen a. D., Gl. = Glogau a. D., Kr. = Krossen, Mi. = Militzsch, Sag. = Sagan, San. = Sande- walde. Karte 2 und 3 erstrecken sich auch auf die an Polen abgetretenen Teile Niederschlesiens.

Karte 3: In der zu Brandenburg gehörenden Gegend von Krossen ist nur der heutige Wald eingetragen. Abkürzungen: Au. = Auras, B. = Beuthen a. D., Dy. = Dyhernfurth, Fe. = Festeuerg, Frau. = Fraustadt, Freh. = Frehstadt, Freh. = Frehhan, Gl. = Glogau a. D., Gr. = Grünberg, Gr. Wa. = Groß Wartenberg, Gu. = Guhrau, He. = Herruistadt, Ju. = Juliusburg, Ko. = Kosenau, Kr. = Krossen, Leu. = Leubus, Lü. = Lüben, Mi. = Militzsch, Mb. = Raumburg a. B., N. M. = Neumittelwalde, N. = Neusalz, Nst. = Neustädte, De. = Dels, Pa. = Parchwitz, Po. = Pollwitz, Frau. = Braus- nitz, Pri. = Primkenau, Rau. = Raudten, Ro. = Rothenburg a. D., Sa. = Sagan, Spr. = Sprottau, St. = Steinau a. D., Str. = Stroppen, Su. = Sulau, Tra. = Trachenberg, Tr. = Trebnitz, W. = Deutsch Wartenberg, Wi. = Winzig, Wo. = Wohlau. — Als Kreisstädte durften in einer Kultur- landschaftskarte auch diejenigen Städte bezeichnet werden, die kürzlich diese Stellung verloren (Steinau), als Landstädte auch diejenigen, die in neuerer Zeit wieder Landgemeindefassung angenommen haben (Frehhan, Julius- burg, Leubus).

Manfred Laubert:

Der Nordrand Schlesiens seit dem Mittelalter

Bei der territorialen Zersplitterung Nieder- und Mittelschlesiens — und nur diese kommen infolge der Zugehörigkeit des Kreuzburger Kreises zum Herzogtum Brienitz bis 1820 für uns in Betracht¹⁾ — wurde das einstige Zentrum Breslau wie im Süden durch die Länder der Volkonen im Norden durch das sich längs der Grenze nach Osten vorschiebende und zeitweilig bis an die Tore der Hauptstadt reichende Glogauer Herzogtum polyphenartig umfaßt und politisch auf das Binnenland beschränkt. Nur Karls IV. Weitblick durchbrach diese Barriere mit dem Erwerb des durch frühe Deutschordenssiedelung stark germanisierten Namslauer Weichbilses, während sich die Landesherren in dem wichtigen Militärschutze politischer Vorrechte sicherten. Doch auch Glogau erlag dem Fluch abermaliger Teilungen, insbesondere durch Abspaltung der Osthälfte als Herzogtum Oels. Zudem führte die Gefährdung der Grenzstriche durch unaufhörliche polnische Einfälle zu einer von den morphologischen Bedingungen, den weiten Waldstrecken des sandigen mittel- und niederschlesischen Höhenrückens, begünstigten Schaffung schützender „Marken“, großer Latifundien als mehrhaftem Rückhalt. Schon Matthias Corvinus vergab Groß Wartenberg an seinen Feldhauptmann Hans v. Haugwitz und Wladyslaw von Böhmen Militisch-Trachenberg mit Winzig und Herrnsdorf an seinen Kämmerer Freiherrn von Kurzbach als freie Standesherrschaften. Während Groß Wartenberg 1592 an die Dohnas, nach Abtrennung der späteren Minderherrschaft Gotschütz (1656) im Jahre 1764 an die Birons kam, wurde Militisch-Trachenberg durch Loslösung der freien Minderherrschaften Sulau, Neuschloß und Frenhan verkleinert und Trachenberg 1578 an die Schaffgotsch veräußert; nach Konfiskation ihrer Besitzungen durch Kaiser Ferdinand II. 1635 erhielt es General Melchior von Hatzfeld. Das Oelser Herzogtum, dem Neumittelwalde wie Konstadt zugehörten, erwarben im Tauschwege die Münsterberger Podiebrads, von denen es durch Heirat auf Herzog Nimrod Schlvius von Württemberg-Weitlingen, auf gleiche Art 1792 auf die Braunschweiger und nach deren Erlöschen als Thronlehn auf den Kronprinzen des Deutschen Reiches überging, während Sibyllenort an den König von Sachsen fiel.

So entstand ein, vor allem durch das Rittergut Seitisch, die Standesherrschaft Beuthen-Carolath und die Herrschaften Saabor, Günthersdorf und Schlesisch Nettow, sich nach Nordwesten fortsetzendes klassisches Groß-

¹⁾ Seine Zuteilung zum Archidiakonatsbistum Oppeln war bei dem Überwiegen der Evangelischen ohne erhebliche Bedeutung.

gütergebiet mit fideikommissarischer Bindung (1907 Kreis Militsch 42,9, Dels 40,9, Groß Wartenberg 32,2 % der Bodenfläche) neben einer territorialen, öfteren Wechselfällen unterworfenen Gemengelage der dynastischen Gebilde, die durch Einstreuung kirchlicher Güter (Storischau-Reichthal mit Gryllau um Wallendorf und Michelsdorf, Zirkwitz, Breichau im Steinauschen) verschärft wurde. Obendrein gelang es den letzten Piasten, ihre zusammengekrümpfte Hausmacht durch Gewinn von Winzig, Herrnsdorf, Raudent, Steinau wieder abzurunden.

Dieser staatspolitische Rahmen mußte, zumal im Zeitalter der Religionskämpfe, auf die Volkwerdung, auf Glaube, Sprache und Nationalität der Bewohner, von tiefgreifender Wirkung sein. Allgemein drang auch hier der Protestantismus siegreich ein. Aber während die Länder der autochthonischen Fürsten, also der Podiebrads und Piasten, 1648 bekanntlich freie Religionsübung erhielten, wurde diese Vergünstigung den freien Standesherrschaften geraubt. In ersteren fand der Grundsatz des *ejus regio, ejus religio* allmählich doch im protestantischen Sinne Anwendung, so daß hier selbst die polnischsprachige Bevölkerung der neuen Lehre sich zuwandte und dadurch ähnlich wie die Masuren gegen jede polnische Agitation gefeit blieb und sich politisch resülos eindeutschte. Am reinsten tritt diese Erscheinung im Kreise Kreuzburg hervor (1921: 92 % preußische Stimmen unter den Polnischsprachigen). Sie gilt aber ebenso für die vielfach evangelischen Einsassen mit slawischer Muttersprache in den späteren Kreisen Namslau und Groß Wartenberg, z. B. um Neumittelwalde als Delsches Gebiet. In Groß Wartenberg brachten die Wirons, die Erbauer der evangelischen Kirche nach A. G. Langhans' Entwurf, Befreiung; Namslau fand an Breslau Rückhalt, den in dem 1590 an die Maltzans gefallenen Militsch die Grundherren gewähren konnten (Gnadenkirche 1709). In den niederschlesischen Bezirken behauptete sich ungeachtet drakonischer Verfolgung im 17. Jahrhundert mindestens eine evangelische Grundstimmung in der beträchtlichen Mehrheit des Volkes. Auch war hier die Eindeutschung bereits so weit vorgeschritten, daß im Lauf der Zeit die völlige Einschmelzung der noch vorhandenen schwachen polnischsprachigen Überbleibsel unmerklich gelang. Die kaum erwähnenswerten slawischen Volkselemente der Vorkriegsjahre (im abstimmungslos an Polen fallenden Gührauer Kreisteil 127 gegen 1506 Deutsche) waren Saisonarbeiter oder wurden erst in allerletzter Zeit mit großen Opfern systematisch durch das Polentum sesshaft gemacht (Ankauf von sieben Rittergütern im Kreise Groß Wartenberg innerhalb von fünf Jahren, Erwerb städtischer Grundstücke in Herrnsdorf, Schlawa usw.). In Militsch erlangte für die Vollenbung des Eindeutschungsprozesses die im Bartschbruch planmäßig durchgeführte Melioration mit anschließender Besiedlung, teils durch den Fiskus, teils durch Privatbesitzer, unter anderem zur Ausbeutung der Raseneisensteinlager — viele Orte mit der Zusammenfügung „Hammer“ — in der friderizianischen Epoche entscheidende Wirkung. Ende des 18. Jahrhunderts erlosch der polnische Gottesdienst auch auf dem platten Lande in der Filialkirche zu Gontkowitz. Immer handelt es sich dabei um einen ohne jeden Druck verlaufenden Vorgang. Joachim von Maltzan hatte in seiner Kirchenordnung von 1596 auch seitens der Schulmeister Doppelsprachigkeit neben sprachlich paritätischen Kirchenhandlungen verlangt. Wie gänzlich dem

König germanisierende Bestrebungen bei seiner Kolonisationspolitik fern lagen, erhellt auch hier durch die Sesshaftmachung böhmischer Hussiten in drei Dörfern des Groß Wartenberger Kreises, die sich gleichfalls bald als leidenschaftliche Deutsche fühlten. Anderwärts wurden Evangelische aus der Kempener Gegend angesiedelt (1764 in Bralin 90 Kolonisten).

Übersehen läßt es sich jedoch nicht, daß auch am schlesischen Nordrand die habsburgische Unduldsamkeit sich volkspolitisch verhängnisvoll ausgewirkt hat und zu einer massenhaften Auswanderung deutsch-evangelischer Elemente — als Beispiel wird gern auf das kleine Guhrau mit einer Einbuße von rund 4000 Seelen verwiesen — und zu einer Umschichtung der Einwohnerschaft, zu einer Fluktuationsbewegung führte, die durch die wirtschaftliche Lage begünstigt wurde.

Die Städtegründungen des Gebiets gehen zwar zumeist auch bereits auf die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts zurück, aber abgesehen von Kreuzburg im Osten, Grünberg im Westen und dem in der letzten Vorkriegszeit als Garnisonort und Eisenbahnzentrale stark in die Höhe gekommenen Dels in der Mitte — Glogau mit seiner Glacisicherung durch das stets rein deutsche, bis 1345 zu Schlesien gehörige Fraustadt gehört nicht in diesen Zusammenhang — hat keiner der Orte größeren Aufschwung genommen und wohl niemals die Einwohnerzahl von 7000 erreicht, während manche eine zwerghafte Entwicklung beibehielten (Stroppen, Tschirnau). Die Landwirtschaft gibt der Gegend das entscheidende Gepräge, mit einer besonderen Note durch den Grünberger Weinbau und stellenweise hochkultivierte Fischzucht. Der im Mittelalter lebhafteste Handel mit Polen — auch der Weg von Breslau nach Krakau führte zeitweilig aus Sicherheitsgründen über Dels — verlief mit dem Niedergang der Republik oder wurde auf der Straße über Guhrau—Glogau nach Sachsen konzentriert. Die Industrie beschränkte sich mit Ausnahme der Neusalzer und Grünberger Eisen- und Textilwerke auf die Verarbeitung der Agrarprodukte (Ziegeleien, Brennereien, Zucker- und Stärkfabriken, Brauereien — Namslau, Sägewerke, Mühlen). Selbst das Handwerk paßte sich der Rohstoffherzeugung an (Tischlereien in Festenberg). Diese Unternehmungen im Verein mit der wesentlich als Großbetrieb arbeitenden Landwirtschaft vermochten indessen Bevölkerungüberschüsse größeren Ausmaßes nicht aufzunehmen und noch weniger Anziehungskraft auf überlegene deutsche Kolonisten auszuüben. Abschreckend machte sich zudem die Grenznähe bemerkbar. Die Städte litten nicht nur wie allgemein im Osten durch Brand und Pest, sondern auch durch häufige kriegerische Verwickelungen. Pitschen wurde 1588 ein Opfer der über den Habsburger Prätendenten siegreichen Polen, Groß Wartenberg war am Ende des Dreißigjährigen Krieges auf 40 verarmte Einwohner zurückgefallen, Grünberg bildete im ersten nordischen Krieg die Basis der Parteigänger Johanns II. Kasimir für ihre Guerillazüge nach dem Posenschen, die bei Polens Schwäche unterbliebene militärische Sicherung der Nordgrenze Schlesiens führte 1759—1761 zu Russeneinfällen, bei denen Guhrau und Herrnsdorf in Flammen aufgingen.

Sonach kam für die Auffüllung entstandener Lücken neben dem eigenen Bevölkerungszuwachs nur das nördlich angrenzende anspruchslöse Polentum in Frage, und der Weg für die im Mißgebiet stets und überall charakteristische Unterwanderung war frei. Sicherlich haben davon wäh-

rend der Protestantenverfolgung in Polen im Lauf des 16. Jahrhunderts bereits evangelische Bewohner der dortigen Grenzbezirke Gebrauch gemacht. Aber umgekehrt führte die landesherrliche und Dohnasche Bedrückung der Neugläubigen zu einer Entvölkerung im schlesischen Grenzstreifen. Nicht bloß in die Städte des Posener Südwestens (Fraustadt, Lissa, Bojanowo, Rawitsch, Schlichtingsheim) ergoß sich ein Einwandererstrom, sondern auch zur Urbarmachung der Bartschniederung bei Adelnau und in die benachbarten Waldgebiete flüchteten unter dem Schutz der auf Hebung ihrer Einnahmen bedachten Starosten vielfach die glaubenstreuen Dorfbewohner Nordschlesiens. Eine neue Welle erreichte während des Siebenjährigen Krieges die Gegend von Schildberg und Adelnau, und der Vorgang setzte sich noch nach 1815 unter Begünstigung polnischer Edelleute fort. Dieses Hinüber- und Herüberpendeln wurde durch die enge wirtschaftliche Verflechtung erleichtert, die Südpolen mit dem schlesischen, speziell dem Breslauer Markt, verband, so daß die Leute im gleichen Organismus verblieben und zahlreiche Fäden über die Grenze reichten. Auch schlesisches Kapital wurde nicht selten in Südpolener Gütern angelegt; die Maltzans, von Loesch, Grafen Findenstein waren beiderseitig ansässig. Die jenseitigen Produzenten besuchten die Breslauer, nicht die Posener Wollmärkte, und der Provinziallandtag beschwerte sich über die Benachteiligung seiner Schutzbefohlenen bei Erhebung schlesischer Stadt- und Verkehrszölle. Selbst geistig hing Südpolen von Breslau ab und befriedigte sein Lesebedürfnis mit dortigen Zeitungen.

Die Abwanderer verpolteten dann zwar teilweise äußerlich, z. B. in ihren Familiennamen, galten aber bei ihren Nachbarn stets als deutschgesinnt und fühlten sich so; das konfessionelle und politische Band war stärker als das sprachliche. Dieselbe Entwicklung vollzog sich im schlesischen Grenzstreifen. Die anderwärts übliche Volksempfindung mit der Gleichsetzung von Katholiken und Polen konnte hier nicht einreißen, und ein nationaler Gegensatz hat sich hier nie ausgebildet. Dabei machte aber der gebräuchliche polnische Dialekt eine dem oberschlesischen Wasserpolnisch entsprechende Wandlung durch, das heißt er stagnierte und ergänzte sich in steigendem Maße mit deutschen Lehnwörtern, entfremdete sich also stetig dem Hochpolnischen.

Trotzdem bildete die sprachliche Scheidung vom Staatsvolk ein hemmendes Moment für das Emporkommen der Bewohner, und die kulturelle Entwicklung zeigt mit der Oberschlesiens starke Ähnlichkeit. Nach Schlesiens Übergang an Preußen machte der evangelische Kircheninspektor Joh. Friedrich Burg bei der Jugend die traurigsten Erfahrungen. Wie wenig die katholische Kirche sich die Bildung der Jugend angelegen sein ließ, wissen wir aus den Berichten des Groß Wartenberger Erzpriesters Libor, der als fürstbischöflicher Kommissar in den zur Breslauer Diözese gehörigen Dekanaten Schildberg und Kempen noch 1798 außer den drei von ihm eingerichteten Interimsanstalten nicht eine Bildungsstätte vorfand, so daß die Jugend ohne allen Unterricht ganz der Natur überlassen wie wilde Bäume aufwuchs. Am allerwenigsten hatte man vor 1742 daran gedacht, Schule und Kirche aus nationalpolitischen Gründen auszubauen und sie als germanisierenden Faktor in Rechnung zu stellen. Die bisherigen Ansätze auf diesen Gebieten geistigen Fortschritts waren vielmehr immer sprachlich utraquistisch gehandhabt worden. Die Mehr-

zahl der Pastoren stammte aus der Gegend selbst oder aus Oberschlesien, und die Kenntnis des Polnischen galt als unerlässlich. In Neumittelwalde usw. gab es geradezu einen polnischen Pfarrer neben einem deutschen. Daran änderte sich in preussischer Zeit wenig. Die Kräfte der Verwaltungsbehörden wandten ihre Fürsorge aufstrebenderen und wirtschaftlich leistungsfähigeren Gegenden zu. Eine gewisse Rückständigkeit des rechten Oderufers, der „polnischen Seite“ im Volksmund bis auf die Gegenwart, blieb bestehen, man denke an die erst in letzter Zeit behobene Spärlichkeit der Oderübergänge und überhaupt an die mangelhafte verkehrsmäßige Erschließung mit ihrem Fehlen aller Querverbindungen. Schon der Anstrich der Ortschaften mit 39,6 % Strohdächer aller Baulichkeiten in den Grenzkreisen gegen 8,7 % links der Oder im Jahre 1893 verrät eine Armut, die durch die Dünne der Bevölkerung — sie schwankt im allgemeinen zwischen 50 und 60 Menschen je Quadratkilometer (Kreis Gutzrau 55, Militzsch 51, Ramlau 60) — noch verstärkt wird. Das Gebiet galt wie Oberschlesien als national völlig zuverlässig und durch das Südbosener Deutschtum in der Flanke gedeckt und deshalb besonderer Aufwendungen, etwa einer dichten Besetzung mit Garnisonen nicht bedürftig. Ausgenommen die Deller 6. Jäger standen rechts der Oder und in den Kreisen Freystadt und Grünberg 1914 nur zwei Kavallerieregimenter. Obige Auffassung wurde durch die Reichstagswahlen bestätigt. Nicht nur, daß bis auf schwache polnische Agitation im Kreise Kreuzburg, die fast ausschließlich in den ehemals den Kreuzherren mit dem roten Stern zu Breslau gehörigen, also katholischen Dörfern, einigen Boden fand, keinerlei Irredenta sich regte — Ramlau brachte es 1912 auf 33 polnische Stimmen und Groß Wartenberg auf Null —, sondern die Bewohner zeigten ausgesprochen konservative Gesinnung. Bis auf Glogau und den damals den Konservativen abgenommenen Wahlkreis Grünberg-Freystadt wurden 1912 nur rechtsstehende Abgeordnete gewählt. Man überließ es darum dem natürlichen Lauf der Dinge, auch hier langsam eine sprachliche Eindeutschung zu bewirken, wobei Staat und Kirche an Duldsamkeit wetteiferten. 1848 wurde in dem neuen Kreuzburger Schullehrerseminar eine Pflanzstätte für doppelsprachige Volksbildner geschaffen. In der Tat ging die Zahl der Polnischsprachigen beständig zurück. Im Kreise Kreuzburg sank ihr Anteil von 68,58 % im Jahre 1890 auf 47,18 % im Jahre 1910, in Groß-Wartenberg von 21,79 auf 16,98 % und in Ramlau von 32,17 auf 17,02 %. Der gesamte Grenzstrich war somit in einem sprachlichen Eindeutschungsprozeß begriffen, dem ein politischer längst vorangegangen war. Daher konnte das Behelfsmittel deutschen und polnischen Unterrichts und zweifacher Kirchenhandlungen nach und nach abgebaut werden. Eine Ausnutzung der Religion zu staatsfeindlichen Mächenschaften wie durch den Neumittelwalder aus der Teschener Gegend eingewanderten Pfarrer Badura († 1911) war ein gänzlich vereinzelter Ausnahmefall. Auch die Wahl zur Nationalversammlung ließ an der rein deutschen Gesinnung der Bewohner keinen Zweifel (Kreuzburg, Ramlau und Groß-Wartenberg rund 86 % deutsche Stimmen).

Dessenungeachtet brach das Versailler Diktat, jählings Unheil verkündend, über den Grenzstreifen herein. Nach seinem ursprünglichen Entwurf sollte das ganze nördliche Bartschufer abstimmslos an Polen

fallen; heftige Proteste und die durchsickernde Wahrheit von der ethnographischen, wirtschaftlichen und geschichtlichen Unsinnigkeit dieser Forderung führten in der endgültigen Fassung zu ihrer Preisgabe, doch wurden, um die durch rein deutsches Gebiet führende Eisenbahn Rawitsch—Lissa unverfehrt für Polen zu retten, aus dem Guhrauer Kreis einige Dörfer herausgeschnitten, ebenso eine Ecke des Militzcher Kreises. Vor allem aber wurden zur Entschädigung des Warschauer Bundesgenossen aus dem Namslauer Kreis das Reichthaler Ländchen (4590 Einwohner, 8 482 ha) und die Nordhälfte des Groß Wartenberger Kreises (20 264 Einwohner, 38 421 ha) aussersehen. Zu Gegenvorstellungen blieb keine Zeit. Probeabstimmungen mit über 90 % deutscher Stimmen, eingehende wissenschaftliche Einwände wurden nicht beachtet. Obendrein wurde der Osten des Namslauer Kreises dem oberchlesischen Abstimmungsgebiet angegliedert, aber durch 97,5 % deutscher Stimmen am 20. März 1921 gerettet, den deutlichsten Beleg für die ungerechte Zerreißung beider Kreise und zugleich auch für die Beweislosigkeit sprachlicher Unterlagen bei Bildung politischer Grenzen; nur 3,5 % der im Jahre 1905 sich als polnischsprachig ausgebenden Bewohner haben zugunsten Polens entschieden. Die Grenzziehung im einzelnen erfolgte noch zu allem Überfluß durch eine ganz einseitig zusammengesetzte Kommission ohne jede Rücksicht auf die Lokalbedürfnisse der unglücklichen Bevölkerung unter Schaffung monströser Härten. Nur Kunzendorf und Schleife (Kreis Groß Wartenberg) konnten nach anfänglicher Zugehörigkeit zu Polen später im Tauschwege zurückgewonnen werden.

Diese willkürliche Zertrümmerung eines organisch gewachsenen Wirtschaftskörpers hatte für den gesamten Nordrand beiderseits der Grenze verheerende Folgen und bedeutete mit dem Verlust des Hinterlandes rapiden Verkehrsrückgang, Einbuße des Hauptabsatzgebietes (Brauerei in Namslau 35 %) und vielfach auch der Rohstoffbasis (Festenberg und Kreuzburger Holzindustrie). Hierzu traten sich aufstürmende Lasten für Ausflüchtung des zerrissenen Straßen- und Bahnnetzes (ohne Kreuzburg 30 Chaussees, 10 Eisenbahnen), Flüchtlingsfürsorge, Neubauten von Kirchen und Schulen usw. bei schrumpfenden Einnahmen. Neben der materiellen war die kulturelle und seelische Schädigung der oft von Friedhof und Gotteshaus, von Eltern und Geschwistern durch unübersteigliche Schranken getrennten Grenzbewohner ein lähmendes Moment. Das beste Schulbeispiel für diese Auswirkungen ist das franzartig von der neuen Grenze umfaßte Neumittelwalde, das, im Süden durch breiten Waldgürtel umschlossen, mit seinen 61 umliegenden Dörfern eine gesunde, aber keiner Ausdehnung fähige Wirtschaftseinheit bildete und gegenwärtig auf 12 Dörfer (1600 von 16 843 Einwohnern) angewiesen ist. (Stückgutrückgang von 500 bis 600 auf 25 bis 30 Tonnen monatlich, sonntägliche Kirchenbesucher 500 bis 1000 und 15 bis 20). Dieser Not gegenüber mußten alle öffentlichen Hilfsmaßnahmen versagen, und Deutschland war zu arm zu grundlegender Reform; die Preisspanne zwischen Breslau und Groß Wartenberg betrug infolge der vermehrten Frachtkosten zeitweilig 10 % bei Ein- und Ausfuhrartikeln. Erst die Zusammenfassung des Hilfsmerks durch den Nationalsozialismus kann hier weiterführen.

Unendlich größer aber ist das Leid, das sich auf die losgerissene Bevölkerung senkte. Im Gefühl der Ungerechtigkeit des Grenzzuges hatte

Polen das Bestreben, gerade hier möglichst schnell die Spuren der Vergangenheit zu tilgen, und richtete alle Entdeutschungsmaßnahmen mit ausgefuchter Schärfe auf diese Gebiete. Der deutsche Schulunterricht wurde in 100 % deutschen Orten gänzlich ausgerottet und ist überall seit längerer Zeit besten Falles auf zwei Wochenstunden beschränkt. Gegen Schlesien wurde eine hermetische Mauer errichtet und die Zahl der Übergänge stetig vermindert. Die gewonnenen Landesteile wurden unter bestehende Posener Kreise aufgeteilt und diese dann noch zusammengelegt, um das Gefühl für die ehemaligen Grenzen zu schwächen. Die Verwaltung führen rasch wechselnde und durchweg aus fremden Gegenden importierte Beamte. Erleichtert wurde die Entwurzelung der durch Abwanderung sich lichternden Deutschen infolge des wirtschaftlichen Verfalls dieser nun ebenfalls aus allen Zusammenhängen gerissenen, ihres Absatzmarktes beraubten, in ein schon vorhandenes Agrarüberschußgebiet hineingepreßten, von ihren natürlichen Mittelpunkten, den Kreisstädten mit Arzt, Krankenhaus, Apotheke, Tierarzt und dergleichen geschiedenen Landstriche, die jetzt auf schlechten Sandwegen 15 Kilometer und mehr bis zu den weit nördlich gelegenen polnischen Kleinstädten überwinden müssen oder wie die Dörfer des Neumittelwalder Bezirks gar auch nach dieser Seite hin durch ausgedehnte Forstreviere von ihnen getrennt sind.

Kein Wunder also, daß die betroffenen Bewohner beiderseits der Grenze auf die Schaffung dieser Zustände durch ein starkes Bekenntnis zum Deutschtum reagierten. Im Restkreis Groß Wartenberg gingen die Doppelsprachigen bei der Volkszählung 1925 von 1189 im Jahre 1910 auf 506, die Polnischsprachigen von 4780 auf 140 zurück, in Namslau stiegen erstere von 1666 auf 1930, aber letztere schmolzen von 4952 auf 488 zusammen. Die Tatsache aber, daß die Entwicklung drüben die gleiche ist, bestätigt der polnische Schulmann und Geistliche Kotula²⁾ (S. 84):

Als die Regierung Großpolens in polnische Hände gelangte, verließen die deutschen Evangelischen zahlreich das Land, was nicht wundernimmte. „Aber daß zusammen mit den Deutschen auch die polnischen Evangelischen in großer Menge aus Polen nach Deutschland abwanderten, oft Leute, die gar nicht oder sehr wenig deutsch sprachen, das ist traurig.“ (Ale ze razem z Niemcami i polscy ewangelicy w wielkiej liczbie opuścili Polskę i przenieśli się do Niemiec, i to często ludzie nieumiejący wcale lub bardzo mało po niemiecku, to jest smutne.)

Allgemein fällt Kotula das Urteil (S. 17/18):

„Für die nationale Angelegenheit hat das evangelische Volk kein Verständnis . . . Man ist polnisch, aber mehr unbewußt, kraft des Bestehenden, auf Grund des

²⁾ Karl R.: Polski lud ewangelicki w południowo-wschodniej części województwa poznańskiego. Warschau 1929. (Daß polnisch-evangelische Volk in dem südöstlichen Teil der Wojewodschaft Posen.) Vgl. von demselben: Z dziejów germanizacji polskich szkół ewangelickich w b. prowincji poznańskiej i w przyległych do Polski gminach Śląska Średniego. (Aus d. Gesch. der Germanisation der polnisch-evangelischen Schulen in der früheren Provinz Posen und in den Polen zugehörten Gemeinden Mittelschlesiens.) Straznica Zachodnia 1927. Gegen die darin enthaltenen Entstellungen wandte sich A. Rhode: Die polnisch sprechenden Evangelischen in Südpolen. Evangelisches Kirchenblatt Posen, Jahrg. 6 Nr. 6, und betont unter anderem, daß die mangelhafte deutsche Sprachkenntnis der Leute die Beschulbigung gewaltsamer schulischer Entnationalisierung widerlegt. — R. gibt die Ausfiedelung der evangelischen Gemeinden Südpolens aus Mittelschlesien zu und schildert sie im einzelnen. Den Aufsatz von R. übergeht er in seinem späteren Buch sogar bei den Literaturangaben.

Trägheitsgesetzes als mit Überzeugung.“ (Da sprawy naradowej lud ewangelicki nie ma zrozumienia . . . On jest polski, ale raczej nieświadomie, siłą rzeczy, na mocy prawa bezwładności, niż świadomie.)

Man bewahrte seine polnische Sprache, seine polnischen Sitten und Eigenschaften, wie der Divisionspfarrer Bork 1864 richtig beobachtete, doch Kotula setzt hinzu:

„Dem polnischen Volk fehlte das Bewußtsein der nationalen Gemeinschaft und der gemeinsamen Bestrebungen und Ziele mit der polnischen Nation und das ist heute augenscheinlich mehr der Fall als bei der Niederschrift von Borks Betrachtung.“ (Ale ludowi polskiemu brak świadomości wspólności narodowej i wspólnych dążeń i celów z narodem polskim i to dziś oczywiście więcej niż, gdy pastor B. pisał swoje spostrzeżenia.)

Daher (S. 83):

„In solcher Verfassung kam das Volk an Polen. Und da die Deutschen noch mit einer Änderung der politischen Lage rechneten, wurden der evangelischen Bevölkerung allgemein Winke gegeben, wie sie sich betragen sollte, um ihre Rückkehr zu Deutschland zu erleichtern. Also manifestierten die Leute überall ihr und ihrer Schulen Deutschtum; den Kindern wurde verboten, polnisch zu reden, um auf diese Art den deutschen Charakter der Anstalten zu bewahren. Gerade in diesen schlesischen Landseken, wo die deutsche Agitation über ein Jahr Zeit hatte, . . . trat ihr Einfluß deutlich hervor. Es wurde den Bewohnern unterlagt, polnisch zu sprechen, besonders gegenüber Vertretern des polnischen Staates, überhaupt gegenüber Polen, um damit ihr Polentum zu verbergen. Wer sich dieser Empfehlung nicht unterwarf, denen drohte man Rache beim Wiederanfall der Gegend an Deutschland, dessen sie heilig versichert wurden, an. Daher stammt der komische und tragische Anblick, daß ein Volk, das im Hause und unter einander polnisch sprach, gegenüber jedem Fremden, zumal jedem Angehörigen der Intelligenz, sogleich verstummte und zur deutschen Sprache Zuflucht nahm, daß Kinder, die daheim und in den Pausen unter sich polnisch redeten, dem polnischen Lehrer gegenüber taten, als ob sie kein Polnisch könnten³⁾. (W takim stanie ludność ta weszła do Polski. A ponieważ Niemcy liczyli jeszcze na zmianę sytuacji politycznej, dlatego ludności ewangelickiej szczególnie dano wskazówki, jak się ma zachować, ażeby powrót do Niemiec umożliwić. Więc lud manifestował wszędzie swoją niemieckość i niemieckość szkół, dzieciom zakazywano mówić po polsku, ażeby w ten sposób zatrzymać niemiecki charakter szkoły. Zwiększa w tych słaskich odcinkach, gdzie agitacja niemiecka miała przeszło rok czasu . . . wpływ tej niemieckiej agitacji dawał się mocno we znaki. Zakazano ludności mówić po polsku, zwłaszcza wobec przedstawicieli Państwa Polskiego wogóle wobec Polaków, ażeby w ten sposób zataić polskość. Tym, którzyby tej komendzie się nie poddali, grożono zemstą, gdy te okolice wróca do Niemiec, o czym uroczystie zapewniano. Stąd ten komiczny i tragiczny widok, że ludność w domu i pomiędzy sobą po polsku mówiąca, wobec każdego obcego, zwłaszcza inteligenta, natychmiast milkła i uciekała do języka niemieckiego, że dzieci, które w domu i na przerwach, gdy były między sobą, mówiły po polsku, wobec nauczyciela Polska udawały, że po polsku nie umieją.)

Endlich die interessante Zukunftsperspektive (S. 90):

„Die ganze Last der Arbeit unter dem polnisch-evangelischen Volk ruht auf der örtlichen evangelischen Lehrerschaft⁴⁾, die auch schon viel in bezug auf die Aufklärung und Organisation dieser Bevölkerung ausgerichtet hat. Aber obgleich schon heute die Ergebnisse dieser Arbeit sichtbar sind, so stehen sie doch erst am Anfang, und noch viel Zeit wird verfließen und noch viele Arbeit und Mühe werden aufge-

³⁾ Daß keine deutsche Propaganda im Spiele war, beweist der Umstand, daß in Südbosien sich der deutsche Bevölkerungsanteil unter polnischer Herrschaft teilweise trotz der Abwanderungen gehoben hat.

⁴⁾ R. räumt jedoch selbst ein, daß die von auswärtig berufene Lehrerschaft „noch nicht mit der Bevölkerung verwachsen“ sei; vgl. Dt. Wissenschaftl. Zsch. f. Polen, S. 23, S. 166 in der Besprechung von Lattermann.

wendet werden müssen, ehe das dortige, der Sprache nach polnische evangelische Volk sich auch gefinnungsmäßig wahrhaft polnisch fühlt." (Cały ciężar wśród polskiej ludności ewangelickiej spoczywa na miejscowym ewangelickim nauczycielstwie, które też wiele już zdziało w kierunku uświadomienia i zorganizowania tej ludności. Lecz choć już dzisiaj rezultaty tej pracy są widoczne, to jednak są to dopiero początki i jeszcze wiele upłynie czasu i wiele włożyć będzie trzeba tam pracy i trudu, nim tamtejszy lud ewangelicki polski z mowy, stanie się naprawdę polskim z ducha.)

Man ersieht, wie stark das Deutschtum im Volk des Grenzstreifens verwurzelt ist, wie stark das von ihm in Südpolen gepflanzte Reis sich entwickelt hat, aber man ersieht ebenso, welches schwere Hindernis die Raffiniertheit der Ententemächte hier einer späteren deutsch-polnischen Verständigung in den Weg gelegt hat und welcher hohen Staatskunst und welches gegenseitigen Verständnisses es bedarf, um über diesen Abgrund hinweg zu fruchtbarer Zusammenarbeit für die Lösung der über die Gestaltung des Ostraums entscheidenden Fragen zu gelangen.

Literatur: Die literarischen Quellen für unser Thema finden sich fast vollständig in den Anmerkungen zu Eva Havers Breslauer Diss.: Die Zerreißung der Kreise Groß Wartenberg und Ramlau durch den Vertrag von Versailles. Breslau 1933. Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte, Bd. 34. — Eine Gesamtübersicht mit Ausnahme der beiden Westkreise Grünberg und Frehstadt bietet vor allem Bd. I der Monographien deutscher Landschaften: Die nieder-schlesische Ostmark und der Kreis Kreuzburg, Berlin-Friedenau 1927.

Friedrich Graebisch:

Nordschlesisch und Neiderländisch-Schlesisch mit vergleichenden Mundartproben

Der Nordrand des gesamtschlesischen Mundartgebietes bildet annähernd einen stumpfen Winkel; sein Scheitelpunkt liegt etwa an der Warthe östlich von Schwerin, der nordwestliche Schenkel läuft fast geradlinig über Meseritz, Fürstenberg auf die Spree zu und trennt Schlesisch und Märkisch-Niederdeutsch, der nordöstliche Schenkel liegt im Posener Gebiet und erreicht etwa südlich von Protschin die schlesische und damit die heutige Reichsgrenze, bildet aber keine scharfe Sprachscheide, denn schlesische Sprachfärbung und schlesisch-deutsches Wesen reichen noch weit über die ehemalige deutsch-russische Landesgrenze hinaus nach Osten.

Demnach werden nicht nur in Schlesien selbst, sondern auch im Südosten des Regierungsbezirks Frankfurt a. O., nämlich im Schwiebus-Grossener Lande, das einst auch politisch zu Schlesien gehörte, und im östlichen Teil der Niederlausitz (Sorau, Forst, Sommerfeld, Guben), ferner aber auch im ganzen Südwesten und Süden des Posener Landes Mundarten gesprochen, die alle Hauptkennzeichen des Schlesischen besitzen.

Die Mundarten, die in dem eben beschriebenen Gebiete und daran anschließend in den schlesischen Regierungsbezirken Liegnitz und Breslau, südlich etwa bis gegen Bunzlau, Liegnitz, Breslau und Dels gesprochen werden, gehören zwei Hauptgruppen des Gesamtschlesischen an, dem Nordschlesischen (das v. Unwerth als „niederlausitzisch-schlesisch“ bezeichnete) und dem Neiderländisch-Schlesischen. Der Name „Neiderländisch“ ist volkstümlich und bezeichnet nicht nur den Gegensatz zur sogenannten schlesischen „Gebirgsmundart“, sondern kennzeichnet auch ein auffallendes lautliches Merkmal, nämlich die Diphthongierung von stamm-schlesischem *i* zu *ei*, die im ganzen Mittelgebiet des Neiderländischen herrscht (z. B. Teisch, Schneite, eiber usw. für Tisch, Schnitte, über; die Randgebiete im Nordwesten und Südosten haben allerdings dafür *ee*: Teesch, Schneete, eeber).

Diese beiden Hauptgruppen des Schlesischen weisen unter sich und innerhalb ihrer Gebiete viele bedeutame Eigenheiten und Unterschiede auf, die am besten durch eine Vergleichung der beigelegten Proben verständlich gemacht werden. Vorausgeschickt sei daher nur eine Übersicht der Teilmundarten mit kurzer Beschreibung.

I. Das Nordschlesische besitzt im allgemeinen den Vokalismus der schlesischen Stammundarten, zeigt aber manche niederdeutschen Einflüsse, vor allem im Grossen-Schwiebus-Meseritzer Gebiet. Hierzu gehört das Auftreten von Gleitlauten nach langem Vokal, z. B. Schmaaëß (Schmalz), Kaairl (Kerl), die nach Norden zu abnehmende Neigung zur Dehnung

kurzer Selbstlaute, besonders in geschlossener Silbe vor alter Doppelkonsonanz (z. B. in Stall, Kopf, Tisch, ich, ist), die Aussprache ʃ statt z , einzelne Formen mit unverschobener Tenues, z. B. huuf = hoch, Puute = Pöte, plucken = pflücken, Mehrzahlformen auf s (Jungs, Paars u. a.), einzelne Kleinformen auf te (Grooßte = Großmutter, Gombutte = Hagebutte), Vertauschung von Akkusativ und Dativ (mir für mich, sie für ihnen, Akkusativ nach Verhältniswörtern) und manche Einzelformen, z. B. des = daß, denn = dann, mang = zwischen, man = nur, trecken = ziehen. Nach der Bildung der Kleinformen lassen sich drei deutliche Hauptgruppen unterscheiden:

a) Nordschlesische „chen“-Mundarten.

1. Weströffener Mundart. Sie zeigt die meisten der vorgenannten niederdeutschen Einflüsse bei Wahrung des stammeschlesischen Lautstandes. (Probe 1.)
2. Niederlausitzisch-Schlesisch im engeren Sinne, östlich der niederforbischen Sprachinsel, also in früherem Wendenlande zwischen Spremberg—Forst—Guben (um 1750 verlief die deutsch-wendische Sprachgrenze noch östlich von Triebel—Pforten—Guben). Der Vokalismus ist stark von der hochdeutschen Schulsprache beeinflusst, auch zeigen sich neben niederdeutschen auch wendische Einwirkungen, z. B. Schwund von h im Anlaut, lexikalische und syntaktische Einzelheiten. (Probe 2.)

b) Nordschlesische „ang“-Mundarten. Die Kleinformen haben die Endung „ang“, die nicht — wie man vermuten könnte und auch früher annahm — der niederdeutschen Endung „ing“ (z. B. Hüsing) entspricht, sondern aus „lein“ umgebildet ist (vgl. v. Unwerth, Schles. Ma. § 49). Diese Endung ang herrscht im Osten des Kreises Grotzen, im Kreise Schwiebus und dem angrenzenden Posener Gebiet, sowie anschließend auch im Neiderländischen in den Kreisen Grünberg, Freystadt und Bomst. Im Osten dieses ang-Gebietes, etwa östlich von Züllichau—Schlawe, und anschließend in einem größeren Teilgebiet des Neiderländischen (um Fraustadt—Glogau) gilt ferner eine für das Schlesische sehr auffällige Spracherscheinung, nämlich der Abfall des auslautenden e , die wir erst in süd- und westschlesischen Teilgebieten wiederfinden. Dieses nord- und neiderländisch-schlesische Gebiet hängt räumlich unmittelbar mit dem großen nordöstlichen niederdeutschen Apokopierungsgebiete zusammen. Es erscheint aber durchaus möglich, daß es sich nur um ein zufälliges Zusammentreffen handelt, denn besonders die neiderländische Apokope weist im Zusammenhang mit einer ganzen Reihe anderer Spracherscheinungen nach der Gegend von Lauban—Friedland i. Böhmen, so daß alte Siedlungszusammenhänge zwischen diesen Gebieten und daher auch mit dem süddeutschen Apokopierungsgebiet bestehen dürften. Die Untermundarten zeigen Anklänge an das Neiderländische.

1. Schwiebuser Mundart. Die Apokope ist nur teilweise durchgeführt.
2. Meseritzer Mundart. Mit allgemeiner Apokope in Hauptwörtern. (Probe 3.)
3. Nordgrünberger Mundart. Ohne Apokope, mhd. $\hat{u}$ ist durch aa oder ä vertreten. (Probe 4 und 5.)

c) Nordschlesische „I“-Mundarten. Die Kleinformen haben bereits die für das Schlesische im allgemeinen kennzeichnende Endung „I“.

1. Sorauer Mundart. (Probe 6.)
2. Nördliches Gemeinschlesisch zwischen Bunzlau—Sprottau—Sagan. Weicht von dem bekannten schlesischen „Stamntypus“ wenig ab.
3. Südöstliche Gruppe zwischen den Flüssen Bober—Schwarzwasser—Schnelle Deichsa. Ist vom Niederländischen beeinflusst.

II. Das Niederländische zeigt vor allem eine sehr auffällige Verschiebung der stammischlesischen Vokale, die an die bekannte mhd. Diphthongierung und Monophthongierung der mhd. Vokale i, ü, ie, uo erinnert. Im Gesamtgebiet ist schlesisch ei aus mhd. i durch ää oder ee, schlesisch au aus mhd. ü durch ä oder oo, schlesisch ä aus mhd. a durch uo und schlesisch ää aus mhd. e und ö durch iä vertreten. Im Mittelgebiet erscheinen ferner schles. i (aus mhd. i, ü, ê, oe) als ei, schlesisch ü (aus mhd. u, ô) als au, schles. ö (aus mhd. o, â, ou) als ä, schles. ê (aus mhd. ei, ou) als ää, dagegen in den nordwestlichen, südlichen und südöstlichen Randgebieten entsprechend als ee, oo, au und ei. Die genannten Laute uo, iä, ei, au usw. kommen jedoch in mannigfachen Abarten und Übergängen vor, die oft durch eine nicht streng phonetische Schreibung zweifelsfrei nicht darzustellen sind. Auch im Konsonantismus fallen diese Mundarten auf durch weite Verbreitung von belarem l, das oft ganz vokalisiert geworden ist, und palatale Aussprache der Zahn- und Rehlauten, wofür allgemeine Gesetze schwer aufzustellen sind; auch sind diese Erscheinungen in starkem Rückgange begriffen. Zahlreiche sonstige Eigenheiten sind aus den Proben ersichtlich.

- a) Nordwestliche Hauptgruppe: Grünberger Oberdialekt. Man spricht: Schwäan (Schwein), Häs (Haus), Schneete oder Schneet (Schnitte), Broot (Brot), Aubst (Obst), Baum, klein, Beime oder Beim (Bäume); Kleinformen auf ang; nur am Ostrand Apokope von e. (Probe 7.)
- b) Mittlere Hauptgruppe. Man spricht: Schween, Hoos, Schneite oder Schneit, Braut, äbst, Bäm, klään, Bäume oder Bääm.
 1. Freystädter Mundart. Im Vokalismus Übergänge zur Hauptgruppe a; Kleinformen auf ang; Apokope. (Probe 8.)
 2. Glogauer Mundart. Starke Vokalisierung von l (Roob = Kalb, häfn = helfen, veio = viel usw.); Kleinformen bei Glogau auf o (Mz. on), nur im N. (Kr. Bomst) auf ang; Apokope im ganzen Gebiet. (Probe 9.)
 3. Fraustädter Mundart. Ähnlich der Glogauer Mundart; besonders auffällig ist die Vertretung von mhd. uo durch iu (Riuh, Briudr). Diese Aussprache gilt etwa zwischen Glogau—Guhrau—Bissa—Schlawa—Glogau; sonst ist mhd. uo im Gesamtschlesischen durch u vertreten, nur Schönwalb bei Gleiwitz und Bielez weichen ab.
 4. Steinau=Guhrau=Trachenberger Mundart. Vokale ähnlich der Glogauer Mundart; Kleinformen auf l (l, o), Mz. gleichlautend; keine Apokope. (Probe 10.)
 5. Trebniger Mundart. Im Vokalismus Übergänge zur folgenden Hauptgruppe (klaain, klaubst). (Probe 11.)

- c) Südöstliche Hauptgruppe: Delfer Mundart. Man spricht: Schween, Hoos, Schneete, Broot und Braoot, Aubst, Baum, klein, Beime — auch mit Abweichungen.
- d) Die sogenannte „Kräutermundart“ zwischen Liegnitz und Breslau („Kräuter“ nannte man die Gemüsebauern in den Dörfern südlich von Breslau). Man spricht: Schwein und Schween, Haus und Hoos, Schneete, Broot, Aubst, Baum, klein und kleen, Beeme — mit Abweichungen. Diese Formen stehen der Gruppe c am nächsten, doch stellt das Gebiet d in der Hauptsache ein Mischgebiet dar mit Übergängen zu den Nachbarmundarten. (Probe 12.)

Die Schreibweise der folgenden Proben ist einheitlich von mir durchgeführt nach den von mir in der „Mundart der Grafschaft Glatz“ (Mittelwalde 1920) aufgestellten Grundsätzen. Von einer streng phonetischen Schreibung mußte mit Rücksicht auf die meisten Leser, sowie auf die Druckerei abgesehen werden. Zum Verständnis sei noch folgendes bemerkt:

1. Um das gewohnte Wortbild nach Möglichkeit zu wahren, sind die Lautzeichen der Schriftsprache angewandt, wenn die mundartliche Aussprache nicht wesentlich von der Bühnendeutschen abweicht. Dies gilt insbesondere für ie, ei, eu (äu), anlautendes sp und st; man spreche also i, ai, oi, schp, scht. Wenn ie und ei getrennt zu sprechen sind, ist die Schreibung iea für i + e, iää für i + offenes ē (ää), iöh für (kurz) i + geschlossenes ē, eei für geschl. ē + i, äi für kurz e + i gewählt; ē und i sind stets vom Nachbarvokal getrennt zu sprechen.
2. g ist stets als Verschlusslaut, im Auslaut also wie k zu sprechen; Der Reibelaut wird durch ch und j bezeichnet. In der Verbindung ng' ist nur der gutturale Nasal, aber kein Verschlusslaut zu sprechen, z. B. Ang'echt (Knecht, Probe 2), fludng' (pflücken), Häusang' (Häuschen, Probe 5); dagegen mit Verschlusslaut Ding wie Dink usw.
3. In den Endungen el, en, em, er ist im Gegensatz zu früheren Darstellungen bei silbischer Aussprache des Endkonsonanten e weggelassen worden, z. B. Häußl, bißl, hulln (holen), gebliedm, Buotr.
4. (j) bedeutet palatale Aussprache der (meist) folgenden Zahn- und Reihllaute (b, t, l, n, ch), auch nach kurzem Selbstlaut, z. B. Ri(j)ndr, Rnaa(j)cht, sowie im Anlaut z. B. g(j)lee (Probe 8), k(j)laain (Probe 8), R(j)uh (Probe 4).
5. l ist velar zu sprechen, ähnlich dem harten polnischen ł.
6. ä bedeutet den langen zwischen a und geschlossenem o liegenden Laut, z. B. Bättr (Bater).
7. o bedeutet den kurzen zwischen offenem o und u liegenden Laut, z. B. Schaaß (Probe 3), Poußch (Probe 8), speion (Probe 9), veio (Probe 9).

1. Messow, Kreis Crossen.

Mein Bättr hot ne gruusse Bauertwirtschoft glei naabr'n Schußke. Doo häbr in schienes Haus, in Stoll, ne Scheune, in Ausgedinge, wuu unse Gruußvättr und unse Grooßte drinne wähn, in Gärten mit vää äßbeeme

und Fald und Wiese und in kleen Puhl, und ooch in Stüch'n Heede gehiert uns. Heute is Väter nich drheeme. Haa is in de Stodt in Schwein und in Kolb vrkoofene. Iche hätte je mittesfährn gekunnt (od. kenn mitf.), aabr ich bin liebr drheeme gebliehm. Doo gih ich mit de Knaa(i)chte und de Weide und half se schun in bißch'n Hei weng' und Klee meihn. Unse Paulsch'n kinnde ooch mitgihn und Ma(x)tn, meine kinnste Schwast'r mitnahm. Denn will ich noch aus dr Heede in Tupp vull Brambäörn ädr Pilße huuln, und doo kenn se mr in bißch'n hal'n pluchng'. Dos Angl'sseug nahm br uns aabr mit. Wenn br bluuf noch vää'l Zeid-iebrich (auch: iebrlee) hätt'n, doß br nich ssu späate ssun Aff'n heem kumm täät'n; denn gib's dichtije Wuämße (od. Drasche), wenns drnooch olles kaalt wääre. Drnooch, nochmittaag, tuu br mit unse Driem'sch'n (= Drübenschen, d. h. Nachbarn) ähre Junges (Wz.) spielen. Daan ähre Väter is mein Bruud'r seine Väte (sem.). Manchmoo seibr oo in gruuf'r Hause (od. ne gruuf'e Haard) Rindr ssusommde; doo spielen br Anschlag ädr blinde Kuhe ädr Milchtupp, und Tüfng' (F. N. Tüf) sein schworz'r Puudl is ooch drbei; dos is in ssu späßij'r Hund. ädr ich tuu mr ooch manchmool undr uns'n gruuf'n Rußboom (älter: Rißb.) in Schät'n lään, wenns suu worm is. Wenns raaign' sille, denn bleib ich in dr Stube. Heute werd Mutter Bruut badng' und hingrhaar Kriemlfuche, und iche wird se je hal'n Holz in Baduuton onlään. Und oomd half ich de Ginn'r futtr'n und de kleene Schippchene und de Taubm. Und denn gih ich in Stoll de Rihe maling'. Und denn trinkt ich in Tippch'n vull frisch gemul'ne Milch. Zwee Rihe sein jez wiedr traa(i)chtich, de Kuutschaaftije und de Braune, ich frää mr schund-urntlich uf de kleene Mootschene. Doodrnooch titt Muttr dos Domdbruut ssuraa(i)chte mach'n. Heute oomd aß br Schälfnulln und Quork. Doo aff'n br jeeedes in pâr Taller vull; dos schmedt uns mool schiene! Und hingrhaar gib's eene Schmaaßschniete und in Tippch'n vull Kaffee. Im holb sieme muß Väter wiedr doo sein; ieäre¹⁾ werd r kaum heem kumm. Denn gih ich in schun in gansses gruuf'es Stüde intfäängn'. Und wenn 'r drnooch ssur Staubmtiere reinkimmt, denn seut a: „Iche hää euch olle wos sihre Schienes mitgebracht!“ Und doo is de Freede gruuf, denn mit läädije Haainde kimmt a nich heem, und jeeedes friet wos von'n; und denn sticht dr gansse Tisch vull.

(Nach Lehrer Konrad Hurlbrink.)

2. Dubraude, Kreis Spremberg.

Mein Väter (h)at²⁾ anne grooße Wirtschaft dleich näähm Schulß'n. Dä hommr an scheenes Aus, an Stall, anne Scheine, an Außedinge-Gisch'n, wuu de (h)alde Grooßfeldern drinne wohn, an Go(x)tn mit Dobstbeeme drinne und Akr und Wiese und an kleen Teich; und ooch an Stüch'n Gede (= Heide, Wald) is unse. Gite is Väter nich dr-reeme. Däär is 'n de Stadt, an Schwein und an Kalb vrkoofn. Ich (h)ätte ja kenn mittesfährdn, aabr ich bin liebr za-aufe gebliehm. Dä geh ich mit de Ang'echte und de Määdl's und helf se schunt ambißl Gi (= Heu) wendn und Klee aun. De Wiene (= Marie), wasde meine Schwest'r is, die kinnde ooch mittegehn und Ernß'n mittenähm, das is mein kleenst'r Bruud'r. Denne will ich noch aus

¹⁾ ieä ist in diesem Worte wie langes i + flüchtiges e zu sprechen.

²⁾ Das anlautende h ist nicht fest, es verstummt daher oft; umgekehrt wird h oft einem anlautenden Vokal vorgeschlagen, z. B. alde oder halde = alte.

de Gede an Topp vull Kragbääre ooder Pilke ooln, und då kenn se mer ambissl helfn fluchng'. Das Anglsseig wäär mr sich uf jeedn Fall mitte-nähm. Wenn wr od blooß noch Zeit genung ätt'n, doß wr nich zuu späate täät'n zum Ess'n eemtkumm, då miß mr sich ääbmt pürrein (= beelien); då tääts dichtich Briegl sehn, wenn nochns schunt alles kalt wääre. Denne, nöchmittaage, tummer mit dn Jung' von Noppr Schulßn spielen. Dään sein Bäär is dr Bäte von mein Bruudr. Ofte seimer (od. simmr) oo an ganßr Aufn Kindr zusamme; då spiel mr Boogl-vrfoosm oodr Grooß-bäär oodr Schirling oodr wr tuun ooch kamsuschein (= Steinchen spielen), und Metaschns (F. M. Metasch) schwarzer Ruudl is ooch dabei; das is an zuu fluogr Hund! Oodr ich tuu mr oo manchmål undr unsn grooßn Rußboom in Schatt'n lään, wenns soo eef is. Wenns aabr räädng' tutt, då bleib ich drinne in de Stuube. Eite wird Muttr Broot hacng' un nochns Ruuche, und ich wäär sche (h)elfn Holß anlään in Badoorn. Un zu äbmde tuu ich mitte (h)elfn de Jhnr sitt'n und de kleen Jhnd'n und de Taubm. Und nochns geh ich in Stall zum Melng'. Då trink ich an Tippchn vull frisch gemulftne Milch. Zwee Rihe sein (od. sinn) wieder trächlich, de Schede und de Braune; ich frei mr schunt soo uf de kleen Rälbchn. Denne tutt Muttr 's äbmdeßn machn. Heite äbmd hommr Rng'ulln un Schlippmilk; då eß mr jeedes an pår Tellr vull, das schmeckt uns alln soo sähre guut (od. gutt). Un nochns gibts anne Schniete und an Tippchn Räßfee. Soo um siebm muß Bäär wieder dr-reeme sein; äher wird 'r woll nich zurid(e) kumm. Då tuu ich 'n schunt an grooßes Stide gääng' geh'n. Und wenn 'r denn zr Stuubmtiere reinfimmt, då sät (od. sogt) 'r: „Ich ä (od. ob) eich jeedn was sähre Scheenes mittegebracht!“ Und då is de Freide grooß, denn mit lääre Händ'e kimmt 'r nich, und jedn tutt 'r was mittebreng'; und då steht denn dr ganze Tisch vull.

(Nach Dr. Waldemar Goeßgen.)

3. Dürrelletel, Kreis Mejerik.

Glaai naabä³⁾ dan Schaakls hot maai Buätä ne gruüße Paauäwirtschoft. Doo huä bä a schien Haas, a Stall, ne Schovin, a Mausgedinge-hooifang', wuu dö Gruußvuätä und de Gruußmuttä drin wohn, a Guä(r)tn mit vieol Dohstbeem drin und Adä und Wies und a Fuhl (= Teich); und oo a Stidang' Heed (= Heide, Wald) gehäärt ins. Hooit is dö Buätä nich däh'eem. Na is in de Stuät a Schwaain und a Ralb väkeesm. Ich hätt ju mietfuä(r)dn gekunnt, aabä ich bie liebä däh'eem gebliebm. Doo giß ich mit de Knaachtä und mit de Maach's und halß (od. helf) se schun a bissang' Haai weng' und Klie hoon. Inse Matta, wuäs maaine Schwaistä is, hätt oo kunnt mietgih'n und Paooln mietnahm. Und droochint (< danach + hint) will ich no aaus dö Heed a Tuffull Progoßbäärdn oodä Pilß hul'n, und doo kenn se mä a bissang' halßm fluchng'. Des Angolßhooig waar bä ins (od. br-schich) schun mietnahm uf alle Fäll. Wenn bä oärn noch Sfaat däßuut (= dazu) hätt'n, doß bä nich ssu Alßn ssu späät heem-tääm; funstrn gääbs Briegol, waail alles kaaolt gemurn is. Doo (od. droochint) noochmittg⁴⁾ giß bä mit Schaakls-Nupprsch Jung' spieon (od. spieoln). Dan saai Buätä is maain Bruudä saaine Buät (sem.).

³⁾ ä entspricht „er“ und ist kurz zu sprechen.

⁴⁾ g im Auslaut ist als Verschlusslaut (f) zu sprechen.

Monchmool saai bā a ganſſā Gaafm Kingā ſſeſomm; doo ſpieo bā guldene Bried, Blindeluh oodā Luppſchloon, und de ſchworz=waaiſe Larg (= Hund) vun Willā Klääms (= Müller Klemke's) is oo dābaai. Des gibt ſſuu a gruuſn Spuāſ! Monchmool lāā ich mā (= mir) undr inſn gruuſn Riſboom in Schuātn, wenns ſſu heeſ-is. Wenns aabā raaiſgt, bleib' ch in de Stuub (Afſuſ.). Inſe Muttā bādt hooit Bruut und droo-chint glaii dāhingāhaar Streiſſokuch, und ich waar ſe halſm Halſ (od. Gaoolſ) in Baſuutwm lāān. Dobms halſ ich ſe de Hinnā fittm und de kleene Hinnang' und de Laaubm. Und droo giſ'ch ſe (ſie ſ. ihr) in Staſ halſ'm malſng'. Doo trinf'ch ne Pletſch voll friſche Milch. Swee Riſ ſaain ſſunderſch (= jezt) truāind, de Kuutſchedchte und de Braaune; ich frāā mā (= mir) ſchun uf de kleene Kālbā⁵⁾. Droochint macht de Muttā des Dobmdaſſn ſſerecht. Hooit oobmd huā bā Mohllieſang'. Doo aſ bā a puār Takā voll, und des ſchmedt ins all mitnandā ſuu gutt. Und hānoochens aſ bā noch ne Schniet mit Jettm und trinfng' dāſſuu ne Pletſch Kāſſie. Im halſ ſiebm ſuu rim, muß dā Buātā dāheem ſaain; riſchā wird a nich ſſerickumm. Doo giſ'ch 'n ſchun a Stid' 'ntkääng'. Wenn a droochint ſſā Tier raainſimmt, ſeut a: „Hooit huā 'ch ooid all wuās Schienes mietgebrucht!“ Doo is aabā de Freed gruuſ, denn mit lāādchte (= leeren) Häng' kimmmt inſā Buātā nich heem; jeebā frigt wuās Hibſches vun'n; und doo ſtiht ſſelekt daar ganſſe Tiſch voll.

(Nach Kantor D. Zippel.)

4. Lāsgen, Kreis Grünberg. (Das nördlichſte Dorf Schleſiens.)

Maai Buātr hot anne gruuſe Paartwertſchoſt gleich naabr Schoouſſn. Doo huān br a ſchie (od. ſchienis) Gaas, a Stuāl, anne Schā(j)ne, a Aasgedingrhaas, wuu de aalde Gruuſa(j)ltn drinne wohſn, a Guātrn mit viel Dobſbeeme und Aſtr und Wieſe und a Laaihang' und oo a Stidang' Heede gehert inſ. Hā(j)te is inſe Buātr nich drheeme. Aa is in dr Stuāt, und doo titt a a Schwaain und a Kolb vrkeefn. Jech hātt juu kunnt mieteſuārdn, aabr iech bie liebr drheeme gebliebm. Doo giſ ich mit de Knaa(j)chte und Maaj)de Heeā weng' und Klie hoon; de Kuuſe, wuāsde maaine Schwaſtr is, die ſe(j)nnde oo mietegithn und Paulang', meng' (= meinen) Kinnſtn Bruudr mietenahm. Drnoo will ich noch aas dr Heede a Luppvl Braambieārdn oodr Piſſe huuln, und doo kenn ſe mr a biſſang' ſichn halſn. Duās Anglſſait nahm br ins uf olle Fālle miete. Wenn br od bluuf noch genung Sſaait iebriſg hāttm, doſ br nich ſſe ſpieāte ſſim Aſſn heemkieām; doo gieābs dichtig Priegl, wenn drnoo ſchun olkis kaald-und ſtaaiſ wieār. Noomittigs tuun br mit Ruppſ Schoouſſn ſeng' Jung' ſpiekn. Dan ſaai Buātr is meng' Bruudr ſaaine Puāte (ſem.). Uſte ſaain br oo anne ganſſe Gaarte Ri(j)ndr ſſeſomm. Doo ſpiekn br de pulſche Briede oodr Bli(j)ndel(j)uh oodr Loopſchlooin, und dr ſchworſe Puu(j)bl vun Brāuerſch is oo drbaai; duā-is ſſuu a naaiſch Hu(j)ndang'! Moinchmool tuu ich mich oo undr inſn gruuſn Kuuſboom in Schuā(r)tn lieān, wenns ſu heeſ-is. Wenns aaber raaiſng' ſellte, doo blaaiſ-ich drinn ein dr Stuube. Hā(j)te werd de Muttr Bruut badng' und drhingrhaar Strieāſſtuche, und iech waar 'r halſn Hooiſ ſekn in Baſuutwm. Und ſſim Dobmd halſ ich miete deſi(j)ndr ſi(j)ttm und de kleene Pu(j)ttang' und de Laabm.

⁵⁾ Bei Schmiebus (Stentſch): Kālbang' (oder Māi(j)tiſhang').

Und drnoo gih ich in Stuål makfn. Doo trink ich a Tippang' vuul frisch gemulkne Milch. Swee Rihe saain jist wiedr truäi(j)nde, de Ruutschaaife und de Braane (od. Brä(j)ne); ich frieä mich schun urntlig uf de kleene Mooutshang'. Drnoo titt de Muttr is Dobmdbruut sseraachte machn. Hå(j)te oobrn huån br Hieäwekäu(j)ln mit Flaamtunke. Doo aß br jieädīs a puår Tallr vuul, duås schmedt ins olkn ssuu gutt. Und drhingrhaar gibts anne Schmaalschniete und a Tippang' vuul Kåffee. Suu im holb siehm rim muß dr Vuåtr wiedr drheeme saain; ihndr werd a saam sseride kumm. Doo gih ich 'n schun a gruuf Stide inkeegn' (od. ankeegn'). Und wenn a drnoo sser Stuebmtiere raainkimm, doo juäi(j)b-a: „Jech huå olkn wuås sieårðn (= sehr) Schienis mietgebrucht!“ Und doo is de Freede gruuf, denn mit lieädigng' Hå(j)ndn kimm a nich, und jieädīs frigt wuås Schienis vun'n (od. vun'dn); und dernoo stift dr ganße Tiesch vuul.

(Nach Lehrer W. Jädel.)

5. Samade, Kreis Grünberg.

Mää⁶⁾ Vuåtr hot anne gruufe Bäerwurtshoft glää naabrm Schoolzn fengr (= feiner). Doo honn br a schie Häusang', an Stuål, an Schå(j)ne, a åsgebingehäusang', an Guårtn mit Dobstbeem und Ådr und Wiese und a Låachang', und oo a Stide Heede (= Nadelwald) gehu(r)t ins. Hå(j)te is dr Vuåtr ni drheeme. Å is in dr Stuåt a Schwään und a Kalbang' vrkeefn. Jech hätt juu mietefuåhrn kinn, aabr iech bie liebr drheeme gebliebm. Doo gib'ch mit a Knaa(j)chtn und a Maa(j)chtn und half schun a bissang' Hieä uufhadng' und Klie hån. De Ba(r)tang' (= Berta), wosde määne Schwastr is, kenne de oo mietegihn und 's Paulang', meng' kinn Bruodr, oo mietenahm. Drnoo wiel'ch no ås dr Heede a Tippang' (od. an Tupppls) Raambiern oodr Pilze hulln, und doo kinnse mr a bissang sichn halfn. 's Anglzeuke warn br sich uf olle Fålle mietnahm. Wenn br ode bluufich no Båät genung iebree (od. iebrieh) håttn, doß br ni zu spiåät zum Åssn heem klåå; doo giååbs dichte Drefche, wenn drnoo olles faald-und stååf wier. Drnoo, noomittchs, tuun br mit Rupprr Kanjuures (F. N.) Jung' spielen. Dam såå Vuåtr is bää meng' kinn Bruodr Paulang' Puåte gewaast. Ufte såån br (od. såå mr) oo a ganzr Håfn Ri(j)ndr bääsomn; doo spielen br „nanuuu kinn 'r ins sichn“ oodr Kåubr und Scherndarm oodr Blindesuh und Rupprrsch Åmmi is oo immr drbåå; duås ies a guår nårsch Hu(j)ndang'! Oodr ich tuu mich oo monchmool undr insn gruufn Ruufboom in a Schuårtn klåån, wenns amool ganz barbaarsch heef-is. Wenns aabr sellde raa(j)n, doo blååb'ch hinne in dr Stube. Hå(j)te wurd de Muttr Bruut bång' und drhingrhaar Striååstfuche; doodr bää waar ich 'r halfn Hoolz uånklåån. Und zum Dobmde half 'ch dr Meud miet de Hi(j)ndr fittrn und de kinn Pu(j)ttang' und de Låbm. Und drnoo gih'ch in a Stuål zum Måfng'. Doo trink'ch a Tippang' frisch gemulkne Milch. Zwiåå Riñ såån jibe wiedr tråchtich, de Ruutschede und de Bråne; ich friåå mich schunt urntlich uf de kinn Kalbang'. Drnoo titt de Muttr 's Dobmdbruut (od. -assn) machn. Hå(j)te obmd honn br Britschnidtn (= Bratkartoffeln?) und Puttermilch. Doo aß br jeeedes a puår Tallvrch vuul, duås schmedt ins olln zuu gutt.

⁶⁾ åå aus mhd. i wird durch ei verdrängt.

⁷⁾ Von Britsche = Scheibe.

Und drhingrhaar gibts 'n Schniete mit Fettn und a Neegang' Kaffee drzuu. Suu im a holb siebm rim muuß dr Vuatr wieder doo sään, ehnder wurd a käm zurückkumm. Doo gih'ch 'm schund=a gruuf Stide aääng'. Und wenn a zur Stubbtier räakimmt, doo seud=a: „Fech huä euch olln wuäs guär Schienes mietegebrucht!“ Und doo is de Freede gruuf, denn mit liäärn Hä(j)ndn kimmt a nich, und a jeedes frigt anne Mietebrenge vu'm. Und doo siht drnoo dr ganze Tiesch vuul. (Nach Lehrer Neumann.)

6. Wellersdorf, Kreis Sorau.

Mei Vuotr hot an gruufe Pauerwirtschaft glei naabr Schoolß (od. Schoolßn). Doo huombr a schie Haus, an Stuol, an Scheune, a Ausgedingehäusl, wuu de aale Gruufmutter hinne wohnt, an Guo(r)tn mit viel Dobstbeem hinne und Acker und Wiese und a Teichl, und oo a Stieck Puufsch gehieär-ins. Heute is dr Vuotr ne drheeme. A is ei (od. an) dr Stuot a Schwein und a Kollb yrkoofm. Ich hätt ja kunnt mitfuohrdn, aabr ich bie liebr drheeme gebliehm. Doo gih ich mit dr Kneichtn und dr Meidn und half 'n schund=a bißl Hei imschleun und Klie hoon. De Kuußl, wuos meine Schwastr is, kennt oo mittegihn und Pauln mitnahm, wuos mei kinnstr Bruodr is. Drnoo will 'ch na (= noch) auf'n Busche an Toopvl Braunbieäre (od. Kuombieäre) oodr Pilße huuln, und doo kinn se mr a bißl halfm fludng'. 's Anglzeug warn br ins ollemool mitnahm. Wennbr ad bluuf na genung Zeit iebrieh hättn, doß br ne ze spieäte zum Wßn heem kumm; doo gieäbs dichtich Priegl, wenn drnoo schund=olles kaald=und gerumm wieär. Drnoo, namittge, tuun bier mit Schoolßenupprsch Jung' spielen. Dan sei Vuotr is dr Puote vun menn Bruodr. Ufte sein br oo an ganssn (Wß. f. Rom.) Hausm Ki(j)ndr beisomm; doo spiel br Bli(j)ndekuh oodr Toopschleun, und dr schworze Puudl vun Kuugs is oo drbei; duos is zuu a narrsch Hi(j)ndl! Doder ich tuu mieh oo monchmool undr insn gruufn Kuufboom an Schuotn lieän, wennis suu heef-is. Wennis aabr rein sellt, doo bleib'ch hinne an dr Stuube. Heute wird de Mutter Bruut badng' und drhingrhaar Strieästkuche, und ich waar'r halfm Puolß uolieän an Bachuwm. Und uf'n Dobmd halm-ich mit de Hihnr fi(j)tttn und de kleene Hihnl (od. Pu(j)ttl) und de Taubm. Und drnoo gih 'ch an Stuol zum Malfng'. Doo trink 'ch a Tippl vuul frisch gemulke (od. kihworme) Milch. Zwee Kihe treun ike wieder, de Kuutscheke und de Braune; ich frieä mieh schun urntlich uf de klene Kuuzl. Drnoo tutt ins de Mutter Dobmdassn machng'. Hi(j)nte huombr Hieäffliesl mit Flaumtunke. Doo afß br jeedes a puor Tallr vuul (od. Tallvl), duos schmedt ins olln suu gutt. Und drhingrhaar gibts anne Fettchniete und a Tippl vuul Kaffee. Suu im a siebm rim muuß dr Vuotr wieder doo sein; iear wird a wull ne zeride kumm. Doo gih 'ch 'ng' schund=a gruuf Stide antegeeng'. Und wenn a drnoo zr Stuubmtiere reikimmt, doo spricht a: „Ich huoeuch olln sieär wuos Schienes mitgebrucht!“ Und doo is de Freede gruuf, denn mit lieärn Hä(j)ndn kimmt a da (= doch) ne, und jeedes frigt vun 'n anne Mitbrenge, und do siht drnoo dr ganze Tiesch vuul. (Nach Studienrat Dr. Theodor Schönborn.)

7. Kontopp, Kreis Grünberg.

Mää Vuatr hot anne gruofe Wirtschaft glää naabr Schaulz. Dau hombr a scheenes Häs, an Stuäl, anne Schä(j)n, a äsgebingehäusl, an

Guärtn mit veel Aushstheim und Axt und anne Wees und an Tääch, und au a Stücl Heid gehirt ins. Hå(j)t is dr Vuätr nie drheim. A is in dr Stuät a Schwään und a Kolb vrkeifn. Eech hätt au meetfuährn kinn, aabr eech bee liebr drheim gebleebm. Dau geh ich mit a Kneichtn und mit a Maadln meet und half 'n schunt a bißl Gruas zstääbrn und Futtr haun. De Mielang', wuäs mäane Schwastr is, die kuän au meetgehn und Paulang', meng' kinnstn Bruubr, meetnahm. Daudrnauch will ich äs dr Heid no an Tuppvl Raumbiäärn oodr Pilß huooln, und dau drbää kinn se mr a bißl fluchng' halfn. 's Anglzeugs wambr sich uf olle Fälle meetnahm. Wenn br ock no genung Bäätt hätt, doß br nie zu spiäät zum Affn heimfiäämt; dau gibts dichte Gae, wenn schunt olles kaalb- und stääw-is. Drnau, naumittags, tuun br mit 'n Jung' vun Nuppr Schaulzn speeln. Dam säa Vuätr is meng' Bruubr säa Puäte. Gfirtsch sään br au a ganzr Håfn Kindr bääsom. Dau speeln br Blindefuh, Reiber-und-Prinzeßn-Burg oodr Dritte obshlein. Dar schworze Puoodl vom Nuppr is au drbää; duäs is a närrisches Hundl! Dodr monchmaul tuu ich mich au unnr a gruooßn Kuooßbaum in a Schuätn liään, wenns juoo heis-is. Wenns aabr raan sellte, dau bleeb eech drin in dr Stuoobe. Hå(j)t wird de Muttr Bruoot baefng' und hingchaar Striääßfuch, und eech waar 'r halfn Gaulß ufliään in a Baduoorv. Und im a Aubmd half eech meet de Hindr fittn und de kleine Schiepl und de Tåbm. Und drnau geh eech in a Stuäl zum Malkng'. Dau trink eech a Tippl vuool frische Milch. Zwiää Rih sään weedr trua(j)nd, de Kuootscheef und de Blas; eech friää meech schunt urntlich uf de kleine Metshang'⁸⁾. Drnau titt de Muttr 's Aubmdbruoot zurechte machn. Håi(j)t aubms hombr Hiääwelleefl und Flåmtunk. Dau assn br jeeds a puär Tallr vuool; duäs schmeett ins olln zu gutt. Und drhingchaar gibts anne Schneet mit Schwäänesfettn und a Tippl Kåffee. Suoo im a jeebm rim muß dr Vuätr weedr dau sään; ehndr wird a wull nie zuriidkumm. Dau geh eech 'm schund a gruooß Stide afeing'. Und wenn a drnau zur Stuoobmteer rääkimmt, da fuå(j)t a: „Eech huå äich olln wuäs sehr Scheenes meetgebrucht!“ Und dau is de Freide gruooß; denn mit liäädige Håndn kimmt a nie, und a jeeds frigt a Meetgebrenßl von eh. Und dau steht drnau dr ganze Teesch vuool. (Nach Lehrer E. Heinrich.)

8. Streibelsdorf, Kreis Frestadt.

Mee Vuotr⁹⁾ hot a grouß Puorgutt g(j)lee naabrm Schaulfn. Dau huobr a schei¹⁰⁾ Hooes, an Stuot, an Schooië(j)n, a Gding'häufang', wou d' aaf Grousa(j)llrn drin wåuhn tuun, an Guortn mit veel aushbaaiem drin und Fa(j)ld und Weis und a Teejang', und åu a Stidang' Poufch gheerd-ins. Hooië(j)t is mee Vuotr nie drhaaiem. Haa is in dr Stuot a Schween und a Kolb vrfaaim. Eich hätt jou meitfuohrdn kunn, aabr 'ch bei liebr drhaaiem gb(j)leibm. Dau geih 'ch mit a Knaaichtn und Muuë(j)tn mit und holw 'n schou a bißang' Hieå oufhafng' und R(j)lei håun. De Sette, wuos meen Schwastr is, die se(j)nn åu mitgeihn und

⁸⁾ Karstchin bei Unruhstätt: Matschang' und Muschang'.

⁹⁾ wo ist in dieser Mundart wie langes u + kurzes offenes o zu sprechen, ebenso in den Proben 9 und 10, aber nicht in Probe 6.

¹⁰⁾ ei entspricht in dieser Mundart nur annähernd dem bühnenbt. Diphthong; es ist kurzes a + langes i zu sprechen.

me(j)n f(j)linnstn Bruudr Pålång' meitnahm. Drnåu we(j)ll 'ch noch
 oof'm Poufch an Tuppvo(j)ll Braambieärdn ooër (= oder) Pi(j)lß houln,
 und dāu finn se mr a bissang' fluchng' hokwm. 's Anglzeuëg warn br
 sich liebr haal meitnahm. Wenn br oð b(i)louß noch gnung Zeet eibrich
 (od. eibrlaai) hätt, doß br nie zu spieät zum Wßn haaiëm kamm; dāu
 gieäbs dichtich Dresch, wenn näucht schund-olks laald-und grunn (= ge-
 ronnen) wieär. Drnåu om Räumittaaëg tuu br mit 'm Jung vom
 Schåulßn-Nuppr speeln. Dam see Vuotr is bee me(j)nn Bruudr Puot.
 Eßtrich see br åu a ganßr Hooovm Ri(j)ndr beesomm; dāu speel br gu(j)ldn
 Bric' oor Bi(j)li(j)ndefuh oor Tåupßchlaai(j)n, und dr schworz Pou(j)dl vou
 Jaa(j)nschn (F. N. Jentsch) is åu drbee; duos-is a nedßchis Hu(j)ntang'!
 Doër eich tuu meij-åu moichmāu undr a grouß Roußbāuëm in a Schuotr
 lieä(j)n, wenns sou haaiës-is. Wenns aabr raai(j)n se(j)llt, dāu b(j)leeb 'ch
 in dr Stoub drin. Hooië(j)t wird d' Muttr Brout haçng' und hingrhaar
 Strießfluch, und eich waar 'r hokwm Håulß uolieä(j)n in a Bactouwm.
 Und gaaigng' åubmd hokw 'ch meit d' Si(j)ndr fie(j)trn und d' f(j)laain
 (od. f(j)linn) Pu(j)ttang' und d' Toobm. Und drnåuch geih 'ch in a Stuol
 zum Molkng'. Dāu trinf'ch a Tippang' frisch Milch. Zwieä Rih seen jigt
 weidr truue(j)nd, d' Routschee und d' Broon; eich frieä mich schunt uf
 d' f(j)linn Meizang'. Drnåu titt d' Muttr 's åubmdbrout machn; hi(j)nt
 åubmd huobr Hieäßfo(j)lln (od. Hieäßf(j)kleiß) und Floomtunf. Dāu aß
 br jeids a puor Tokholß; duos schmecht ins olkn sou gutt. Und drnåu
 gibts an Fetschneit und a Tippang' Råffie. Im a seibm rim muß dr
 Vuotr weidr dāu seen; eihr wird a wult nie haaiëm kumm. Dāu geih'ch
 'm a grouß Stid afaaigng'. Und wenn a drnåu zr Stoubteer reefimmt,
 dāu wird a juue(j)n: „Eich huo euch olkn wuos Scheis (= Schönes)
 meitgbrucht!“ Und dāu is d' Fraaiëd grouß, denn mit lieärdn Hå(j)ndn
 kimmt a nie, und jeids frigt wuos vāum; und dāu steht drnåu dr ganß
 Teisch vouk. (Nach Lehrer R. Lindner.)

9. Quariz, Kreis Glogau.

Mee Vuotr hot na grauß Poorwirtschoft glee naabm Schålz. Durt
 huobr a schei Hås, an Stuol, an Schoo(j)n, a Steibo (= Stübchen), wau
 dr Graußvuotr mit dr Graußmuttr wåhnt, an Guurtn mit veio (= viel)
 åbßbāam und Akr und Weis und a Teecho, und å a Stido Pausch ge-
 hāard-ins å no. Hoo(j)t is dr Vuotr nie drhāam. A is ee dr Stuot a
 Schween und a Roob (= Kalb) vrlāāfn. Eich hätt joo kunnt meitfuhrn,
 aabr 'ch bei liebr drhāam gebleibm. Eich gei mit a Anāächtn und a
 Muue(j)tn meit und hāf (od. hilf) dan a bisso Hieä weng' und Klei hān.
 Bena, meen Schwast, fe(j)nd-å meitgeihn und a klāan Bruudr¹¹⁾,
 a Paulo, meitnahm. Drnå we(j)ll 'ch no å'n Pausch an Tuppvo Naam-
 biern audr Pi(j)lß hauln, und dā finn se mr a bisso fluchng' hāfn (od. hilfñ).
 's Angozeug war br ins uf jeedn Foll meitnahm. Wenn br oð blooß
 n o genung Zeet eibrg¹²⁾ (= übrig) hätt, doß br nie zu spieät zum Wßn
 kamm; dā gibts untlich Preigo, wenn drnå schau olles laald-und steew-is.
 Rommittag tuu br¹³⁾ mit Nuppr Schålzæs Jung' speion. Dassn Vuotr is
 dr Puot vr me(j)nn Bruudr. Monchmā see br å a ganßr Håfn Ri(j)ndr

¹¹⁾ bei Schlichtingsheim (Sinzendorf): Briudā.

¹²⁾ g ist hier Verschlusslaut.

¹³⁾ bei Schlichtingsheim (Sinzendorf): tiu wāär.

beefomm; dā speion br „friche durch, friche durch, durch die gulbne Brücke“ audr Bli(j)ndekuh¹⁴) audr Tuppischläe(j)n, und dr schworz Pau(j)dl vr Linfng' is ā drbee; duos-is zuu a nedfchr Hund! Monchmā tuu 'ch mich ā undr insn graußn Kaufbām ee a Schuotn lieān, wenn 's hääf-is. Abbr, wenns raa(j)nt, dā bleeb 'ch ee dr Staub. Hoo(i)t wird d' Muttr Brant badng' und drhingerhaar Strießhofuch, und eich waar 'r hāfn (od. hilfn) Hälz uolieān im Badauiw. Im a ābmd hāf (od. hilf) 'ch d' Si(j)ndr fi(j)ttirn und d' klāān Schiepon und d' Lābm. Drnā geih 'ch ee a Stuol zum Māfng' (= Melken). Dā trinf 'ch a Tippo friich gemuufng' Mūo(j)ch (jünger: Milch). Zwiēā Rih seen jiz weidr truuē(j)nd, d' Kautscheē und d' Brān; eich friēā mich schau urntlich uf d' klāān Metfchon. Drnā titt d' Muttr 's ābmdbraut zurāāchtmachn. Si(j)nt huobr Rihraduffon und Schlippmūo(j)ch (od. -milch). Dā aß br jeeDs a puur Tallur; duos aß br oll gaardn (= gern). Drhingerhaar gibts no na Medfoshneit (= Fettfchnitte) und a Tippo Kāffee. Sau im a seibm rim muß dr Vuotr weidr dā seen, ehr wird a woo nie kumm. Eich geih' dn (= ihm) schau a Sticdo afāāg. Wenn a drnā zur Staubtāā reekimmt, dā juuē(j)d=a: „Eich huo ā jeeDn wuos meitgebrucht; 's is wuos Scheines!“ Drnā is d' Frāād grauß, denn mit hier Hā(j)ndn kimmd=a niemāls hāām; jeeDs frigt wuos; dā steiht drnā immer dr ganß Teifch vau. (Nach Lehrer A. Thiel.)

10. Marentschine bei Trachenberg, Kreis Militfch.

Mee Vuotr hot 'n grauße Poorwirtschoft glee naabm (od. naabrn) Schalze. Do huobr a schei Hooz, 'n Stuol, 'n Schoo(j)ne, a Doszaug-hāuf, wau di aalde Graufe(j)ldrn drinne wāhn, 'n Guortn mit veil ābstbāām und Akr und Weije und a Teechl, und ā a Sticl Paufch (od. Waalb) geheird-ins (od. gehirt ins). Hoo(j)te is dr Vuotr ni drhāāme. A is in (od. ee) dr Stuot a Schween und a Kolb vrfāāfn. Eich hātte ja kunnt (od. kinn) meite (od. meit) fuohrdn, abrr ich bei liebrfch (od. liebr) drhāāme gebleibm. Do geih ich mit a Rnāāchtē und Maa(j)dn und hālv'n fcha (od. fchau) a bißl 's Hieā weng' und Klei hān. Di Hāuf, wosde meene Schwaftr is, fe(j)ntte ā meite heigeihn und a Paulfchng' (od. Paulfchng'), me(j)nn flinnfte Bruudr meite nahm. Drnā we(j)ll ich no oof'n Waalde (od. Pufche) 'n Tuppvlz (od. Tuppvl) Raambierdn oodr (älter: abrr) Pi(j)lze hūlln, und do kinn fi hāfn fchng'. 's Anglzeug waarbr- (od. wambr-) fchich uf olle Fālle meitnahm. Wemmdr odf blauf (od. blaufich) no genung Zeet hāttē, doß br ni zu späāt (älter: langhm) zum Affn hāāme kām; do gieābs dichtije (od. kalbāariche) Keele (od. Heibe), wenn drnā fcha ollis kaalb-und gegrunn wier. Drnā, nōmi(j)ttichs tuu br mit 'n (od. mim) Junge vom Schalzenuppr speikn. Dams (od. dam fee) Vuotr is memm Bruudrfch (od. memm Bruudr fee) Puote. Afte fee br ā a ganzr Hoffn Ri(j)ndr beefomm; do speil br di puufche Brücke oodr bli(j)nde Ruh oodr Tuppischlä(j)n, und der schworze Pau(j)dl vom Bā(j)te¹⁵)-Poor is ā drbee (od. drbeene), duos is a zu a nedfchis Hu(j)ndl! Dodr ich tuu mich ā moichma undr insn grauße Kaufbām in a Schuotn lieān, wenns afau hāāf-is. Wenns abrr raa(j)n fe(j)llte, do bleeb-ich hinne im (od. eem) Hooße. Hoo(j)te wird die Muttr Brant badng' und drhinger-

¹⁴) bei Schlichtingsheim (Ginzendorf): blinde Kuh.

¹⁵) Bā(j)t = Fam.-N. Bogt; die Endung „e ist reduziert aus „en“, dem fchwachen Genitiv, der in dieser Zusammenfegung erstarrt ist.

haar Strießfluche, und eich waar 'r halßn Halz uolieän im Badauw. Und läägn' äbmðs drnä haktw-ich meite die Si(i)ndr fi(i)ttrn und di klääne Hienl (od. Pu(i)ttl) und di Toobm. Und drnä geih ich in a Stuoß zum Mafng'; do trinf ich a Gluoß frifch gemultne Milch. Zwieä Rih feen jigt weidr truog(j)nde, di Rautscheße und die Broone; eich frieä mich fcha urntlich uf die klääne Be(i)ttschle! Drnä titt di Muttr 's Affin machng'. Si(i)nte äbmð huobr Sieäwefleißl mit Floomtunke. Do aß br jeedis a puor Taffors, duos fchmedt ins oßn fa feihtr gutt! Und hingrhaar gibts 'n Schneite mit Schweenefetts und a Tippvl Köffee. Im a feibm muß dr Vuotr weidr dā feen. Ehndr wird a toom (od. wull ni) zuride kumm. Do geih ich 'ng' fcha a grauß Stide afää. Und wenn a drnä zr Staubteir reekimnt, do fuo(i)d-a: „Eich huo fch jeedn wuos feihtr Scheinis meitegebrucht!“ Und dā is die Fräade grauß, denn mit liere Hä(i)ndn kimmd-a ni, und jeedis frigt 'n Meitebrenge vā 'm; und do fteihtr drnä dr ganze Teifch voll. (Eigene Aufnahme.)

11. Deutfch=Hammer, Kreis Trebnitz.

Meeß Bättr hat 'n graaße¹⁶⁾ Poornwirtschuft gleel naabm (od. naabrñ) Gemaaindevaaurfchr. Da häbr a fchaai¹⁷⁾ (od. fchaainis) Hoous, 'n Stäl, 'n Schoou(j)ne, a Doszaughäußl, waau de aalde Graaße(j)lbrn drinne waauhn und 'n Gärtñ mit vaail (od. vaailn) Naubftbaaim und a Fe(j)lb und 'n Waaiße, a Teefchl, und aau a Stickl Waalb g'haaird-ins. Hoou(i)te is dr Bättr ne drhaime. A is in de Stät, a Schweetn und a Kolb vrfaaifn. Aaich hätte ja kinn maaitefährdn, aabr aaich baai liebr drhaime g'blaaim. Da gaaich 'ch mit a Rnaa(i)chtn und a Maa(i)dn und haktw' 'n a bißl Häi imrechn und Aaai haan. De Raaußl, wos meefne Schwafr is, fe(i)nnte aau maaitegaaihn und 's Rarlichn (od. Paaulchñ), me(i)nn kinnfte Bruudr maaitenahm. Drnaaut waail (od. we(i)ll) aaich no oof'n Waalde 'n Tuppvl Raambäardn oodr (od. aandr) Pi(i)lße hulln, und da kinn fe mr a bißl fluchng' (od. fichn) halßn. 's Anglzeug war br fich (od. ins) uf olle Fä(j)lle maaitenahm. Wenn br oß blaauß no genung Zeet aairich hättñ, doß br ne zu fpäit (od. langßn) zum Affin haaimkumm; da gäibs tichtije Praaigl, wenn drnaaut fchaau olles faald-und gerunn (od. gegrunn) wäir. Drnaaut, nomittichs, tuu br mit 'n Junge vom Muppr spaaikñ. Dam feeß Bättr is vo me(i)n Bruudr dr Päte. Eftrsch feeß br aau a ganßr Hoffn Ri(i)ndr besomm. Da spaaik br de gulbne Bricke oodr Bli(i)ndefuh oodr Tuppßchlau(i)n, und dr fchworze Paau(j)dl vom Päirfchl-Bärtfche¹⁸⁾ is aau drbeeß, dās-is zu a nedfchis Hu(j)ndl. Dodr aaich tuu mich aau mo(i)nchmo und inßn graaße Raaußbaaum in a Schätñ läi(i)n, wens asaau haaiß-is. Wens aabr raa(i)n fe(j)llte, da bleiß ich hinne in dr Staaube. Hoou(i)te wird de Muttr Braaut hadng' und drhingrhaar Sträißfluche; aaich waar 'r Halz äläi(j)n halßn in a Badaautwn. Und im a Naubmd (od. hi(i)nte) haktw-ich maaite de Si(i)ndr fi(i)ttrn und de klaaine (od. kinn) Hienl und de Toobm. Und drnaaut gaaich ich in a Stäl zum Mafng'. Da trinf ich a Tippl voll frifch gemultner Milch, Zwäi Rih feeln jize waaidr trā(i)nde, de Raautscheße und de Broonne; aaich frāi mich fchaau urntlich uf de klaaine Betschl.

¹⁶⁾ aau ist ähnlich wie hochd. au, jedoch mit kurzem a=Vorschlag zu sprechen.

¹⁷⁾ aai ist wie langes a + kurzes i zu sprechen.

¹⁸⁾ F. R. Bartsch mit Weinamen.

Drnaaut titt de Muttr's Aaubmdbraut (od. =assn) machn. Hoou(j)te Aaubmd (od. hi(j)nte) häbr Häiwekkaatßl mit Flooumtunke. Da aß brjeeides a pār Tallvr (od. Tallvr voll); däs schmeckt ins aabr gutt! Und drhingrhaar gibts 'n Schnaate mit Schweefesetts und a Tippl voll Köffee. Saau im a holß faaibm rim muß dr Bättr waaidr daau seein, ehr (od. ehndr od. rishr) wird a looum zuridckumm. Da gaaidch ich 'n schaau a graauß Stide akaai. Und wenn a drnaaut zur Staaubeteir reekimmt, da jä(j)d-a: „Aaidch hä euch olln awäs Schaainis maaitegebrucht!“ Und da is de Fraaide graauß, denn mit läidijn Hä(j)ndn kimmt a ne, und jeeidis frigt awäs vaau-n; und da staaht drnaaut dr ganße Taaisch volle. (Nach Lehrer Reinhold Schmidt.)

12. Rrintsch, Kreis Neumarkt.

Mee Bättr haud 'n grooße Pooverwirtschoft glee naabr Schulsche. Da honn br a schee Hoos, in Stäl, ne Scheune, a Doszuughoos, woo de aaln Grooßeldrn drin wauhn, in Gärtn mit veel Aushibeeim und Akr und Weeise und a Teechl, und au a Stidl Poousch gehееird=ins. Heute eeis dr Bättr ni drheeme. A eeis ee dr Stät a Schween und a Noll vrseein. Geich hätte ja meeitesähnn (auch: sährdn) kinn, aabr eeiß beei liebr drheeme gebleeibm. Da geeih ich mit a Knecht und Maaidn und half 'n schoo a bissl Häa oofhadng' und Klei haun. De Kooßl, wos meene Schwastr eeis, kenne au meeite geeihn und a Paul, menn kinnstn Bruudr, meeitenahm. Drnauer weeil ich no oof'n Pusche in Tuppl Raambäänn (auch: bäärdn) oodr Pisse hulln, und da kinnse mer a bissl fluckng' halßn. 's Anglzeug warn br ins uf olle Fälle meeitenahm. Wenn br od bloosich no gerung Zeet eeibrich hättn, doß br ni zu späat zum Assn heeimkääm, da gääbs dichte Preeigl, wenn drnau schunt (od. schoo) olles kaal-und gerunn wäär. Nommittichs tuubr mit 'n Junge vum Schulsche-Nuppr speeln. Dam see Bättr eeis menn Bruudrß Bäte. Ufte see br au a ganßr Heffn Ki(j)ndr besomm. Da speeil br de gulbne Briede oodr Blindekuch ooder Tuppschlaun, und dr schworze Paaudl (auch: Poobl) vom Steenich-Poover¹⁹⁾ eeis au drbee; däs-eeis zu a nedßr Hund! Oodr eeiß tuu mich au monchmal undr insn grooßn Kooßbaum ee a Schättn lään, wennis soo heeiß eeis. Wennis aabr rann sellbe, da bleeb ich ee dr Staaube (auch: Stooße). Heute wird de Muttr Broot badng' und hingrhaar Kuche, und eeiß waar 'r halßn Gulß anlään im Badoorn. Und im a Aubmd half ich meeit de Pi(j)ndr si(j)ttm und de kinn Hihndl und de Toobm. Und drnau geeih eeiß ee a Stäl zum Malfng'. Da trink eeiß a Tippl frisch gemultne Milch. Zwää Kiß seen jigt weeider trächtich, de Kootschecke und de Broone; eeiß frää mich schoo urntlich uf de kinn Kälbr. Drnau titt de Muttr's Aaubmdassn machn. Heute Aaubmd honn br Häaweekleeißl mit Floomtunke. Da aß br jeedes a pār Tallvr ob, däs schmeckt ins olln asoo gutt. Und oobmdrooß gibts ne Schneite mit Schweefesetts und a Tuppl Köffee. Im a holß seeibm rim muß dr Bättr weeidr dau seen, ehndr (od. rishr) wird a kaum zuridckumm. Da geeih ich 'n schoo a grooß Stide afei. Und wenn a drnau zur Staaubeteire reekimmt, da seud-a: „Geich hä euch olln awäs Scheeines meeitegebrucht!“ Und da eeis de Freeide grooß, denn mit laarn Händn kimmt a ni, und jeedes frigt ne Meeitebrenge vo eeißm, und da steeiht drnauer dr ganße Teeisch vooul. (Nach Lehrer Braumert.)

¹⁹⁾ Jam. N. Steinig.

E. O. Koßmann:

Schlesische Weber in Polen

Von den 350 000 Deutschen des ehemaligen Kongreßpolen wohnt rund ein Drittel in den westlichen Industriestädten des Gebiets. Die Deutschen dieser Städte sind nicht nur Zeitfossil für den Forscher, der die Geschichte der Textilindustrie in Polen schreiben will, sondern noch heute lebenswichtige Träger dieses neben der Schwerindustrie bedeutendsten Gewerbes in Polen.

Wir können sie in der Hauptsache in zwei großen Gruppen auseinanderhalten, als Abkömmlinge der Tuchmacher- und der Weber-einwanderung des vorigen Jahrhunderts.

Um eine Orientierungsziffer über die Ausmaße dieser beiden Einwanderungen zu errechnen, bediene ich mich hier der damaligen amtlichen Angaben über die Anzahl der Arbeiter in den beiden Hauptzweigen der Webindustrie, wobei die Zahlen für die Baumwoll- und Leinenindustrie zusammengefaßt sind. Wir wissen aus dem Studium zahlreicher Innungsbücher und anderer Quellen, daß noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der polnische und jüdische Anteil an diesem Gewerbe ganz unbedeutend waren.

Die beiden westlichen Wojewodschaften Kalisch und Warschau, die damals fast die gesamte deutsche industrielle Einwanderung aufnahmen, zählten 1840 insgesamt 15 749 in der Baumwollindustrie Beschäftigte, während die entsprechende Zahl für ganz Kongreßpolen 17 034 betrug. Demgegenüber standen in demselben Jahr für das ganze Gebiet 10 742 Arbeiter, die in der Wollindustrie tätig waren¹⁾.

Es bleibt nun noch der Faktor zu bestimmen, mit dem diese Zahlen malzunehmen sind, um die gesamte in der Textilindustrie verwurzelte Bevölkerung, einschließlich der Familienglieder, zu ermitteln. Die nötigen Unterlagen hierzu bieten etwa folgende Angaben für Lodz, in dem auf eine Gesamtbevölkerung von 18 582 Seelen 5 339 Textilarbeiter kamen, oder die Zahlen von Ozorków, Żgierz, Tomaszów, die sich folgendermaßen gestalten: Gesamtbevölkerung 5657 bzw. 6700 bzw. 3900 und Arbeiterzahl 979 bzw. 1560 bzw. 1101²⁾. Diese Zahlen sowie Erwägungen allgemeiner Natur ermächtigen uns, glaube ich, den gesuchten Faktor mit 2 zu bestimmen. Angemerkt sei, daß die aufgezählten Orte ausgesprochene Zentren der Textilindustrie waren.

Wir kommen auf diese Weise für die Baumwoll- und Leinenindustrie zu einer Zahl von etwa 35 000, für die Tuchmacherei — von rund 20 000 Seelen.

¹⁾ A. A. D., Warschau, R. Rz. S. W. 17204/5.

²⁾ Ebda.

Die Einwanderung der Deutschen dauerte aber auch nach 1840 noch an, wenigstens was die Weber anbelangt. 1860 wird die Zahl der in den Wojewodschaften Kalisch und Warschau in der Textilindustrie Beschäftigten mit 19 405 angegeben, was also einer Zunahme von rund 4 000 gegenüber 1840 gleichkommt³⁾. Ein Teil dieser hinzugekommenen Arbeiter entfällt sicher noch auf mittlerweile eingewanderte Deutsche.

Nach Abzug der fremdvölkischen Anteils, der bis 1860 schon an die 10 % herangewachsen sein kann, und der bereits in Polen geborenen Kinder der Einwanderer (25 %) verbleibt uns auf diese Weise immer noch eine Zahl von mindestens 30 000 deutschen Menschen, die in der Zeit von 1817 bis 1860 aus Anlaß der Baumwollindustrieerschöpfungen nach Kongreßpolen ausgewandert sind⁴⁾. Ihre Zahl ist als fast doppelt so groß anzusetzen wie die entsprechende der Tuchmacherei, die seit 1840 kaum noch nennenswerten Zuzug erfahren hat, und deren geschichtliche Epoche eigentlich in die Jahre vor 1830 fällt.

Trotz dieses großen zahlenmäßigen Übergewichts der Weber über die Tuchmacher und auch trotz der überragenden Gegenwartsbedeutung dieses Industriezweiges wissen wir bisher recht wenig über die Anfänge dieser Industrie in Polen und vor allem über die Herkunft der grauen Webermasse, die — abgesehen von den administrativen Begleitrollen — die große Gründungsleistung vollbracht hat.

Die Tuchmacherei ist in der Beziehung bereits gründlicher bekannt geworden. Im Jahre 1926 habe ich in einer Seminararbeit die wichtigsten Zeitlinien des Werdens der Tuchmacherei gezeichnet⁵⁾. Ich stellte damals unsere Tuchmacher in Kongreßpolen als Weiterwanderer aus den polnischen und schlesischen Tuchmacherorten fest, wohin sie bereits im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts, besonders während der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, aus Schlesien gekommen waren. Diese ostdeutsche Tuchmacherei versuchte immer wieder die in den verschiedenen Zeitverhältnissen gestörte Grenzlage zum slawischen Ostraum durch Wanderungen wiederherzustellen. Der Handel dieser schlesischen Tuchmacher in Polen war auf den russischen und chinesischen Markt gerichtet und mußte immer wieder trennend dazwischen gelegte Grenzlinien überwinden. Auch das plötzliche Aufspringen der Tuchmacherorte in Kongreßpolen war nichts weiter als eine bloße Übertragung eines bereits seit Jahrhunderten in sich feststehenden großen Betriebsganzen an einen anderen Ort.

Auf Grund meiner in den Jahren 1925 und 1926 in den Kirchentraakten mehrerer hiesiger Gemeinden durchgeführten Prüfung der Herkunftsorte der Tuchmacher und Weber entwarf ich damals eine Herkunftskarte der industriellen Einwanderung für Kongreßpolen⁶⁾, die im wesentlichen das Richtige getroffen hatte, wie aus einem

³⁾ R. H. S. W., 17285—86.

⁴⁾ Ich nehme eine Zahl von 22 000 in Kongreßpolen in der Baumwoll- und Leinindustrie Beschäftigten, multipliziere mit zwei und ziehe ein Drittel (d. i. den polnischen und jüdischen Anteil und die in Kongreßpolen geborenen Kinder der Einwanderer) ab. Ein Teil der Tuchmacher ging nach 1830 zur Baumwollindustrie über.

⁵⁾ 1931 im Druck erschienen: „Przyczyny geograficzne powstania przemysłu włókienniczego w Łodzi“, in: Czasopismo Przyrodnicze, Łódź, 1931.

⁶⁾ Ebda veröffentlicht.

Vergleich mit den späteren Veröffentlichungen A. Brehers folgt⁷⁾. Aber auch jetzt nach einer Zeit rühriger und ins einzelne gehender Forschungen ist noch vieles zu tun, ehe wir die Rolle des deutschen Tuchmachers und Webers in der neuen Siedlungs- und Wirtschaftsentwicklung Polens abschließend werden bewerten können. Vor allem verdienen nun endlich auch die Baumwollweber eine eingehendere Prüfung. Sie werden mit Unrecht in einer bloßen Begleitrolle neben den Tuchmachern auf die historische Bühne gebracht. Die wissenschaftliche Forschung hat sich in der Beziehung zum Teil irreleiten lassen durch die hergebrachte Überlieferung von der gewaltigen Tuchmachervelle und der dieser entsprechenden Aktienflut, die darum so unverhältnismäßig angewachsen war, weil die Tuchmacherei seinerzeit ein höchst staatswichtiger Faktor war, weil jeder neu aufgestellte Tuchmacherstuhl die Ausfuhr nach Rußland vergrößerte, die damals den bedeutendsten Aktipposten in der kongreßpolnischen Außenhandelsbilanz stellte.

Die Geschichte der kongreßpolnischen Baumwollindustrie hat nun freilich eine Reihe von Bearbeitungen erfahren, die sich aber zumeist auf Lodz, das lockende Großstadtgebilde, beziehen oder, soweit sie das gesamte Gebiet betreffen, die Frühzeit der Entwicklung doch nur in einigen wesentlichen Punkten streifen und sich vor allem auf die volkswirtschaftliche und zollpolitische Seite beschränken. Der deutsche Mensch, der diese ganze Entwicklung auf seinen Schultern trug, blieb im allgemeinen außerhalb der Betrachtung.

Ich habe vor etwa acht Jahren dieses Thema für das Lodzer Gebiet von der sprachlich-mundartlichen Seite angeknüpft und bin auf dieser Grundlage zu dem Ergebnis gelangt, daß wir es in der Hauptsache mit Pausitzern, Niederschlesiern und Sachsen zu tun haben⁸⁾.

In diesem Jahre habe ich nun, was Lodz, das größte Weberzentrum in Polen, anbelangt, mich zunächst wiederum der Forschung nach der Herkunft der Lodzer Deutschen zugewandt und mich dabei in der Hauptsache auf die entsprechenden Rubriken in den alten städtischen Seelenbüchern gestützt, die ein für derartige Forschungen sehr ergiebiges Material enthalten⁹⁾. Die Herkunftsorte habe ich darauf in eine Karte eingetragen, die demnächst in der „Deutschen Wissenschaftlichen Zeitschrift“ in Posen erscheinen wird. Sie ergibt augenfällig den überwiegenden Anteil des schlesischen Stammes an der Schöpfung dieses größten Industriezentrums in Polen. Nur ein unbedeutender Teil entfällt auf die Tuchmacherorte des Regengebietes, während die Zuwanderung aus den westlichen Baumwollzentren Sachsens um Chemnitz, Glauchau, Geringwalde etwas zahlreicher war.

⁷⁾ A. Brehers Beitrag zu K. Lück: „Deutsche Aufbaukräfte in der Entwicklung Polens“, S. 331—366.

Derselbe: „Deutsche Gaue in Mittelpolen“, Ostdeutsche Heimathefte, Heft 4, Plauen, 1935.

Derselbe: „Ostdeutschland als Mutterland der deutschen Siedlungen in Mittelpolen“ in den „Deutschen Monatsheften i. P.“, Heft Juli/August 1935, S. 48—57.

⁸⁾ Aufsatzreihe über „Lodzer Deutsch“ in der Lodzer deutschen Presse: „Freie Presse“ und „Neue Lodzer Zeitung“ im Frühjahr 1928.

⁹⁾ Vergl. E. D. Rokmann: „Deutsche Siedlungskräfte auf Lodzer Boden“ in den „Deutschen Monatsheften“, Oktober 1934.

Derselbe: „Deutsche auf Lodzer Boden“, Dt. Monatshefte, Juli/August 1935, Posen.

Oskar Kossmann

Heimatorte der Weber
nach den Herkunftsangaben für die deutsche
Bevölkerung in den städtischen Seelenbüchern von
Pabjanice

— entspricht einem festgestellten Auswanderer.



Ähnliche Untersuchungen habe ich darauf für die übrigen Hauptorte der Baumwollindustrie in Kongreßpolen unternommen, und zwar in Pabjanice, Żduńska Wola, Turek, sowie für Szabelów, eine Weberkolonie bei Żduńska Wola, das alte Władysławów (Rosterschütz) u. a. Diesen Weberorten stelle ich zum Vergleich die Herkunftsorte einer echten Tuchmacherfiedlung, Alexandrow, gegenüber (s. Karte).

Für diese Forschungen habe ich vor allem von den städtischen Seelenbüchern Gebrauch gemacht, die das vollständigste Material enthalten. Ich habe sie in Łódź, Pabjanice und Alexandrow auffinden können, während ich mich in Żduńska Wola, Turek und Władysławów auf die Innungsbücher und Kirchenarchive beschränken mußte. Dabei konnte ich trotz anfänglicher Zusage das katholische Kirchenarchiv in Turek nicht auswerten.

Abgesehen davon versuche ich hier nach Möglichkeit, die noch ausstehenden Ortsforschungen durch entsprechende Angaben aus den polnischen Zentralarchiven zu ersetzen und zu ergänzen.

Von einer gesamtgeschichtlichen Darstellung der Anfänge der Baumwollindustrie in Polen sehe ich hier ab und ordne nur die Herkunftangaben chronologisch, mit der bisher als ältesten geltenden Textilstadt Władysławów beginnend.

1738 ist das Gründungsjahr der Zunft der „Züchner, Parchner und Leinweber“ in Władysławów, einem kleinen, heute recht unbedeutenden Ort im Nordosten von Kalisz¹⁰⁾. Der Grundherr des Ortes, Melchior Hieronim von Górowo-Górowski, oder wie ihn die deutschen Einwanderer einfach nannten „Graf Berg“, hatte dort bereits allerhand Handwerke zusammengezogen; so sollen dort u. a. bereits 1730 die Tuchmacher zu einer Zunft vereinigt gewesen sein. Die dortigen Stadtbücher und andere alte Dokumente sind verlorengegangen und die Kirchenarchive beider Konfessionen reichen leider nicht bis in jene Zeiten hinein, so daß ich mich dort auf die Innungsbücher beschränken mußte. Die folgenden Angaben entnehme ich der Gesellenlade. Sie enthält für den Zeitraum von 1747—1790 im ganzen 17 Herkunftsorte, davon 5 Żduń, je 1 Ostrowo, Wreschen, Krotošhin, Stroppen, Freystadt i. Schles., Breslau, Reichenberg, Schweß, Graudenz, Marienburg, Böhm. Neustadt, Münzingen (Württemberg). Es folgen dann von 1800—1824 zusammen 29 Orte, davon 7 Schwerfenz, 3 Ostrowo, 2 Gnesen, je 1 Posen, Punitz, Sarna, Kobylin, Breslau, Obersitzko, Bentſchen, Roschmin, Kurnitz, Berlin, Sagan, Zwenbrücken, Mähren, Trautenau, Sternberg, 2 Gabel. Von 1860—1865 wurden freigesprochen: 18 aus Böhmen, 5 aus Preußen (schlesisches Sprachgebiet), 2 aus Sachsen, 3 waren bereits aus Polen (und zwar aus den benachbarten deutsch-böhmischen Weberkolonien Międzyzlesie und Bolesławów).

Die Baumwolle dürfte bei diesen Webern, trotz ihrer Nennung im Gründungsprivileg, erst nach 1820 in Gebrauch gekommen sein. Solange wird es bei der Leinweberei geblieben sein. Während in den ersten Jahrzehnten die Einwanderer aus den benachbarten Gegenden Großpolens und dem anschließenden Schlesien überwogen, setzte nach 1800 eine verstärkte Einwanderung Sudetendeutscher ein, die nach 1820 die Überhand gewonnen zu haben scheint.

¹⁰⁾ Vergl. „Gazeta Polska“, 1888, Nr. 5.

Wurden noch 1739 die Zunftsteinrichtungen der Weber in Władysławów von Ostrowo übernommen, so zeigen die Zahlen von 1860—1865 bereits das vollständige Überwiegen des judetendeutschen Webers.

Zelów, eine Weberkolonie im Süden von Łask, taucht 1803, also zur preußischen Zeit, als Weber- und Spinnerdorf auf¹¹⁾. Es siedeln sich dort 1803 und in den darauffolgenden Jahren gegen hundert Familien an, „von den der Drittel (sic!) der kürzlich ins Land gekommenen böhmischen Emigranten ist. Von den andern aber sind einige schon unter Ihrer Königlichen Majestät Friedrich dem Großen, andere unter dem hochseligen König ins Land gekommen, aber durch das Privilegium de dato Berlin d. 14. II. 1749 für die böhmischen Emigranten im Wartenbergischen cantonfrei und alle der reformierten Kirche zugetan.“ Ihr Gesuch ist datiert aus „Groß-Friedrichs-Labor im Wartenbergischen“.

Den Beginn der großen Einwanderung der Weber könnten wir auf die Jahre 1817/18 festsetzen. Es entstand damals eine Reihe von Weberkolonien in der Gegend von Tschenschau, also in echter Grenzlage, so wie das seit jeher für die Textilindustrie in Polen typisch war. Die größte dieser Kolonien war Kamienica Polska, wohin zunächst gegen 80 zum Teil tschechische Familien aus Böhmen, und zwar aus den „Herrschaften Rychnow (Reichenau), Wamberg, Nachod, Opoczno ... im Kreise Königgrätz“¹²⁾. Die zweitgrößte und in der Nähe gelegene Weberkolonie Stara Guta wurde von etwa 50 Familien aus Mähren begründet¹³⁾. Auch für andere Ortschaften jenes Gebiets sind Herkömmlinge aus den südlichen judetendeutschen Ländern beglaubigt.

Diese Weberkolonisten hatten sich noch ihre Stellen auf eigene Kosten anschaffen müssen. Kurz darauf beginnen aber auch polnische Grundherren, Weber in ihren Niederlassungen anzusiedeln. So bezieht der ehemalige Kreiskommissarius Plotnicki, der bereits einen Tuchmacherort Żduńska Wola angelegt hatte, dorthin seit 1822 auch Weber aus dem „Auslande“. Das erste Verzeichnis der Auswanderungslustigen, das ihm seine Werbeagenten zuschicken, enthält 56 Namen, davon 47 aus Böhmen (meist aus Rumburg, Alt-Ehrenberg, Georgsvalde im Leitmeritzer Kreis), 7 aus Sachsen, nur 2 aus Preußen¹⁴⁾.

Aus den Trauakten der Kirchenarchive beider Konfessionen in Żduńska Wola konnten 443 Herkunftangaben von Webern herausgeschrieben werden. Davon: aus Böhmen (ausschließlich aus dem Sudetengebiet) 215, Sachsen 76, Schlesien 59, Preußen 29, aus den verschiedenen sächsischen Herzogstümern 42, aus süddeutschen Ländern 13 (meist Badener), Hessen 9.

Stammlich waren von den Sachsen zumindest 22 aus dem schlesischen Sprachgebiet um Zittau, von den Preußen waren 21 aus dem südpolnischen Gebiet, also insgesamt 317 Schlesier (74%), Sachsen nur 96.

Ein noch stärkeres Überwiegen des schlesischen Stammes folgt aus den Eintragungen in das Knappatenbuch der Weberinnung in Żduńska Wola. Dem Zeitraum von 1834—1850 entnommene 96 Herkunftangaben lieferten folgende Gliederung: Böhmen 61, Schlesien 11, Sachsen 11

¹¹⁾ Arch. Główna, Warszawa, SP. 908, 8.

¹²⁾ Arch. A. D., Warszawa, A. R. Adm., Vol. 1293.

¹³⁾ Arch. A. D., Warszawa, A. R. Adm., Vol. 550.

¹⁴⁾ Ebda, R. R. 3. E. B., 19571.

(davon 8 im Zittauer Gebiet), Preußen 11 (davon 7 im schlesischen Sprachgebiet), süddeutsche Länder 2. Also 91% schlesischen Stammes.

Damit sind wir schon an die Zeit der großen Regierungsgründungen gelangt. Es war die damalige autonome polnische Staatsführung des Königreichs Polen, die zahlreiche Tuchmacher- und Weberorte im Westen des Landes geschaffen hat. Die Mehrzahl der Weberorte entstand in der Kaiserlichen Wojewodschaft, der größte — Łódź — in der Masowischen.

In Łódź, Pabjanice und Tschenschau begann die staatliche Ansiedlung im Frühjahr 1824. Eine entsprechende Liste der für das Frühjahr 1824 für die Kaiserliche Wojewodschaft vorgemerkten Weber enthält 214 Auswanderungslustige, davon 139 Weber¹⁵⁾.

Nach Łódź hatten sich gemeldet 33 aus Küddersdorf in Böhmen, 19 aus Pragau, 21 aus Friedland, 10 aus Sagan in Schlesien, 7 aus Ringenheim i. B., 8 aus Langenburg in B., 6 aus Grottau, 5 aus Niederullersdorf und 80 aus verschiedenen anderen Orten, fast ausschließlich aus Böhmen.

Nach Tschenschau 14 Weber, und zwar 10 aus Römerstadt in Mähren, 1 aus Sternberg i. M. und 3 aus Johnsdorf, ebenfalls aus Mähren.

Nach Pabjanice nur 5 Weber aus einigen böhmischen Orten.

Geographisch interessant ist wiederum die mährische Abstammung der in Tschenschau erwarteten Weber, während nach Łódź und Pabjanice Einwanderer aus nördlicher gelegenen Ursprungsorten vorgemerkt waren.

Nach Łódź treffen erst im Herbst 1824 die ersten 15 Weber, und zwar aus Kumburg, ein¹⁶⁾. — Es wiederholt sich also bei diesen staatlichen Gründungen dieselbe stammliche Verteilung, wie wir sie schon bei den vorausgegangenen privaten Schöpfungen kennengelernt haben.

Meine Nachforschungen in den Ortsarchiven von Łódź und Pabjanice, die gegen 3000 Herkunftangaben lieferten, bestätigten die Annahme, daß dieselben Herkunftsorte, wie sie die eben angeführte Liste der ersten Einwanderungslustigen lieferte, auch später die namhaftesten Ursprungsgebiete für die Weber der betreffenden Orte geblieben sind.

Die Weberinnung in Łódź besitzt in ihren Büchern eine Sammlung von über 400 Herkunftangaben, von denen ich 395 einer genaueren Lageprüfung unterzogen habe. Es entfielen danach auf die Sudeten-deutschen (von der böhmischen Seite des Sudetengebirges) 218, auf die Schlesier und Ostsachsen (Gegend um Zittau) 129, Sachsen 30, Preußen 13 (davon 6 sicher nicht im schlesischen Sprachgebiet), Süddeutsche 3, unbestimmt 2. Also zusammen schlesischen Stammes 347, das sind 88%, echter Sachsen noch nicht 8%. Dabei gruppieren sich die sudeten-deutschen, sächsischen und schlesischen Herkunftsorter um die Gegend von Kumburg, Warnsdorf, Georgswalde, Ramnitz, Grottau, Zwickau, Friedland und Zittau. Einzelne Nennungen bezogen sich auch auf einige Dörfer am Fuße des Zobten.

Eine Serie der Pabjanicer Seelenbücher ergab 994 lesbare Herkunftsorter. Davon konnte ich 718 auf den entsprechenden Karten feststellen und zur Herstellung einer Herkunftskarte verwerten. Wieder ist

¹⁵⁾ Arch. Starb., Warschau, 6. 27/490. I.

¹⁶⁾ A. A. D., Warschau, A. R. Adm., Vol. 348, IV.

es der nördlichste Winkel Böhmens, der das wichtigste Ursprungsgebiet der deutschen Weber von Pabjanice abgibt. An der Spitze der Herkunftsorte stehen Rumburg mit 88, Reichenau mit 51, Grottaw mit 41, Rannitz mit 34, Georgswalde mit 32 Angaben (auf der Karte „Pabjanice“ mußte ich jeweils mehrere Orte zusammenfassen).

Ein abseits liegendes Herkunftsgebiet war Sachsen-Altenburg, wo Ronneburg mit 15 Nennungen führt.

Dagegen treten die Herkunftsorte der kongreßpolnischen Tuchmacherei, wie Grünberg, Züllichau, Zduny u. ä., ganz in den Hintergrund.

Die meisten dieser deutschen Weber in Kongreßpolen waren natürlich, ihrem Herkunftsgebiet entsprechend, katholischer Konfession, und das gerade hat mit dazu beigetragen, daß die Zahlen des deutschen Anteils an der Bevölkerung der Weberorte in letzter Zeit stark abgenommen haben. Im allgemeinen ist es nämlich in unseren Verhältnissen in Polen, wenigstens in Kongreßpolen, so, daß die „Deutschkatholiken“ der Polonisierung schneller erliegen, während der evangelische Teil schon durch seine andere Konfession sich strenger vom Polentum scheidet. Das katholische Deutschtum in unseren Städten ist bereits soweit geschwunden, daß selbst in den Weberstädten heute allgemein „evangelisch“ als gleichbedeutend mit „deutsch“ gilt.

Breyer gibt die Zahl der deutschen Katholiken dieses Gebiets mit rund 25 000 an, davon für Lodz 11 000, Pabjanice 3 000 (?), Konstantynów 1000, Zduńska Wola und die umliegenden Kolonien 5 000, Turck 500, in dem Weberdorf Kawerów bei Lodz 1000 und in einigen Kolonien bei Tschenschochau 600.

Anhang: Mundartprobe aus Zduńska Wola.

Die hier wiedergegebene Mundartprobe bestätigt unsere Herkunftsfeststellungen. Sie stimmt recht gut mit der im Schlesischen Jahrbuch 1935, S. 114 f. angegebenen Probe aus der Gegend von Groß Schönau im Kreise Zittau überein.

„Mei Väter hood anne gruufße Pauermwärtschoft glei nahn Wujte. Doo honn mer a schie Haus, aan Schtäl, anne Schoine, a Ausgedingehoisl, wu die ahle Gruufsellbern wohn, derbei is a Gortn mit vill Dobsdheeme un Fald und Wiese un a klenna Teich und oo a Stidl Puusch gihird uns. Hoite is der Väter ne derheeme. Ha is ei der Städt, ha will a Schwein un a Kolb werkeewm. Iech hätte ja kimmt mitfärn, iech bi aber lieber derheeme gebliebm. Do ging'ch mit a Knecht und mit a Dienstmadln und hält' n a bisl 's Futter wenn und Klie houn. Dernoo will iech no aus'n Pusche a Tüppel Krägbärn un ann Korb Pilsje hulln. Do wart'ch aber die Mutter fräen, dos wär aber amol anne Mitbrenge forse. Dernoo nachmittche wull mer mit dann Jungn vun Rupper Schulds'n spieln. Wenn's anner raan fultte, do bleib'ch lieber hinne aa der Schtuube. Hoite ward die Mutter Bruut baggn und derhinderhaar ann Sträfluchn, und ich war alleene halwn Gulds an Baduwum trän. Im a siebn rim muß der Väter wieder doo sein, rischer wär a wull nä zurückkumm. Doo gih'ch 'n fluß a gruufß Stid adekeee. Und wenn 'r dernoo tsu der Schtubentiere reifimmit, doo säd a: 'iech hä oich olln wos Schienes mitgebrucht'. Un do is die Fräede gruufß, denn mit lärn Hänn kimmt ha nä heem, und a jeed's kriggd anne Mitbrenge funn 'n. Und dernoo stiht der ganze Tiesch vuul.“

Joseph Klapper:

Mittelalterliche Kulturlandschaften im schlesischen Raume

Schlesien ist das Land der ausgeglichenen Gegensätze. Wer aus anderen deutschen Ländern nach Schlesien kommt und seine Teillandschaften durchwandert, wird als grundlegenden Eindruck mitnehmen: Schlesiens Einheit in der Mannigfalt.

Zunächst die Einheit. Wir haben heute ein gemeinsam geführtes Niederschlesien und Oberschlesien; wir hatten früher ein Ober-, Mittel- und Niederschlesien, und wenn wir wollen, dazu noch die Grafschaft Glatz. Und je weiter wir zurückschreiten, desto vielfältiger gegliedert erscheint das Bild. Aber wenn wir die Menschen fragen, wohin sie gehören, wenn sie draußen im Lande die Antwort geben, die das Bekenntnis zu einem Stamme und zu einer Wesensart aus dem Gefühle für Eigenwert und Lebensaufgabe künden will, dann heißt die Antwort eben nur: Ich bin Schlesiener. Diese Antwort gibt auch der Stammesgenosse, der auf schlesischem Boden jenseits der Grenzen wohnt. Und dieses Gefühls- oder Bekenntnisschlesientum greift hier weit über das einstige Österreich-Schlesien über in die stammesgleichen deutschen Teile im Sudetenlande, wie es als klarer Kulturgebilde im heutigen Ostoberschlesien weiterlebt. Uns sind schlesische Sprache, schlesisches Schrifttum, schlesische Wesensgrundzüge und schlesisches Stammesbewußtsein die Grundlagen einer immer lebendiger gefühlten und befundeten Einheit.

Und dabei die Mannigfalt. Auf die Landschaftsform und ihre geologischen Grundlagen braucht nur hingewiesen zu werden; Gebirge und Gebirgsvorland, die Auebene, die Landschaft links und rechts der Oder, die durch den Strom zur Einheit gebunden sind. Diese in Deutschland längst als Reiseziel lodende Buntheit des Landschaftsbildes hat natürlich die Berufsmöglichkeiten bestimmt und so Berufe und soziale Gruppen kennzeichnend geschichtet und auch dem Volkstum der Landschaften sein Eigengepräge gegeben, das in Lebensformen, im Sprachbilde und im Brauchtum ersichtlich wird. Doch bedeutsamer noch sind die Gegensätze, die ihre Wurzeln in der Zeit vor und nach der Landnahme im Siedler-often haben.

Das Volkstumbild im heutigen Schlesien kann nur der verstehen, der in jene frühen Zeiten zurückschaut. Die erste Epoche im 12. und 13. Jahrhundert war vornehmlich darauf gerichtet, den Lebensraum in Stadt und Dorf zu erwerben und zu sichern. Die folgende Zeit brachte den Aufstieg: das Bewußtsein der auf Volkstum und Landschaft gegründeten Einheitlichkeit; erst jetzt begann Schlesien die deutsche Aufgabe zu sehen,

die diesem Eckpfeiler des Deutschtums für alle Zukunft zufiel. In den Kulturlandschaften, die in jener zweiten Epoche vom Ende des 14. bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts zu einer später nicht wieder erreichten Blüte gediehen sind, wurden die Kräfte entfaltet und die Formen geprägt, die aus der landschaftlich und völklich begründeten Einheit eine so bunte Vielheit der Bilder entwickeln ließ, die sich noch heute offenbart. Wir werden jenen Teillandschaften, die aus eigener Kraft dem Volkstumsbilde der Gegenwart zustrebten, in jedem Augenblicke unserer Überschau auch die Kräfte gegenüberstellen müssen, die aus den anderen Räumen in diese Landschaften hinein, oder aus ihnen in andere Räume hinaus wirkten und die wertvolle Möglichkeiten für einen Ausgleich im schlesischen Raume selbst boten und damit zu dem Gebilde hinleiteten, das heute völkisch als Gesamt Schlesien im deutschen Großraume vor unseren Augen steht.

Wir erkennen heute immer klarer: das Sondergut der Kulturlandschaften Schlesiens ist erwachsen aus den Vorgängen der Landnahme selbst, aus der Wirksamkeit klösterlicher und kirchlicher Kultur- und Herrschaftsstützpunkte und aus den politischen Schicksalen Schlesiens. Die drei genannten Grundmächte: Volkstum, Kirche und weltliche Politik haben in einem lebendigen Kräfterdreieck, in dem sich der Stärkegrad der Einzelkräfte beständig verlagerte, dafür gesorgt, daß Schlesien in jener für seinen Aufstieg entscheidenden Zeit nicht zu selbstsicherer, satter Ruhe kam. Wir werden den Anteil, den andere Kräfte an diesem Aufbau gehabt haben, nicht unterschätzen; Recht und Handel haben wesentlich mit an dem Bilde gestaltet; aber die drei Grundmächte sind doch dafür entscheidend geblieben.

Die noch heute klar ersichtliche Polarität im geistigen Verhalten der schlesischen Landschaften ist im Vorgange der Landnahme begründet. Ein nordschlesischer Kühler, vom Verstande her bestimmter, zäh und zielbewußt schaffender Volkstyp steht einem mehr vom Gefühl bestimmten, dem Triebe zur Sage, zu Musik und Lied stärker hingeebenen südschlesischen Volkstum gegenüber. Der Grund für diese Gegensätzlichkeit liegt nicht in erster Linie in einem stärkeren Einschlage slawischer Volksteile. Denn schon in der Zeit, in der das geistige Bild Schlesiens in Stadt und Dorf ausschließlich vom deutschen Siedlertum geschaffen wurde, sind solche Gegenbilder des nord- und südschlesischen Wesens vorhanden und werden gerade da, wo sich die Landschaften verzahnen und wo der Austausch der geistigen Kräfte zu Vorgängen führt, wie sie aus der Wetterkunde bekannt sind, am stärksten sichtbar. Der Grund liegt, wie es die Gesamtlage des Kulturbildes längst erkennen ließ und wie es die Mundartenkunde¹⁾ und die Geschichte²⁾ bestätigen, in der Herkunft der Siedlerzüge. Einem hauptsächlich nordmainischen, von Thüringen und der Rhön her über Meißen und die Gegend von Altenburg kommenden Strome, der das nördliche Schlesien durchzieht und neben dem ein zweiter sich oderaufwärts bewegt, stehen auf der südlichen Sudetenseite Einwanderer der Mainlandschaften gegenüber, die in mehreren Zügen nördlich von Eger, über Eger selbst und aus der Gegend von Bamberg vor-

¹⁾ E. Schwarz, Sudetendeutsche Sprachräume, 1935: Karte der Siedlerzüge, S. 269.

²⁾ E. Bednara, Aus der Frühgeschichte der deutschen Stadt Leobschütz, in: Beiträge zur Heimatkunde Oberschlesiens, Leobschütz 1931 S. 59 ff.

stoßen und die aus der Gegend von Würzburg, aber auch aus Bayern stammen; solche bayrische Einwanderer dringen zum Teil auch über Tglaun und von Österreich her an der March entlang vor. Die nördliche Siedlerschicht ist von den Pfaffen und den Breslauer Bischöfen herbeigeholt worden; sie ist auch in einem Teil der vorher oder später unter den böhmischen Přemisliden und ihren geistlichen und klösterlichen Vasallen besiedelten südöstschlesischen Landschaften eingedrungen. Man denke an die Grafschaft Glatz oder an die Grenzgebiete zwischen dem Ottmachauer-Weißer Bistumslande und dem ursprünglich mährischen Bezirke von Leobschütz. Auch über Olmütz bot sich im mährisch-schlesischen Raume für diese entgegengesetzten Siedlerströme die Möglichkeit, sich gegenseitig zu durchdringen. Man denke auch an die Herkunft der frühesten Deutschen in Schlesien in Kirche, Handel und Gewerbe und an die mannigfachen Gruppen von späteren Siedlern, die dem schlesischen Volkstume immer wieder Blut aus anderen deutschen Volksstämmen zuleiteten. Die Wurzel der seelisch-geistigen Unterschiede im Volkstum der schlesischen Teillandschaften liegt, wie wir sehen, in dem Unterschiede der Volksstämme der Siedler und in der Art der Mischschläge, die sich dort ergeben haben, wo sich die Stämme überschnitten und verschmolzen haben. Festzustellen bleibt, wie sich aus solchen Grundlagen im allgemeinen Kulturwandel und bei den besonderen politischen Schicksalen die klarer umrissenen Kulturlandschaften bilden konnten, wie dabei trotzdem die Einheit Schlesiens erhalten bleiben konnte, wie der Zusammenhang mit dem deutschen Mutterlande gewahrt und gestärkt worden ist und Schlesien damit sogar in die Lage gekommen ist, in schwierigen Übergangszeiten entscheidend in das Kulturleben Deutschlands einzugreifen.

Die den Pfaffen untertanen Landschaften Schlesiens sind ebenso wie die Länder der böhmischen Přemisliden immer im Verkehr mit Deutschland geblieben. Das Verwandtschaftsband, das die beiden Fürstenthäuser immer mit den deutschen Herrschergeschlechtern verknüpft hat, hat den geistigen Austausch wesentlich gefördert. Die kirchliche Kultur ist nicht vom Osten, sondern zunächst seit der Karolingerzeit von Salzburg, dann seit Otto I. (968) von Magdeburg aus in den böhmisch-schlesisch-polnischen Raum eingedrungen. Der gesamte Bestand an Brevierheiligen ist mit der Liturgie über Deutschland von der fränkischen Kirche her ins slawische Land übernommen worden. Damit war die Bahn gebrochen, auf der vom deutschen Westen aus auch in allen anderen Dingen das Kulturgefälle nach Osten und Südosten hin wirksam werden sollte. Die polnische wie die tschechische Kultur ist sachlich wie geistig das Ergebnis der von Mitteleuropa ausstrahlenden Kräfte. Das blieb natürlich so, auch als von Otto III. (1000) das neu errichtete Erzbistum Gnesen aus dem deutschen Verbande gelöst und auch Breslau und Krakau dieser slawischen Kirchenhoheit untergeordnet wurden. Die Lausitz blieb unter Magdeburger, wie vorher (10. Jahrhundert) unter Mainzer Einfluß und öffnete sich dann auch dem kirchlichen Einflusse von Prag, das seinerseits seine deutschen kirchlichen Grundlagen von Regensburg her erhalten hatte. Olmütz (1063) stand ebenso unter Mainz. Auch vom Bistum Meißen her ist die östliche Kirche, wenn nicht rechtlich, so doch tatsächlich in geistlichen Angelegenheiten beeinflusst worden. Diesen Kräften gegenüber hatte das kirchenpolitisch selbständige Bistum Posen vielleicht zeitweise den Willen,

aber nicht die Kraft zu eigenständigen kirchlichen Kulturformen. Schlesien bietet schon in dem Anteil, den es an diesen östlichen Kirchensprengeln hat, das Bild einer Ausgleichslandschaft, die vom deutschen Kulturbereiche hinüber in das deutschbestimmte slawische Land greift und damit zum Kulturvermittler berufen erscheint: die Grafschaft Glatz gehörte zur Diözese Prag, Johannisherg zu Breslau, Troppau und das Land um Leobschütz zu Olmütz, Schwiebus zu Posen, Beuthen und Pleß zu Krakau. Der Versuch Kaiser Karls IV., die Diözese Breslau von der Erzdiözese Gnesen loszulösen und dem neuen Erzbistum Prag unterzuordnen, blieb zwar erfolglos, aber geistig geht seit jener Zeit Breslau mit der kirchlichen Kultur Prags zusammen. Die wenigen Heiligen polnischen Ursprungs, die wir im schlesischen Heiligenkalender treffen, wie Stanislaus oder später Ceslaus, sind nie als Vornamen beliebt gewesen oder im Volke besonders verehrt worden. Die böhmischen Sonderheiligen, wie Wenzel, Georg, Veit, Ludmila, auch Sigismund, haben sich viel länger behauptet, werden in der Barockzeit zum Teil neu aufgenommen und sind im Volke noch heute nicht vergessen. Die polnisch-kirchlichen Kräfte sind auf schlesischem Boden durchaus unschöpferisch gewesen.

Der gesamt-schlesische Raum blieb mit dem deutschen Mutterlande natürlich auch durch das von dort übernommene Recht verbunden. Es sei nur auf die werbende Kraft des Rechtes der deutschen Bauern und des Stadtrechtes von Halle-Neumarkt hingewiesen. Die wirtschaftlichen Vorteile, die dem Grundherrn wie den Untertanen gleicherweise daraus erwuchsen, führten ja in zahlreichen Fällen zur Annahme dieses Rechtes auch in den älteren slawischen Ortschaften bis weit über den östlichen schlesischen Grenzraum hinaus. Die deutschen Bürger von Glatz wurden so in schwierigen Rechtsfällen belehrt von der Stadt (Königin-)Grätz, die deutsches Recht hatte und selbst wieder in Halle zu Häupten ging. In Schlesien sind daher auch eine bemerkenswerte Zahl wichtiger Handschriften des Sachsenspiegels und des Richtsteigs mit wertvollen Glossen erhalten.

Daß sich Schlesien im Mittelalter so eng an das Mutterland angelehnt hat, ist auch wesentlich den Klöstern zu danken, die von Deutschland aus gegründet worden waren und von hier aus immer wieder belebende Kräfte zugeführt erhielten. Von Pforta an der Saale aus entstehen über Leubus die deutschen schlesischen Zisterzienserklöster Heinrichau, Ramenz und Grüssau, und auch Kloster Nauden in Oberschlesien mit seiner Tochterstätte Himmelwitz geht auf das deutsche Kloster Andreow nordöstlich von Krakau zurück, das um 1153 von einem Breslauer (später Gnesener) Bischofe gegründet worden war. Die Nonnen von Trebnitz kommen aus der Gegend von Würzburg und Bamberg. Die Zisterzienser von der Saale wie die südmainischen Nonnen sind also mit den schlesischen Bauernsiedlern verwandt. Das gleiche gilt von den Augustiner-Chorherren in Sagan; sie haben immer in engem Zusammenhange mit dem Altenburger Lande und mit Erfurt gestanden und so den mitteldeutschen Einflüssen den Weg freigehalten. Der gleiche Nachweis kann für die Dominikaner und die Franziskaner, auch der oberschlesischen Klöster wie Ratibor und Oppeln, geführt werden, die sich natürlich für slawischen Zuwachs nicht durchaus ablehnend verhalten, aber in der Blütezeit der schlesischen Kultur im Mittelalter in den führenden Stellen überwiegend mit Mönchen

deutscher Herkunft besetzt sind. Im Breslauer Dominikanerkloster sind noch am Ende des 15. Jahrhunderts Mönche nichtdeutscher Muttersprache selten, wie die Namenlisten dieser Zeit dartun.

Die Städte und die neuen Dörfer bleiben in ihrer Sprache deutsch. Aus ihnen bringen Wirtschaftsformen und Lebensart auch in die slawischen Dörfer ein. Die lateinische Urkundensprache wird seit etwa 1380 auch in Oberschlesien durch die deutsche Sprache ersetzt. Tschechische Urkunden treten in Oberschlesien erst seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auf, polnische noch wesentlich später.

Wenn wir daher die deutschen Kulturlandschaften im einzelnen ins Auge fassen, müssen wir die eine Grundtatsache festhalten: Alle Einzelbezirke, mögen sie sich auch noch so sehr im Umfange und im Stärkegrade ihres geistigen und wirtschaftlichen Lebens unterscheiden, erhalten ihr Gepräge von den sich hier überlagernden Schichten, die der Kulturwandel im deutschen Mutterlande mit Einschluß von Prag über Schlesien hinweg nach dem Osten übereinanderlegte. Diese Grundtatsache bestimmt das geistige Bild Schlesiens vom 13. bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts. Schlesien gerät erst dann in Gefahr, daß sich einzelne Teile vom Mutterlande lösen, als der hussitische Nationalsturm den Zusammenhang mit Böhmen zerstört und das Gesicht Schlesiens, vor allem Oberschlesiens, auf das zunächst deutsch bestimmte, später polnische Krakau richten läßt. Mittel- und Niederschlesien können bei ihrer einheitlich in Mitteldeutschland beheimateten Siedlerschaft und dem engeren landschaftlichen Zusammenhange sich immer stärker von ober-sächsischen und märkischen Einflüssen durchdringen lassen. Breslau liegt am Schnittpunkte der vom Krakauer Südosten und vom mitteldeutsch-niederdeutschen Nordwesten wirkenden Kraftlinien. Es erhält in dieser Zeit des stärker nationalstisch betonten Vordringens slawischer Kräfte von nun an seine Führeraufgabe als deutscher Kulturhort. Dieser Aufgabe werden sich die Bürger Breslaus deutlich bewußt, seitdem in der Hussitenzeit der politische Gegensatz zu Böhmen die schlesischen Landschaften zum engeren Anschluß an Breslau zwingt. Dieser Zusammenschluß offenbart sich auch später in der Zeit der Gegenreformation in Mittel- und Niederschlesien. Oberschlesien bindet sich damals wieder stärker an Prag und Wien; dadurch wird der Blick zwar einigermaßen vom polnischen Osten abgelenkt, aber der einstige Rückhalt am Deutschtum Böhmens, der im Mittelalter so wertvoll für das Kulturleben Oberschlesiens geworden war, blieb verloren.

In Schlesien heben sich im wesentlichen neun deutsche Kulturlandschaften ab, die aber immer irgendwie an den Mittelraum Breslau gebunden bleiben:

1. Leubus-Trebnitz,
2. das Bistumsland Ottmachau-Reiße,
3. Sagan-Grünberg-Glogau,
4. Ratibor-Rauden-Troppau-Olmütz,
5. Leobschütz,
6. Glas-Münsterberg,
7. Liegnitz-Brieg,
8. Schweidnitz-Fauer,
9. Breslau als führende Kulturstätte.

Die übrigen Bezirke suchen und finden ihren Anschluß an diese älteren Kulturlandschaften, die ihrerseits unter dem Drucke politischer, wirtschaftlicher oder innerer Wirren in ihrer geistigen Selbstständigkeit zum Teil verblassen. Die Blüte dieses in Landschaften entfalteten eigengesetzlichen Geisteslebens ist etwa in der Zeit zwischen 1400 und 1420 erreicht; doch zeigt das ganze 15. Jahrhundert eine beachtliche Nachblüte, die im Anfange des 16. Jahrhunderts das an Spannungen so reiche, farbenfatte Bild des geistigen Lebens Breslaus herbeiführt. Wenn am Beginne der Neuzeit der größte Teil der schlesischen Landschaften an geistigen Eigenwerten verliert, so bedeutet das nicht etwa einen Sieg slawischer Einflüsse. Krafats Deutschtum geht freilich im polnischen Volkstum verloren; Klöster wie Zarnowanz oder Trebnitz sind im 16. und 17. Jahrhunderte in polnischer Hand; auch das Bürgertum obererschlesischer Städte erhält von der bisherigen Unterschicht her stärkere slawische Einschläge. Aber es ist zu beachten, daß bis auf geringe Ausnahmen das Überhandnehmen der nichtdeutschen Umgangssprache nicht gleichbedeutend ist mit einem Wandel des politischen Bekenntnisses. Auch das Rechtsleben und die gesamte Sachkultur bleiben durchweg deutsch begründet; die Fremdeinflüsse werden vielleicht nicht in bewußter Abwehr abgelehnt, aber man steht ihnen aus einem Gefühl für das deutsche Kulturerbe heraus gleichgültig gegenüber.

Die schlesischen Kulturlandschaften sind natürlich nicht unbeeinflußt von dem Bestande und dem Wandel der politischen Teillandschaften geblieben. Sie haben selbst nie entscheidend auf den meist durch Erbgang begründeten Wandel in der politischen Gestalt Schlesiens eingewirkt. Andererseits aber sind sie doch mit behilflich gewesen, diese politischen Gebilde durch Kulturgrenzen zu befestigen; so konnten einige der Fürstenhöfe zu Stätten werden, von denen deutsche Kultur in bestimmter Eigenart ausstrahlte.

Einzellandschaften.

1. Leubus-Trebnitz. Das Kernland, von dem aus mitteldeutsche Kultur im piastischen Schlesien wirken kann, ist seit dem Ausgange des 12. Jahrhunderts die von den deutschen Zisterziensern in Leubus betreute Gegend, die in ihren Bereich seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts auch das Kloster der hl. Hedwig in Trebnitz einbezieht. Noch sind die aus beiden Klöstern erhaltenen Handschriften des 13. Jahrhunderts nicht eingehend genug auf ihren liturgischen und kulturgeschichtlichen Gehalt hin untersucht. Ihre Abhängigkeit von der mitteldeutsch-thüringischen Heimat ist zweifellos sicher. In den Bildern dieser Bücher wirkt zum Teil das Vorbild des sogenannten Landgrafenpsalters weiter, der zur Zeit der hl. Elisabeth entstand. Für Trebnitz ergeben sich auch Zusammenhänge mit der französischen Buchkunst, die aus höfischen Einflüssen erklärbar sind. Zehrerreiche Aufschlüsse über die deutsche Art des Klosters Trebnitz bieten uns die sogenannten „Horen der hl. Hedwig“. Sie sind aus deutschem Besitz (Halberstadt) an die Morgan-Bibliothek in New York verkauft worden. Die Pergamenthandschrift ist 28½ cm hoch und 16 cm breit; sie umfaßt heute 179 Blätter und ist im Ausgange des 12. Jahrhunderts geschrieben worden. Sie enthält einen ostdeutschen Kalender, 150 Bilder aus dem Alten und Neuen Testament, lateinische Marien tagezeiten (Cursus

sancte Marie), die mit vielen Zierbuchstaben und mit der Feder gezeichneten Bildern geschmückt sind, und einen Anhang lateinischer Gebete, die aber deutsche Überschriften in einer bayrisch gefärbten Mundart haben; hier steht auch ein Gebet zum hl. Wenzel. Das Werk ist für eine Frau geschrieben. Im Kalender sind viele Namen nachgetragen, darunter Namen aus den Fürstenhäusern der Piasten und der Přemisliden, aus der Familie der hl. Hedwig und dem bayrischen Herzogshause. Sie reichen bis etwa zum Jahre 1260. In diesen Namen liegt der Beweis, daß es sich um ein Buch handeln mag, das im Besitze der hl. Hedwig war und von ihr an das Zisterzienserinnenkloster Oslawan geschenkt wurde, das in Südmähren, südwestlich von Brünn, 1228 gegründet worden ist. Damit ist aber auch festgestellt, daß die ersten Zisterzienserinnen in Oslawan aus Trebnitz gekommen sind. Sie sind als deutsche Nonnen von der hl. Hedwig an die Stifterin von Oslawan, die edle Frau Heilwidis von Znaim, abgegeben worden. Das Kloster wurde in der Hussitenzeit vernichtet. Die Handschrift aber ist das lebendige Denkmal für die Reichweite der jungen deutschen Kultur von Trebnitz. Die Stifterin von Oslawan und ihr Gatte Hartleb waren fränkischer Herkunft. Die Handschrift erweist mit den Bildern des Königs Heinrich und seiner heiligen Gemahlin Kunigunde die Zusammenhänge mit Bamberg. Wir sehen: Zur Zeit der hl. Hedwig wirkte die mainfränkische Mutterlandschaft nach Trebnitz und von hier hinüber nach Südmähren. Nach alten Nachrichten sind auch von Trebnitz deutsche Nonnen in das Kloster Seelienthal bei Landshut in Bayern geschickt worden, als 1232 dieses Kloster gegründet wurde. Das läßt auf eine frühe Blüte deutscher Kultur in Trebnitz schließen³⁾. In diese Leubus-Trebnitzer Kultur gehört vor allem die in zahlreichen Abschriften seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts verbreitete lateinische große und kleine Hedwigslegende, die ein Mönch in Leubus nach den Akten und Berichten von Augenzeugen im Jahre 1300 beendet hat. Sie enthält den sorgfältig ausgeführten Stammbaum der hl. Hedwig, auf dessen deutsche Grundlagen das Piastenhause in Schlesien besonderen Wert gelegt haben muß. Es wäre eine Dankeschuld der Schlesier, diese deutschen Wesen kündenden Handschriften-Reliquien der frühesten Siedlerzeit eingehend zu untersuchen und damit die Wurzeln des deutschen Kulturlebens der Piasten aufzudecken. Denn aus diesen ehrwürdigen Denkmälern spricht das Bekenntnis der Piasten zum Deutschtum klarer als aus den spärlichen Resten ritterlicher Poesie auf schlesischem Boden, die einer abklingenden Kultur angehören. Ganz von selbst gliedert sich in diese deutsche Geisteswelt von Leubus-Trebnitz mit dem Piastenhofe auch das Breslauer Bürgertum ein, längst bevor die Bischöfe und ihr kirchlicher Kreis ihren Blick bewußt auf Deutschland hinwenden. Den Sieg deutscher Art hatten auch sie freilich längst dadurch vorbereitet, daß sie die deutsche Landnahme in ihrem eigenen Bistumslande eingeleitet und gefördert hatten.

2. Das Bistumsland Ottmachau-Meisse. Seitdem Bischof Lorenz von Breslau (1207—1222) von seiner Kastellanei Ottmachau aus deutsche Dörfer angelegt hatte, wirkte von hier aus bis über die Oder

³⁾ Vgl. E. Ph. Goldschmidt, *The Hours of St. Hedwig*, London 1928; dazu Zeitschr. d. Vereins f. Gesch. Schlesiens 63 (1929) 377.

hinüber das deutsche wirtschaftliche Vorbild. Neisse wurde zwischen 1207 und 1222 mit Neumarkter Recht gegründet und schnell ein Kulturmittelpunkt. Der Neisser Vogt Walthar gründete 1223 rechts der Oder die Stadt Ujest. Zudmantel war 1221, Ziegenhals 1222 gegründet worden; Alt-Patschkau ist 1254 vorhanden. Was damals begonnen worden war, wurde bis zum Jahre 1268, in dem Thomas I. starb, im wesentlichen vollendet. Auch Bischof Thomas gehörte einem polnischen Adelsgeschlechte an. Das unter piastischer Oberherrschaft stehende Bistumsland grenzte sich zunächst in Kulturangelegenheiten gegen Mähren ab. Kulturlandschaft und politische Grenze sind lange im Bistumslande zusammengefallen. Von Neisse aus wirkten die Kreuzherren mit dem doppelten Stern nach Ratibor hinüber. Die Liturgie dieses Ritterordens trug lange die Kennzeichen ihres Jerusalemer Ursprunges; sie mußte anregend in Schlesiens wirken. Die Blüte des städtischen, kirchlichen und geistigen Lebens in Neisse ist schon um 1350 erreicht, als Bischof Przeslaus von Bogarell dem Deutschtum am Breslauer Dome zum Siege verhilft und die von Prag herüberströmende sprachliche, gesellschaftliche und künstlerische Kultur wie in Breslau, so auch in Neisse gepflegt wird. So wird bereits im Jahre 1340 für einen Peter von Patschkau ein deutsches Platterbuch geschrieben. 1354 wird die Neisser Bibel durch den Prager Buchmaler Nikolaus ausgeziert, und unter Prager Einfluß entstehen auch andere Handschriften wie das Neisser Missale. Auch rechtlich wurde Neisse ein Mittelpunkt als Oberhof aller Orte, die unter bischöflichem Rechte standen. Wie bedeutend diese durchaus deutsche Kultur und der damit verbundene wirtschaftliche Aufschwung gewesen sind, zeigt die Tatsache, daß seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts sich der Breslauer Bischof hier neben den übrigen schlesischen Fürsten uneingeschränkte Landeshoheit erringen konnte. Diese Kultur teilt sich auch den übrigen unter dem Bischofe kirchlich geeinten Landschaften mit. Der gottesdienstliche Brauch des Breslauer Doms (Chorus Wratislaviensis) wird in allen dem Bischofe unterstellten Kirchen angenommen, so vor allem im Dome von Glogau, aber auch bei den Augustiner-Chorherren in Sagan. Die gemeinsame Liturgie ist so eine der Grundlagen der schlesischen Gemeinkultur geworden. Desgleichen wurden das Lehrgut und die Lehrer in den Stadt- und Pfarrschulen natürliche Vermittler dieses Ausgleichs.

3. Sagan-Grünberg-Glogau. Seitdem sich in Raumburg am Bober im Jahre 1217 die Augustiner-Chorherren niedergelassen hatten, haben sie bis ins späte 15. Jahrhundert Wert darauf gelegt, im geistigen Austausch mit dem Kloster in Altenburg zu bleiben. Dort hatten einst zur Zeit Barbarossas die Piasten das Deutschtum schätzen gelernt, als sie auf der Burg des Kaisers Schutz gefunden hatten. Von dort waren die Augustiner durch das Piastenhause ins Saganer Land geholt worden. So konnte Sagan, als die Chorherren dorthin im Jahre 1284 übersiedelten, ein Kernpunkt deutscher geistiger Arbeit werden. Von Sagan aus breitete sich deutsches Wesen nach Beuthen an der Oder und ins Grünberger Land aus, besonders seitdem in Grünberg 1423 die Propstei errichtet worden war. An der neuen Bildung nahmen auch sämtliche Landschaften im Umkreise teil; das Sprottauer Reichthum, im Osten das Fürstentum Glogau bis nach Fraustadt hin, im Norden das Fürstentum Crossen und Schwiebus. Die Saganer Augustiner holten sich ihre Kultur wie aus

Altenburg, so aus Meißen und Erfurt, und unter dem bedeutendsten Abte, dem aus der Mainzer Diözese stammenden Sachsen Rudolf von Einbeck (1394—1422), ward die Saganer Abtei geradezu ein Vorort der neuen Prager Universitätskultur in Schlesien. Ein reicher Bestand an theologischen und anderen Handschriften, der von den Äbten angekauft, von eintretenden Mönchen geschenkt, hauptsächlich aber dort von ihnen geschrieben worden ist, umfaßt die gesamte Gelehrsamkeit der Prager Universität und der mitteldeutschen Heimat. Die von Abt Rudolf angelegte Klosterchronik ist eines der bedeutendsten Kulturdokumente Deutschlands für das 15. Jahrhundert geworden, in dem auch die Zeichen des Niedergangs der Klosterzucht mit rückhaltloser Offenheit geschildert worden sind. Allein aus den Traktaten, den Predigten und der Saganer Abtschronik ließe sich eine Kulturgeschichte des deutschen Bürgertums in Sagan und Grünberg schreiben, die durch eine Fülle von Einzelzügen Leben und Farbe hätte. Die hier vorhandenen Quellen für eine Geschichte des Deutschtums im Siedlerost werden auch in vieljähriger Arbeit nicht ausgeschöpft werden können.

Diese Saganer geistige Welt wird im östlich anschließenden Raume ergänzt und bereichert durch die Kulturschätze, die das Glogauer Domstift aufgespeichert hat. In Glogau gibt es seit mindestens 1228 einen Archidiacon; schon diese Tatsache läßt einen Schluß auf das kirchliche Leben dieser Stadt zu. Glogau ist die Pflegestätte einer kirchlich-bürgerlichen Musik von ausgesprochener Selbständigkeit und schöpferischer Fülle. Hier verschmelzen deutsche Kultureinflüsse aus dem Norden mit solchen aus Prag. Man darf sagen, daß sich Glogau von allen schlesischen Städten dem Einflusse der Prager Kultur am längsten offen gezeigt hat. Hier finden wir das Offizium zu Ehren des hl. Hieronymus (Gl. I F 443 der Staats- und Univ.-Bibl. zu Breslau), das um 1370 in Prag entstanden ist, als Beweis, wie von Italien her die Vorliebe für diesen eigentlichen Schutzheiligen des Frühhumanismus sich nach dem Norden ausbreitet. Über Prag sind Gedichte, Schriften und Bilder zu Ehren des Heiligen auch nach Schlesien gekommen. Am Portal des Breslauer Doms findet sich sein Bild sogar zweimal; in Kardinalstracht löst er dem Löwen den Stachel aus dem emporgerecten Fuße. Bis an die Ostsee ist dieses Bild verbreitet; hundertfach begegnet es in Bibelhandschriften des späteren Mittelalters und kommt so zu den frühdeutschen Malern und Bildschnitzern. Schon ein solcher Einzelzug beweist, wie schnell die Prager Kultur einen großen Teil Deutschlands gewonnen hat und wie stark Schlesiens Anteil an dieser neuen Geisteswelt gewesen ist. Der Hieronymuskult ist von dem Juristen Johannes Andrea († 1348) in Bologna erneuert worden und hat seinen eifrigsten Apostel in Prag in dem Hofkanzler Johann von Neumarkt († 1380) gefunden. Dürers Hieronymus im Gehäus zeigt, wie deutscher Geist und deutsches Gemüt diese Fremdströme zum deutschen Eigenbesitz gewandelt hat. — Auch Glogau war mit der Universität Prag verbunden. Die Domherren in Glogau und die Vikare waren stolz auf die Bücher, die sie von dort heimbrachten. Am Dome in Glogau wurde manches von dem aufgenommen, was Karl IV. in das kirchliche Leben des Weitsdomes in Prag eingeführt hatte. Was man übernommen hatte, erhielt sich in Schlesien länger als in Prag selbst, wo die Hussitenwirren den alten Brauch vernichteten. Karl hatte an seinem Dome ein Kollegium

von Mansionaren gestiftet im Anschluß an ein Traumgesicht, das er im Jahre 1332 gehabt hatte. Der Kartäuser Konrad von Hainburg hatte für den Mariendienst dieser Mansionare ein Werk schreiben müssen, ein *Mariale*, das von ihm im Jahre 1356 überarbeitet wurde. Dieses *Mariale* ist noch im Jahre 1455 in Glogau in einer schön ausgestatteten Handschrift abgeschrieben worden für den Gebrauch am Glogauer Dome (Hj. I F 665). Was für den Chordienst des Domes galt, war auch ganz allgemein in der kirchlichen Kunst wahrzunehmen. Glogau hat mit Sagan im 15. Jahrhundert in Schlesien wertvollen Prager Kulturbesitz über die Hussitenzeit hinübergerettet.

Wir wenden uns dem von Anfang an stärker vom Süden her bestimmten Sudetengebiete zu.

4. Ratibor-Rauden-Troppau-Olmütz. Als die Mönche von Rauden ihre deutsche Kultur von etwa 1270 an in die umliegenden Dörfer trugen, knüpften sich bereits in rechtlicher, wirtschaftlicher und religiös-geistiger Hinsicht die Fäden zu dem deutschen Bürgertum von Ratibor, wo die Klöster der Dominikaner und der Dominikanerinnen einen durch Verwandtschaftsbande gefestigten Einfluß auf das Herzogshaus besaßen, der deutsche Kultur auch im Pfaffenhause verbreiten half. Auch nach dem Bistumslande, besonders nach Neiße, liefen die Fäden. Von Rauden waren Mönche nach dem Kloster Himmelwitz abgegeben worden, und die Herzöge von Oppeln, von deren Familie einst (1258) Rauden gegründet worden war, machten auch ihr Land deutschem Wesen zugänglich. Verwandtschaftsbande festigten auch den Zusammenhang der deutschen Siedler wie der herzoglichen Familien mit den südlich angrenzenden Teillandschaften; so ist auch der Raum von Troppau und Jägerndorf früh in Sprache, geistlicher, rechtlicher, bürgerlicher und sogar höfischer Kultur zu einer Einheit mit dem Ratiborer Lande verschmolzen. Die noch ungenützten Quellen für die Einsicht in diese Kultur fließen auch hier reichlich. Einige Hinweise mögen für den Forscher mögliche Wege andeuten. Rauden besitzt, von deutschen Mönchen geschrieben und in einen technisch vorbildlichen Lederschnittband gebunden, die älteste uns erhaltene Bibel auf schlesischem Boden vom Jahre 1273. In den bäuerlichen Siedlern um Rauden lebte noch am Ende des 13. Jahrhunderts der Glaube an Frau Holda, die das Volk *regina celi* nannte; an Schutzgeister, die am Herde Opfer erhielten, und die man Stätewalde, d. h. Kobolde, nannte; an den Nachtreiter, der mit seinem Habichte die Höfe heimsucht; an Schicksalsfrauen und Waldweiber. Hier lebte also in Glaube und Brauchtum das vorchristliche Denken mitteldeutscher Bauern weiter. Gern treten die Ratiborer Bürger in die Gebetsbruderschaft der Raudener Mönche; man läßt sich mit Namen in das Fürbittenbuch des Klosters eintragen; in dieser Gebetsbruderschaft finden wir auch zahlreiche Familien aus Krafau, der in jener Zeit von deutschem Bürgergeiste und deutschem Gelehrtentum bestimmten Stadt im polnischen Osten. In Rauden sammelt man Handschriften, die in der deutsch geleiteten Diözese Olmütz nach dem Vorbilde von Prag geschrieben werden. Die Stadt Olmütz steht in dieser Zeit als geistige Südostfeste des Deutschtums gebend und nehmend im Austausch mit Rauden und Ratibor. Bis zum Ausgange des 15. Jahrhunderts findet sich in den noch reichlich vorhandenen Handschriften Raudens nicht ein einziger polnischer oder tschechischer Satz;

wohl aber zahlreich deutsche Wörter und wertvolle deutsche Gebete. Olmütz ist natürlich dem tschechischen Einflusse stärker offen gewesen, aber daß Olmütz noch heute eine deutsche Stadt ist, daß es sein vom Süden her sprachlich mitbestimmtes Deutschtum bis in unsere Zeit behaupten konnte, verdankt es der deutschen Kulturblüte, die wir besonders in der Zeit des Hofkanzlers Johann von Neumarkt wahrnehmen, der dort von 1364 bis 1380 Bischof gewesen ist. Er hat seine Kanzlei mit Deutschen besetzt, die zum guten Teile in Prag vorgebildete Schlesier waren, wie auch sein Leibdiener aus Münsterberg stammte. In Münsterberg hatte Johann einst mehrere Jahre als Notar des Herzogs gelebt. In Olmütz wirkten im deutschen Sinne auch die Augustiner-Eremiten, wie in Brünn die Kartäuser von Königsfeld. Nach Olmütz hinüber reicht von Prag aus der Verwandtschaftskreis des Kaisers Karl. Hier lebt als Gattin des mährischen Markgrafen Johann die Förderin des deutschen Schrifttums, Anna Elisabeth, eine Tochter des Grafen von Ottingen. Ihr hat Johann von Neumarkt sein deutsches Hieronymusleben und die schönen deutschen Tagzeiten zum Leiden Christi gewidmet, das erste deutsche Gebetbuch, das für Frauen eines deutschen höfischen Kreises verfaßt worden ist. Von Olmütz her werden diese und zahlreiche andere deutsche und lateinische Schriften und Gebete in die gebildete Bürgerschaft schlesischer Städte weitergegeben. Eine Nichte Kaiser Karls, die edle Frau Anna, Witwe des Herrn Peter von Sternberg, schenkt eine lateinische Brunkhandschrift, den zum Lobe des hl. Hieronymus geschriebenen Hieronymianus des Johannes Andreä, den Zisterziensern in Rauden; die Handschrift war für diese vornehme Frau in Olmütz im Jahre 1400 angefertigt worden. Nach Rauden kommen auch fünf Bände mit Abschriften von Werken des Prager höfischen Schrifttums, vornehmlich deutschen Gebeten, die sich der Ratiborer Stadtnotar Nikolaus von Oberglogau in den Jahren 1420 bis 1426 zusammengestellt und auch selbst gebunden hatte. Was hier an Schätzen des deutschen Geisteslebens in Böhmen aufgespeichert liegt, verdient um so sorgfältiger durchforscht und der Vergessenheit entrißen zu werden, als dieses Kulturwerk des Deutschtums später hier wieder durch Gegenkräfte überdeckt und zum Teil vernichtet worden ist. In Ratibor wirkt schon um 1300 der aus deutschem Siedlergeschlechte gebürtige Dominikaner Pilgrim, der in Paris studiert und dann im Verkehr mit dem Ratiborer Herzogshaufe Prior des Klosters und Ordensprovinzial wird und nach 1330 hochbetagt im Adalbertkloster in Breslau stirbt. Seine Predigten erhalten Volkstümlichkeit und Anschaulichkeit durch eine bunte Masse von eingeflochtenen Predigtmärlein; sie sind als Musterpredigten noch Jahrhunderte später in Handschriften und Drucken verbreitet worden und haben den Namen dieses deutschen Oberschlesiens bis nach Frankreich und England bekannt gemacht. In Oberglogau, Olmütz, vorher auch in Caslau und zuletzt in Jägerndorf wirkt in den Jahren 1414—1421 der Franziskaner Nikolaus von Kojel als deutscher Prediger und Seelenführer, der sich für künstlerische, geschichtliche und kulturgeschichtliche Fragen seiner Zeit aufgeschlossen zeigt, der auch die mährische Sprache spricht und in kampfesfroher Teilnahme am Zeitgeschehen alles, was ihm beachtenswert erscheint, in einem Sammelbände aufzeichnet, der für die schlesische Kulturgeschichte höchst bedeutsam geworden ist (Hf. I D 466 der Staats- und Univ.-Bibl. zu Breslau). In diesem Kreise

deutscher Bürger erblüht seit dem Ende des 14. Jahrhunderts (1377) auch das deutsche Urkundenwesen; an der Spitze jeder Stadt steht ein deutscher Rat. Die deutsche Urkundensprache herrscht in Olmütz, Teschen und Auschwitz, in Oderberg, in Ratibor, Troppau, wo sich schon 1170 deutsche Kaufleute angesiedelt hatten, und Jägerndorf, in Oberglogau, Cosel, Gleiwitz, Oppeln, Groß Strehlitz und Rosenberg. Bis um 1450 stehen hier neben den lateinischen Urkunden die deutschen; sie erweisen die deutsche Herkunft der führenden Schicht im Bürgertum der Städte und die Blüte des wirtschaftlichen Lebens der im Reichthum dieser Städte liegenden Siedlerdörfer. Diese Zeit sieht auch vom Jahre 1400 an die Universität Krakau, die von der deutschblütigen Königin Hedwig und ihrem Gatten Kasimir neu gegründet und mit Einkünften ausgestattet worden war, emporblühen. Sie steht unter der geistigen Obhut schlesischer Professoren wie Nikolaus von Tempelsfeld, der in seinen Universitätsreden den Ruhm dieser gelehrten Stätte kündet und für den Zustrom schlesischer Studenten sorgt. Unter den Förderern der Krakauer Studien wird von Tempelsfeld immer wieder der Abt der Breslauer Augustiner-Chorherren Matthias Hering genannt, der junge Schlesier mit Geldmitteln ausstattet; neben ihm wird als besonderer Wohltäter Nikolaus von Gleiwitz gepriesen. Auch der Nachfolger des Abtes Matthias Hering, Abt Jodok von Ziegenhals, ist ein Schüler und Freund dieser Universität. Führend in Krakau ist die deutsche Kaufmannschaft; deutsches Kulturgefühl bleibt hier trotz mancher Widerstände wach bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts, wo noch die Nürnberger Kunstblüte unter Veit Stoss herrliche Werke deutschen Geistes und deutschen Könnens der Stadt Krakau als Erbe hinterläßt. Ratibor sorgt in dieser Zeit im sudetendeutschen Kulturkreise für die Einheit des Rechtslebens; es ist seit etwa 1300 Oberhof für die flämisch-rechtlichen Städte. In diesem Bezirke im schlesischen Südosten, wo die Herrscher überwiegend Pasten sind, die Kultur aber vornehmlich böhmisch-deutsch geworden ist, bahnt sich über das Land der Oppelner Pasten hinweg nach Norden und in das Meißner Bistumsland hinein nach Westen der schlesische Kulturausgleich an zwischen den vom Süden und den vom Norden her wirkenden Einflüssen. Dem deutschen Bürgertume und der höfischen Prager Kultur folgen ohne irgendwelchen äußeren Druck die regierenden Herren. Immer wieder sieht man im Gefolge Kaiser Karls die Herzöge Bolko von Falkenberg, Bolko von Oppeln, Przemko, Wladislaus und Kasimir von Teschen, Johann von Auschwitz, Nikolaus und Johann von Troppau neben den Herren und Rittersn Mährens und Mittelschlesiens, wie Bolko von Schweidnitz, Konrad von Olz und Nikolaus von Münsterberg. In Prag ist für diese Herren die Schule der deutschen Sprache, der deutschen Lebensform. Der Anteil dieser Herren nichtdeutscher Abkunft an der Prager Bildung und ihre Familienpolitik zeigen, daß ihr Blick durchaus nach dem deutschen Westen gerichtet ist.

5. Leobschütz. Zwischen den Meißner Bistumsbesitz und den Troppau-Ratiborer sudetendeutschen Kulturkreis schiebt sich eine Landschaft von kraftvoller geistiger, wirtschaftlicher und völkischer Geschlossenheit, das Leobschützer Land. Es gehörte einst zu Mähren und hat die besondere Gunst des großen Przemisliden Ottokars II. erfahren; von ihm erhielt die Stadt am 7. April 1265 ihren reichen Waldbestand geschenkt. Hier



Die hl. Hedwig

Aus der Schlackenwerther Handschrift. Um 1353. Mit Herzog Ludwig I. von Liegnitz-Brieg und seiner Gemahlin.

zu Klapper: Schlesische Kulturlandschaften im Mittelalter

Fürstentum Ratibor.



Druckort des Verlags „Der Oberschlesier“

Kloster Rauden im 18. Jahrhundert

Aus der Topographia Silesiae von Fr. B. Werner

Handschrift der Staats- und Universitäts-Bibliothek Breslau

herrscht in größerem Umfange flämisches Recht. Vielleicht ist Leobschütz schon 1187 als deutsche Stadt gegründet worden. Als die Troppauer Herzöge im 14. Jahrhunderte Ratibor erben, kommt Leobschütz in den südöstlichen Verband der sudetendeutschen Kulturlandschaft. Es bringt wertvollen Eigenbestand an geistigen und wirtschaftlichen Gütern mit. Schon in den Urkunden des 13. Jahrhunderts sind die 37 Zeugnennamen deutsch; dank der Tätigkeit der böhmischen und mährischen Grundherren, besonders des Olmüzer Bischofs Brun von Schaumburg, ist das Bauern- und Bürgertum um 1300 zu vier Fünftel deutsch. Das schönste Vermächtnis jener Blütezeit des Deutschtums ist das Leobschützer Stadtrechtsbuch. Es ist im Jahre 1421 von dem aus Leobschütz gebürtigen Krafauer Stuhlschreiber Nikolaus Kurz (Brevis) zusammengestellt worden, der auch die Urkunden, soweit sie lateinisch waren, ins Deutsche übertrug. Meister Johann von Zittau hat es im Prager Zeitsile mit seinem Buchschmuck ausgeziert. Solche Handfesten und Schöppenbücher können uns am anschaulichsten lehren, wie sich Sprache, Recht, Sitte und Bürgergeist jener Zeit in einer sudetendeutschen Stadt bekunden. Diese Denkmäler müssen der Gegenwart wieder erschlossen werden. Der Anfang der ins Deutsche übertragenen bedeutsamsten Ottošarurkunde lautet:

Otakarus von den genoden gotis konyg behemer land. herczog czu ostryrych vnd czv steyren. vnd margrof czu meren allen czu ewygen czeyten meinen den genadiglichen vnsern burgern vnd vndirton vromen vnd ere. noch der hochwirdykeit vnser koniglichen macht zo hab wir begobet vnd gegeben aws lawtter mildikeyt vnsern burgern von lubschicz myt erbrecht ewyg czv besiczen von dem walde genanth tropowicz alzo vil zam genuglich mag seyn vor czwenczig huben czu eyner beerunge der erbe alzo daz sich do von beyde dy stat vnd dy burger mogen gebessern.

Das erste Kapitel „von werrern vnd von krigern noch der wyssen“ beginnt:

Velich werrer eynen man czu tode slech alzo schynberlichen daz dy gewissen do by ist. dez vogtes vnd der gesworn lewte yn der stat. dy daz of eren eyt turren nemen. den todslag sal man richten noch gewysen. Dasselbe sal man tvn vm kampher wunden. vnd vm lembden. vm dewbe. vm rawb. vmb brand. vnd vm alle vnczucht. vnd vm alle vntat. vnd alle lewte dy sich nicht rechte vnd wol gehalden haben mit wyssen. dy enmogen noch ensullen keynen avszezug gehaben.

Wir hören von den Eiden der Richter und der Schöppen, vom Haus und Hausrat und Gerät der Handwerker, auch von den Eigenschaften, die ein rechter Ratsherr haben muß.

Alle dy man pflegit yn den rat czu kysen dy sullen alle elich geborn seyn vnd an yren eren vrye vngeswecht yres luemundis. setik. wyse. stille. vnd bey en selbir vorswegin vnde nicht gerne trunken. vor vnkwschin zal man sich geneczlich hwten. vor wucherern vnd dy vnpflichtegis kavffis pflegen zal man sich ouch hwten. Man zal vormeyden alle dy dy do vorworren vnd krygisch seyn. Man mak ouch wol vz den hantwerkern dy do erbar vnd vrom seyn lewte kysen yn den rat. Adir obir czwene zal man ir nicht kysen yn den rat durch das zy yre ynnunge icht sterken mogen.

Ein Bürgertum, das so handfest lebt und gesund denkt und schafft, mußte ein Pfeiler des Deutschtums im Sudetenraume werden. An dem Kulturbesitze von Leobschütz nimmt auch Jägerndorf teil sowie Neustadt, das auch erst 1336 zu Schlesien kam.

6. Glaz-Münsterberg. Das Land vom mährischen Schömburg aus über Altstadt nach Nordwesten, Freivaldau und Johannisberg im alten

Österreich-Schlesien stellt den natürlichen Übergang im Siedlerraume zu der Grafschaft Glatz dar. Glatz und Habelschwerdt sind als Festen des Deutschtums seit der Landnahme unter Ottokar II. Stätten, über die sich der geistige Austausch zwischen der böhmisch-deutschen und der schlesisch-deutschen Kultur vollzogen hat. Wenn der Chronist des Glatzer Landes Murius im Anfange des 16. Jahrhunderts an den Glatzer Bürgern ihre gesellschaftliche Gewandtheit rühmt, hebt er als besonderen Vorzug hervor, daß sie auch die tschechische Sprache erlernt haben, um ihre Handelsfreunde in ihrer eigenen Sprache bedienen zu können. Das zeigt, daß in jener Zeit das tschechische Volkstum in Glatz bereits ausgestorben ist. Die böhmische Erde des einstigen Hummelsbistums, die heute gefinnungshaft genau so deutsch ist wie die übrige Grafschaft, wenn auch noch einige Dörfer die tschechische Muttersprache sprechen, ist ja in ihrem Westteile nur deshalb unter preußische Herrschaft gekommen, weil das kultur- und stammhaft zum Glatzer Lande gehörige Braunauer Gebiet österreichisch bleiben sollte. Dort sind in gleicher Zeit wie in der Grafschaft, von der Mitte des 13. Jahrhunderts an (1254—1260), deutsche Dörfer entstanden; bis zum Jahre 1260 ist Braunau auch zum Glatzer Lande gerechnet worden. Gleichen Stammes sind natürlich auch die rechts der Elz wohnenden Deutschen und der gesamte Keil der Dörfer bis an das Riesengebirge und von Hohenelbe und Arnau bis Reichenberg, in südwestlicher Gegend einst auch Hohenmaut und Königsgrätz; davon geben heute nur noch Gabel, Senftenberg, Geiersberg und einige andere Orte Zeugnis.

Unter Johann von Luxemburg und seinem Sohne Karl erlebt das Glatzburger Deutschtum seine erste Blütezeit. In Glatz verbringt Arnestus von Pardubitz, der spätere erste Erzbischof von Prag, bei den Johannitern entscheidende Jugendjahre; in der Pfarrkirche von Glatz hat er auch 1364 seine Ruhestätte gefunden, die einst ein in Trümmern erhaltenes Denkmal aus der Werkstatt des Prager Dombaumeisters Peter Parler schmückte. In Glatz hat Erzbischof Ernst im Jahre 1350 das deutsche Augustiner-Chorherrenstift gegründet, das im steten Verkehr mit den Saganer Augustinern geblieben ist. Zum Dank für die seelische Umkehr, die er einem Gesichte vor einer Marienstatue in Glatz zuschrieb, stiftete Arnestus den Augustinern ein Marienbild, auf dem er selbst kniend dargestellt ist, eines der edelsten Erzeugnisse der Prager Malerschule, das heute in Berlin im Kaiser-Friedrich-Museum aufbewahrt wird. Von da an wurde die Statue Marias mit dem Kinde nach dem Vorbilde einer von Arnestus geschenkten Statue in zahlreichen Kirchen der Grafschaft heimisch. Der Ruf des Glatzer Chorherrenklosters veranlaßte die Königin Hedwig von Polen, von dort deutsche Mönche nach Krakau zu berufen, als sie um 1405 ein Augustinerkloster in der Vorstadt Kazimierz zu gründen beabsichtigte. In Glatz bei den Chorherren wird auch auf den Wunsch der Königin der berühmte dreisprachige Psalter geschrieben, der in bunten Schicksalen aus Krakau nach St. Florian bei Linz kam und von dort wieder durch Kauf nach Polen zurückgekehrt ist. Der Buchschmuck dieses kostbaren Werkes ist böhmisch-schlesisch. Auch er ist das Werk der Glatzer Mönche. Der polnische Text, der wie der deutsche jedem lateinischen Psalmverse folgt, hat seine Vorlage in einem polnischen Psalter, der noch im Anfange des 15. Jahrhunderts in der Fronleichnamskirche in Krakau

vorhanden gewesen ist. Der deutsche Text geht auf die gleiche Vorlage zurück, aus der der Psalter des Peter von Patschau 1340 geflossen ist. Wenn polnischerseits die deutsche Sprache des St. Florianer Psalters mit der Hofsprache des Prager Kreises Karls IV. in Zusammenhang gebracht worden ist, so ist zu sagen, daß der Lautstand noch rein schlesische (Glagzer) Züge aufweist, wenn auch die Sprache des später entstandenen Schlußteils etwas fortgeschrittenen Lautstand hat. Dieses hervorragende Denkmal deutscher Kunst und Sprache des Glagzer Landes verdient von schlesischer Seite besondere Aufmerksamkeit als Beweis dafür, daß die Glagzer Kultur nach Osten bis nach Krakau wirksam werden konnte. Die ersten Verse dieses kulturgeschichtlichen Gegenstückes zur Leobschützener Handschrift lauten (Beatus vir):

Der zelige man der nicht gink in den rot der bosin vnde in dem wege der sunder nicht stunt. vnde in deme geseze der spotter nicht sas.

Sundir in der ee gotis sin wille vnde in siner ee gedenkit her tak vnde nacht.

Unde her wirt also das holecz das do gepflanczt ist nebin dem abelouffe der wassir. das do gibit dy frucht in siner czyt.

Aus dieser Blütezeit des Glagzer Landes stammen die deutschen Weiztümer, in denen der deutsche Rat von Glaz sich in schwierigen Fällen von dem deutschen Räte in Grätz (Königgrätz) beraten ließ.

Es ist verständlich, daß von Glaz aus die böhmisch-deutsche Kultur auch in das benachbarte Pfaffenfürstentum Frankenstein-Münsterberg hinübergriß, sobald die politische Lage es erlaubte. Schon Herzog Bolko II. hatte hier die böhmische Oberhoheit anerkennen müssen. Er war dafür mit der Hauptmannschaft Glaz belehnt worden. Hier saßen als Vertraute des Markgrafen Karl die Herren von Pannwitz; der Domherr Nikolaus von Pannwitz wirkte als Vertreter der böhmischen Belange als Domkustos in Breslau. Man wird nicht fehlgehen, wenn man den späteren Hofkanzler Johann von Neumarkt in seinen jungen Jahren im Dienste dieser Familie von Pannwitz in der Grafschaft Glaz vermutet; denn er nennt diese Herren dankbar als Förderer seiner Jugend. Es lassen sich auch sonst Zusammenhänge zwischen dem Glagzer Bürgertume und Johanns Geburtsstätte Hohenmaut erweisen; so begegnet uns eine in Glaz ansässig gewordene Bürgerfamilie Homut in der gleichen Zeit. Wie dem auch sein mag: Johann von Neumarkt, der sich damals noch Johann von Hohenmaut nannte, erscheint unter Herzog Bolko, der am 11. Juni 1341 stirbt, und unter seinem Sohne Nikolaus dem Kleinen seit dem 16. Juni 1340 als herzoglicher Notar in Münsterberg. Der Gedanke ist nicht von der Hand zu weisen, daß auch er wie sein Vönnner Pannwitz als politischer Vertrauensmann im Dienste der böhmischen Herrschaft in sein Amt gekommen ist. Das Zisterzienserkloster Ramenz steht nun auch Mönchen aus Glaz offen; Zisterzienser predigen in Glaz, und der spätere Wallfahrtsort Wartha wird schon am Ende des 15. Jahrhunderts als eine von den Ramenzer Mönchen betreute Propstei die den Glagern vertraute, legendenumspinnene Gnadenstätte. Eine der schönsten Handschriften der Breslauer Staatsbibliothek, die die für einen Bischof nötigen Weihegebete enthält und nach französischem Geschmack mit lustigen Bildchen verziert ist, stammt aus dem Kloster Ramenz. Der Bildschmuck ist eng verwandt mit dem Stundenbuch der Margarete von Beaujeu (*Heures de Marguerite de Beaujeu*), die am 16. Juli 1362

heiratete. Die Kamenzger Handschrift muß um die gleiche Zeit in Prag entstanden sein; sie mag ein Geschenk des Kaisers an einen seiner Bischöfe sein. Vielleicht liegt hier ein Stück aus dem Nachlasse des Johann von Neumarkt oder seines Bruders, des Weihbischofs Matthias († 1370) vor, der einst in Leubus Zisterzienser gewesen war und der die Namen seiner Eltern auch in das Totenbuch von Kamenz eintragen ließ. Wie sich hier der Austausch zwischen der deutsch-böhmischen und der piastisch-schlesischen Kultur anbahnt, so erschließt sich der südlichen Prager Kultur auch zur gleichen Zeit das Piastenland von Liegnitz-Brieg.

7. Liegnitz-Brieg. Unter allen Piastenherzogtümern hatte das Liegnitzer den Zusammenhang mit den alten Kulturstätten Leubus und Trebnitz am meisten gepflegt. Bei Liegnitz war die Walstatt, auf der Heinrich II. im Jahre 1241 gefallen war, als er sich mit seinen deutschen Rittern und Bürgern an der Spitze des schlesischen Kriegsvolkes der Mongolenflut entgegenstellte. Mit Liegnitz und Lüben waren Leben und Legende der hl. Hedwig verknüpft; ihr Grab in Trebnitz lenkte den Blick dorthin; in Leubus war ihre Legende um 1300 entstanden. Das Bürgertum in den bedeutenden Städten Liegnitz, Lüben, Goldberg, Hainau wie in den kleineren Orten und den Siedlerdörfern war durchweg deutsch. Den Aufschwung im geistigen Leben der Städte wie des herzoglichen Hofes brachte hier wie im Glazer Lande die Zeit der Luxemburger Herrschaft. Herzog Ludwig I., der 1352—1396 regierte, konnte das Brieger Teilsfürstentum wieder mit seinem Liegnitz-Lübener Gebiete vereinen. Aus politischen wie religiösen Gründen sorgte er dafür, daß seine Mn̄herrin Hedwig in Schlessien zur Landespatronin wurde. Sie war 1267 heilig gesprochen worden, als das Piastenhauſ in Schlessien noch mit geistlichen wie weltlichen Mitteln seinen Anspruch auf den polnischen Thron geltend zu machen versuchte. Herzog Ludwig ließ im Jahre 1353 auf seiner Burg vor Lüben die mit Bildern geschmückte Hedwigslegende anfertigen, die nach mannigfachen Schicksalen in die Familie der Piskolomini, nach einem Kloster in Schlackenwerth in Böhmen und aus dem Besitz der dortigen Stadtgemeinde, anstatt nach Schlessien zurückzukehren, in die Bibliothek des Ritters von Guttman in Wien gelangt ist. Das schönste Bild dieser Handschrift ist die wahrhaft fürstliche Gestalt der Heiligen selbst, die mit Psalter und Gebetsperlenkette in der Linken und dem ans Herz gepreßten Figürchen Marias mit dem Kinde in der Rechten, gehüllt in einen fein gezierten Prunkmantel, dargestellt ist. Der Rahmen, der sie umgibt, deutet eine Kirche und einen Klosterbau an und zeigt den herzoglichen Stifter Ludwig zur Linken und seine Gemahlin zur Rechten kniend im Gebet. Das Bild ist nach Prager Vorbild gezeichnet; es ist das edelste Hedwigsbild Schlesiens. Eine Abschrift dieser Legende kam nach Brieg; eine deutsche Übersetzung ließ sich Herzog Albrecht III. 1380 in Wien anfertigen. Im Jahre 1451 ist nach der Brieger Abschrift durch Peter Frehtag aus Brieg für den Breslauer Bürger Hornig die deutsche Legende angefertigt worden, die mit zu den wertvollsten Stücken der Staats- und Universitätsbibliothek zu Breslau gehört; ihre Bilder sind in feinsten Weise nach den Bildern der Vorlage mit der Feder gezeichnet worden. Auf diese Handschrift geht der frühe Breslauer Druck vom Jahre 1504 zurück, der die Bilder in Holzschnitt überträgt. Zu Ehren seiner heiligen Ahnin stiftete Herzog Ludwig in Brieg neben seinem

Schlosse im Jahre 1368 ein Kollegiatstift⁴⁾. Schon 1360 bittet Kaiser Karl den Papst in Avignon, zu gestatten, daß das Versoffizium von der hl. Hedwig in sämtliche Franziskanerklöster der sächsischen Ordensprovinz übernommen werde. Das entsprach einem Wunsche der Strehleener Klarissen; der Bischof unterstützt die Bitte⁵⁾. Wir sehen, wie hier durch den Prager Hof zielbewußt das kirchliche und politische Kulturstreben des Liegnitz-Brieger Herzogtums gefördert wird, weil die schlesischen Kernlandschaften eng an den Prager Hof angeschlossen werden sollen. Denn wie für das Hedwigsoffizium wird von Kaiser Karl dieselbe Gunst auch für das Fest von der Dornenkrone Christi erbeten, das er im Hinblick auf seine neuen Prager Reliquien auszubreiten bestrebt war. Der Liegnitzer Kultureinfluß ist im Osten auch in Steinau und Wohlau ersichtlich, wie Brieg auch für Ohlau, Rimpstsch und Strehlen vorbildlich wurde.

8. Schweidnitz-Jauer. Im Zuge der Luxemburger Politik mußte auch das Volkonenland von Schweidnitz-Jauer der böhmischen Oberhoheit unterstellt werden. Das von deutschen Städten und Dörfern durchsetzte Land war für den völligen Anschluß an das Prager Deutschtum längst reif geworden. Als Karl IV. die schöne Anna von Schweidnitz heiratet und damit den Erbanspruch auf das Schweidnitz-Jauerische Fürstentumsland erwirbt, wird die Prager Kultur auch hier führend, ohne daß sich völkisch irgendwelche Widerstände bemerkbar machen. Die Pfarrkirche von Schweidnitz, die in dieser Zeit erbaut wird, bleibt das sichtbare Zeichen dieser neuen Blüte deutschen Bürgertums. Das reiche Schweidnitzer Stadtarchiv birgt die Urkunden des wirtschaftlichen und politischen Aufschwungs von Stadt und Landschaft. Landeshut, Hirschberg und Schmiedeburg, Greifenberg, Böwenberg und Bunzlau, Striegau und Vollenhain, jede dieser damals neu aufblühenden Städte dieser Landschaft mußte in ihrem Anteil an dem Prager Geistesleben besonders dargestellt werden. Mit Liebau und Friedland rührt das Gebiet unmittelbar an Böhmen, mit dem Reichenbacher Weichbilde an die Landschaft von Münsterberg-Glatz. Auch die abliegenden Bezirke von Kreuzburg und Pitschen stehen bis 1368 politisch und geistig unter Schweidnitzer Einfluß.

9. Breslau. So ist seit der Mitte des 14. Jahrhunderts Breslau als blühende deutsche Kaufmannsstadt und als kirchlicher Vorort Schlesiens von deutschen Kulturlandschaften umkränzt und besonders seit der Hussitenzeit immer entschiedener bestrebt, auch politische Vormacht zu werden. Die schlesischen Randbezirke östlich der Oder zeigen zwar nicht wie die erwähnten Teillandschaften den gleichen Grad deutschen Kulturwillens und wenden ihren Blick nicht so entschieden auf den neuen wirtschaftlichen und geistigen Mittelpunkt Breslau hin. Aber noch viel weniger kann man in diesen Randbezirken Anzeichen dafür wahrnehmen, daß sie willens gewesen wären, sich der slawischen Ostkultur unterzuordnen. Breslau prägt seinen Geist der deutschen Stadt Namslau auf, als es dort politischen Einfluß gewinnt. Brieg erfüllt eine ähnliche Aufgabe in Dels. Mülltitz, Trachenberg, Wartenberg und das Goshützer Ländchen zeigen wie im Stadtbilde, so im Rate, der die bürgerlichen Geschäfte in deutschem Geiste leitet, daß sie zu den deutschen schlesischen Kulturlandschaften hingeeordnet

⁴⁾ Chron. princ. Pol., Script. Rer. Sil. I 146.

⁵⁾ Monum. Vat. Bohem. II Nr. 1146; Avignon 1360 Oct. 11.

bleiben. Das gleiche gilt im Nordosten von Fraustadt. Anzeichen östlicher Einflüsse machen sich nur zeitweise in der Oberschicht Oberschlesiens bemerkbar, wenn sich etwa die Zahl der in Krakau studierenden Oberschlesier zwischen 1450 und 1500 gegenüber der Besucherzahl der vorausgehenden 50 Jahre um ein Sechstel erhöht, während die Zahl der in Leipzig Studierenden um die Hälfte zurückgeht.

Breslau steht im gesamten mittelschleisischen Raume am Ausgange des Mittelalters als Vormacht bereits unbestritten da; die oberschleisisch-sudetendeutsche Landschaft nimmt in weitem Ausmaße an der aufblühenden Bürgerkultur Breslaus teil. Die Landschaft von Breslau ist in besonderem Maße berufen gewesen, im Kulturbilde Schlesiens ausgleichend zu wirken. Man braucht nur zu beachten, wie sich noch auf den Landkarten aus der Mitte des 18. Jahrhunderts im Fürstentum Breslau-Neumarkt die Gemengelage der weltlichen und der geistlichen Herrschaften darstellt, um zu verstehen, wie schon im Mittelalter die Möglichkeit des Austausches der Kulturgüter dieser beiden Mächte gegeben war. Auch noch für die Reformationszeit wird man hier einen der Hauptgründe zu suchen haben, warum sich auch in dieser schwierigsten Zeit in den beiden Konfessionen des schlesischen Kernlandes immer wieder ein Gemeinheitsgeist durchsetzen konnte. So ist die heutige Ausgleichslage zwischen Nieder- und Oberschlesien über Breslau hinweg angebahnt worden. Wie die Breslauer Kaufmannsgeschlechter nach Nord- und Süddeutschland hinausgriffen, so haben auch die Breslauer Klöster durch ihren steten Verkehr mit den anderen schlesischen Klöstern wie mit außerschlesischen an dem Ausgleiche mitgewirkt. Es sei hier nur auf das Dominikanerkloster von St. Adalbert hingewiesen, das in seinem Mönchsbestande noch im 15. Jahrhundert sehr geringe Spuren slawischer Einschläge zeigt und seine Mönche in alle anderen schlesischen, auch in böhmische Klöster abgab. Von den etwa 250 Handschriften, die die Breslauer Mönche um 1460 besaßen, war nicht eine einzige slawisch. Das Adalbert-Kloster stellte damals die Prediger für die Deutschen in Posen. Die beiden Reformprioren des 15. Jahrhunderts Matthias Gain und Johannes Voigt verdienten, daß ihr Studiengang (Paris) und ihre Breslauer Tätigkeit besonders dargestellt würden. Es ist ein bemerkenswertes Ergebnis des jahrhundertelangen allmählichen Kulturausgleichs, wenn heute das städtische und auch großenteils das dörfliche Antlitz vom Sudetenraum her bis weit nach Niederschlesien hinein durch die Barockkunst der Gegenreformation bestimmt wird, während das geistige Bild aus der von Niederschlesien her in Breslau wirksamen Kultur bis weit in die sudetendeutsche Landschaft gedeutet werden muß.

Diese Einheitlichkeit ist lebendig gefühlt in dem heutigen schlesischen Deutschtum, das sich seiner Kulturaufgaben an der Südostwarte neu bewußt geworden ist. Symbole dieses Deutschtums bleiben der Glanz, der aus einem ostgermanischen Volksheiligtume eine christliche Kulturstätte der Augustiner-Chorherren im Mittelalter und wiederum eine nationale Stätte nicht nur des Siedlerostens in der Gegenwart wird; dazu der Annaberg, eine Kultstätte oberschleisischer Volksfrömmigkeit, die noch im 18. Jahrhundert unter dem Namen Georgenberg bekannt war, weil dort einst eine auf die deutsche Siedlerzeit zurückführende Kapelle des deutschen Volksheiligen Ritter St. Georg gestanden hat.

Christian Gündel:

Die schlesische Münzgeschichte in einem Sauerischen Schuldrama von 1739

Unser Heimatland Schlesien ist eine derjenigen deutschen Provinzen, deren Münzgeschichte schon seit langer Zeit klar vor uns liegt. Im 18. Jahrhundert haben anerkannte Gelehrte wie Dewerdest¹⁾ und Kundmann²⁾ in ihren Schriften große Gebiete der schlesischen Münzkunde behandelt. Vor ungefähr fünfzig Jahren begann eine neue Forschungsperiode. Saurma³⁾, Friedensburg⁴⁾ und Seger⁵⁾ haben diese Arbeiten soweit vollendet, daß hier kaum noch irgendwelche wichtigen Fragen zu lösen sind. Ein interessantes Beispiel alter Münzforschung und ihrer Auswertung für die Allgemeinheit ist das vor einigen Jahren aufgetauchte und von der Staats- und Universitätsbibliothek erworbene Manuskript eines Schuldramas, das der Rektor der evangelischen Schule in Sauer im Herbst des Jahres 1739 von seinen Schülern aufführen ließ. Rektor Gottfried Stutz selbst ist der Verfasser, und er bemüht sich, wie er in der gedruckten Vorrede, die mit einem ausführlichen Programm verbunden ist, angibt, einmal die interessante Münzgeschichte Schlesiens der Allgemeinheit in der leicht faßlichen Form des Dramas zu zeigen, zum anderen aber aus der Handlung für jedermann, besonders aber für die Schuljugend, nützliche moralische Betrachtungen zu entwickeln. Er sagt selbst, daß er bei der Betrachtung einiger alter Münzen auf den Gedanken gekommen sei, in der ihm „ietzo ex officio zukommenden Theatralischen Übung der Schul-Jugend Silesiam Numismaticam vorzustellen“, weil er nämlich wahrgenommen habe, „daß allerhand gutte Moralien in Ansehung des Geldes könnten angewehret werden.“ Deshalb legt er zwar „die Historie und soviel möglich die natürliche Nachahmung derselben zum Grunde, die Moral aber jederzeit zu einem vornehmsten Endzweck“. Daß Stutz in seiner Eigenschaft als Bildner der Jugend hierauf besonderen Wert legt, und daß bei seinen Betrachtungen die Grenzen zwischen Moral und dem, was wir heute Moralin nennen,

¹⁾ Gottfried Dewerdest: *Silesia Numismatica* oder Einleitung zu dem schlesischen Münzkabinett, 1711.

²⁾ Johann Christian Kundmann: *Silesii in nummis*, 1738 — *Nummi singulares*, 1734 — die Heimsuchungen Gottes in Born und Gnade. — Die hohen und niedern Schulen Deutschlands, 1741.

³⁾ Hugo Frhr. v. Saurma-Jeltich, *Schlesische Münzen und Medaillen*, 1883.

⁴⁾ Ferdinand Friedensburg: *Schlesiens Münzgeschichte im Mittelalter*. Cod. Dipl. Sil. Bde. 12, 13, 23. — *Schlesiens neuere Münzgeschichte*, Cod. Dipl. Sil. Bd. 19.

⁵⁾ Hans Seger (gemeinsam mit Friedensburg): *Schlesiens Münzen und Medaillen der neueren Zeit*, 1901.

oft verwischt werden, ist aus der geistigen Haltung der Schuldramen des 18. Jahrhunderts durchaus zu verstehen. Ohne die aufgetragene Moral ist ein solches Schuldrama eben undenkbar. Besonders hoch muß daher Stuß angerechnet werden, daß er die Münzgeschichte trotzdem in den Vordergrund stellt und die Moralinszenen von der eigentlichen Handlung abtrennt. Diese Szenen mögen daher, da sie uns heutigen Menschen nicht mehr so liegen, hier nur verhältnismäßig kurz gestreift werden. Die geschichtlichen Szenen beherrschen das Drama vollkommen und sind in manchen Punkten außerordentlich lebenswahr. Die schweren Jahre der Kipper- und Wipperzeit erinnern lebhaft an die unglückliche Zeit der Inflation nach dem großen Kriege. Vor allem bemerkenswert ist das Drama aber wegen seines Vorwurfs: An Stelle der Handlungen mit antikem, mythologischem Inhalt tritt ein dem Volke lebensnaher Stoff, noch dazu mit heimatkundlichem Hintergrund.

Langatmig wie die Schriftsprache, vor allem der Gelehrten, damals allgemein ist der Titel:

SILESIA NUMISMATICA oder Das Schlesiſche Münz-Wesen, Nach seinem Erſten Anfange, Fortgange, Veränderung, gefundenen ausländischen und inländischen Münzen, Bey Gelegenheit einiger entdeckten raren Stücke A. 1739 den 2. 3. 4. 5. Nov. in einem Dramate kürzlich vorgeſtellet von Gottfried Stuß, Der Evangelischen Schule vor Jauer Rectore. — Jauer, gedruckt bey Johann Chriſtoph Jungmann.

Von den fünf Akten sind vier der schlesiſchen Münzgeschichte gewidmet: „Ich theile diese Historie in vier Zeiten ein. I. ACT praesentiert sich der ohngefähre Anfang der Schlesiſchen Bergwerke und Münzen, unter Vladislao II. 12. Seculo. II. ACT Der Fortgang in einer particular Historie aus dem 14. Seculo. III. ACT Die vielen Veränderungen derselben in den 15. 16. Seculo. IV. ACT Die unglückseelige Kipper- und Wipper-Zeit, nebst dem edlen Friede und guten Gelde. V. ACT wird in einem Münz-Cabinet so wohl von den in Schlesien gefundenen, als auch den meisten inländischen Münz-Sorten gehandelt“).

Der zweite Akt beschäftigt sich mit einer Lokalbegebenheit, die einige Jahre zuvor viel die Gemüther der Jauerſchen Einwohner beschäftigt hatte.

Der Sage nach sollen die ersten Bergknappen, die in Schlesien nach Erzen gegraben haben, Italiener gewesen sein. So begeht der Bergmeister Fortunato mit seiner Wunschelrute den Berg und findet in Gegenwart des Herzogs Vladislaus das ersehnte Erz. Die Knappen beginnen sofort mit den Schürfarbeiten. Das gewonnene Edelmetall wird gemünzt und die erste Ausbeute zum Bau einer Kirche verwendet und den Armen als Almosen verteilt. Daß hierbei moralische Betrachtungen über den Wert des Geldes eingeführt sind, ist ebenso selbstverständlich wie die Verteilung des Geldes an wirklich Bedürftige und die Bestrafung derjenigen, die in der Hoffnung auf reichen Gewinn sich verleiten lassen, falsche Angaben über ihre Armut oder körperliche Gebrechen zu machen. Was nun die historische Wahrheit anbetrifft, so ist zu bemerken, daß zwar in Schlesien Italiener als Goldsucher und Münzer an den Fürstenthöfen vorkommen, jedoch nicht

*) Aus der gedruckten Vorrede.

vor dem Beginn des 14. Jahrhunderts⁷⁾. Völlig fehlt geht Stuz, wenn er Herzog Wladislaus II. (1139—48) die ersten schlesischen Münzen schlagen läßt, denn gerade dieser Herzog ist es, von dem bisher nicht eine einzige Münze nachgewiesen werden konnte, wohl aber von seinen Vorgängern und Nachfolgern. Daß Stuz aber die Einrichtung der Münze von Wladislaus geschehen läßt, mag wohl seinen Grund darin haben, neben dem Herzog zwei seiner in der Geschichte Schlesiens oft genannten Räte aufzutreten lassen zu können: Dobiesco und den sagenumwobenen Grafen Peter Wlast (Danus — hier Duninus genannt), den Stifter von 77 Kirchen. So geht Stuz zwar in der historischen Zielfsetzung fehl, was jedoch nicht als allzu großer Mangel gewertet werden darf, da einmal die frühe schlesische Münzgeschichte heute noch nicht restlos geklärt ist und nach dem damaligen Stande der Forschung selbstverständlich nicht gelöst werden konnte.

Dem zweiten Akt liegt die Tatsache eines Münzfundes zugrunde, der ungefähr ein Jahrzehnt vor der Aufführung des Dramas in Jauer ans Tageslicht gefördert wurde⁸⁾. Der Tatbestand ist folgender: Im Jahre 1726 wurde das alte Spital abgebrochen, um einem Neubau Platz zu machen. Beim Ausschachten für die neuen Fundamente war auch ein invalider Soldat namens Georg Scholz beschäftigt. Dieser entdeckte bei seiner Arbeit einen Goldschatz, den er jedoch nicht seinem Bauhern ablieferte, sondern für sich behielt. Den ganzen Fund, es waren 404 Goldmünzen verschiedener Prägung und zwei Stangen ungemünztes Gold, verwahrte er in der Küche seiner Wohnung in Lumpen eingewickelt auf. Die Unterschlagung kam aber bald heraus, und Scholz wurde einem strengen Verhör unterzogen. Mit unglaublicher Gerissenheit verstand er es, den Hals aus der Schlinge zu ziehen. Der Kaiser, an den schließlich der Bericht weitergeleitet wurde, bestimmte, daß alle Münzen verkauft und der Erlös zum Bau des Hospitals verwendet werden sollte. Dem Finder sprach er für die Dauer seines Lebens wöchentlich einen Gulden zu, seine Witwe sollte eine Stube im neuen Hospital und sein Söhnchen eine Freistelle in der Schule erhalten. Über den Fund und die Vernehmungen berichtete der damalige Kammerfiskal Christian Ernst Schindler von Prinzendorf, der auch die Bestimmung der Münzen vornahm⁹⁾. Es handelt sich um drei Gruppen von Goldmünzen: die großen Gulden, von denen Ludwig der Bayer mit einem Schilbgulden, Philipp IV. von Frankreich mit einem écu d'or und Eduard III. von England mit einem Rosenobel vertreten sind. Die zweite Gruppe bilden die zu Beginn des 14. Jahrhunderts in Florenz geschlagenen kleineren Gulden, Florene genannt, die dritte wird von den Nachahmungen dieser Florene in Frankreich, Spanien, den Niederlanden, Böhmen und Schlesien gestellt. Der schlesische Gulden ist die älteste Goldmünze unserer Heimat. Herzog Wenzel von Liegnitz hatte, vielleicht schon gemeinsam mit seinem Bruder Ludwig, die Prägung von Goldmünzen eingeführt, und hier tritt uns als Meister in der Liegnitzer

⁷⁾ Vgl. Friedensburg, Cod. Dipl. Sil. 13, S. 65 und 277. Friedensburg verweist hierbei auf die Volksagen unserer Heimat, in denen das „Benebigermannlein“ des öfteren eine Rolle spielt.

⁸⁾ Christian Gündel, Ein mittelalterlicher Goldschatz aus Jauer, Mtschlesien, 4, S. 179 ff.

⁹⁾ Der handschriftliche Bericht befindet sich in der Münzbibliothek des Museums.

Münze und wohl auch als Stempelschneider der Italiener Anastasio Venturo aus Florenz entgegen. Das Hospital zu St. Anna, der Fundplatz des Schatzes, liegt ganz in der Nähe der Synagoge, die 1438 von Kaiser Albrecht der Stadt geschenkt wurde, nachdem die Juden aus Zauer vertrieben worden waren, allerdings nicht für lange Zeit, da sie es verstanden, bald wieder die Aufhebung der sie in ihrer Tätigkeit beschränkenden Gesetze zu erlangen. Mehrmals in diesem Jahrhundert finden in Schlesien wie in ganz Deutschland Judenaustreibungen statt. Da mag einer der Bewohner des Judenviertels, wohl ein Geldverleiher, seine ganze Habe vergraben haben, in der Hoffnung, sie in ruhigeren Zeiten wieder zu holen. Stuß geht davon aus, daß der Jude diesen Schatz nur vergraben haben könne, weil er irgend etwas auf dem Kerbholz gehabt habe. Aus den neben den Münzen gefundenen Goldbarren schließt er, daß er ein Falschmünzer gewesen sein könne. „Daß ich aber den Juden, so die gefundenen Florene vergraben als einen falschen Münzer vorstelle, nehme ich als Hypothese an, vor deren Gewißheit ich nicht Gewehre leisten mag. Denn die Umstände von zwey dabey gefundenen Stengel aus Cronen-Golde, it. von den ohnweit gefundenen Töpfen, welche einige vor Schmelz-Tiegel angesehen, sind vielleicht noch zu schwach, diese Meinung stark zu unterstützen. Sonst ist gewiß, daß die Juden wie in anderen also vornehmlich in diesem Punkte höchst berüchtigt sind.“ Er läßt also den Juden Moses ben Levi die Hellschmünze übernehmen, wobei er ausdrücklich schwören muß, nur Heller und beileibe nicht Florene zu schlagen. Schon bald nachdem der Jude den Eid geleistet hat, kommt er mit einigen Rabbinern auf die Frage zu sprechen, ob er den Eid wirklich zu halten gezwungen sei. In echt talmudischer Weise wird nun darüber gefeilscht. Stuß erweist sich hier als guter Kenner des Talmud und des Schulchan aruch; in Mengen sind Stellen aus diesen Gesetzesbüchern angezogen. Endlich kommt man zu dem Schluß, daß der Eid nicht zu halten sei, da er nicht die Thora, sondern nur die weltliche Obrigkeit und deren geldliche Angelegenheiten angehe. Ohne Gewissensbisse geht er nun an die Arbeit und schlägt die verbotenen Florene. Stuß verknüpft diesen Akt mit der Austreibung der Juden durch das Edikt König Albrechts vom Jahre 1438. Ein langes Gespräch zwischen dem Weltgeistlichen Plebanus und den Rabbinern über den Wert des christlichen und des mosaischen Glaubens beendet diese Szene, nicht ohne daß von jüdischer Seite noch der Versuch unternommen wird, den Geistlichen durch Geldgeschenke milde zu stimmen. In unserem Zusammenhange ist wohl interessant, daß hierbei von einer Medaille die Rede ist, die angeblich Abraham zur Hochzeit seines Sohnes Isaac habe prägen lassen, eine Münze, die es selbstverständlich nie gegeben hat, also eine Fälschung sein muß. Nun kommt noch der nach damaliger Anschauung höchst moralische Versuch der Judenbetehrung, dessen ganze Aussichtslosigkeit der Jude selbst durch ein, wohlgemerkt jüdisches, Sprichwort demonstriert: „So wenig diese Rabe (auf einen Zettel aufgemalt) eine Maus frißt, so wenig wird der Jude ein richtiger Christ!“ Da die Juden die Stadt verlassen müssen, muß der Fälscher Moses zu seinem größten Leidwesen das Geld vergraben, da sonst sein Betrug offenbar würde. Für uns heutzutage sind die reichlichen Klagerufe und das „Wehmir“-Geschreie nur noch eine Quelle der Heiterkeit. Stuß aber zeigt sich auch hier als trefflicher Judenkenner, die Bemerkungen, die er dem Juden

in den Mund legt, und seine Pläne zur Wiedererlangung des Geldes sind fein beobachtet. Auf die Vergrabung des Schatzes folgt dann, wohl in revueartiger Aufmachung, die Austreibung der Juden.

Der dritte Akt führt uns in eine trostlose Zeit der schlesischen Münzgeschichte und bringt einige Münzeditte vom Ende des 15. Jahrhunderts ab¹⁰⁾. Zuerst jenes vom 2. September 1470. Matthias Corvinus hat in Schlesien die Herrschaft Podiebrads abgelöst und versucht, eine neue Münze einzuführen, die bekannten Groschen und Halbgroschen Breslauer und Jägerndorfer Prägung. Er stößt dabei auf den Widerstand einesteils des Volkes, dann aber auch der Stände und Fürsten, die ständig in Sorge sind, daß durch die oberherrliche Prägung ihren Münzrechten zu nahe getreten werden könne.

Ein Gelehrter klärt das Volk über die Absichten des Königs auf und streut in dessen Auftrage tausend Stück der neuen Groschen unter die Menge. Diese erste Szene ist eigentlich nur der Auftakt zu den folgenden, in denen das Münzjelen des 16. Jahrhunderts so recht anschaulich geschildert wird. Alle paar Jahre lösen die Münzmandate einander ab, jedesmal werden gewisse einheimische Münzsorten außer Kurs gesetzt, verschiedene auswärtige ganz verboten oder der Wert einzelner Stücke gemindert. Es sind dies, wie Friedensburg sagt, „die vielfachen Versuche König Ferdinands, das Münzwesen Schlesiens in Ordnung zu bringen.“ Die Methode, die Ferdinand einschlägt, liegt jedoch nach Ansicht der Fürsten und Stände nicht im Interesse der schlesischen Wirtschaft, die weniger nach Böhmen als vor allen Dingen nach Polen orientiert war. Durch die verschiedenen Münzveränderungen war ein derartiger Wirrwarr entstanden, daß sich niemand mehr richtig auskannte und oft schlesisches Geld in Polen verweigert wurde. In Schlesien liefen neben den kaiserlichen Münzen auch solche der schlesischen Fürsten um, ferner die kleinen Heller zum Teil noch im Gepräge des 15. Jahrhunderts und auch noch die anderer, nicht schlesischer Fürsten¹¹⁾. König Ferdinand hatte 1546 von Regensburg aus das neue Münzedit für Schlesien erlassen. Es sollten verschiedene Groschen umgewertet werden, um den Münzfuß an den böhmischen anzugleichen. Die Fürsten nahmen dagegen Stellung und versuchten, mit dem Kaiser zu einer Einigung zu kommen, ohne sich selbst und ihrem Lande allzusehr zu schaden. Die Verhandlungen, die Stuz nach den alten Fürstentagsprotokollen zusammengestellt zu haben scheint, geben einmal eine Menge Beispiele aus der Münzgeschichte unserer Heimat, dann aber auch einen Einblick in die Wünsche der Fürsten, ihrem Lande zu helfen. Nun jagen sich die Münzmandate, deren Auswirkungen vor allem auf wirtschaftlichem Gebiete gezeigt werden: Einmal ist es ein Kaufmann aus Königsberg, der seine preussischen Münzen nicht los werden kann, dann sind es polnische, mährische und ungarische Kaufleute, die, da ihr eigenes Silbergeld nicht angenommen werden darf, keine Käufe tätigen können. Szenen sind hier von Stuz geschildert, die lebhaft an die Zeiten der

¹⁰⁾ Alle münzfundlichen Urkunden in den Werken von Friedensburg.

¹¹⁾ Wieviel verschiedene Münzsorten damals in unserer Heimat umliefen und in Zahlung genommen wurden, davon geben uns die Münzfunde dieser Zeit Aufschluß. Der Hellersfund von Gollschau weist mit seinen ungefähr 9000 Hellern und Groschen nicht weniger als 140 verschiedene Prägungen, von denen etwa ein Drittel nicht Schlesier sind, auf.

Inflation erinnern, wo der Kaufmann in Deutschland auch mangels guter Währung keine ordentlichen Geschäfte machen konnte. Lassen wir hier Stuß selber sprechen.

Pollacke gehet zum Kaufmann hin, besiehet die Waaren und fraget:
Wie theuer die Elle?

Kaufmann: Sechs Groschen.

Pollacke: Ich gebe 5 Groschen.

Kaufmann: Er soll es davor haben.

Pollacke zahlt aus.

Kaufmann: Das Geld ist verruffen, wir dürfen es nicht nehmen.

Pollacke: Kein anders habe ich nicht.

*

Mähre gehet mit Einem Böhme zu einer Leinwandhändlerin und saget:

Wie theuer dieses Schoß Leinwand?

Leinwandhändlerin: 20 Rthlr.

Böhme: Wie theuer dieses Schoß?

Leinwandhändlerin: 30 Rthlr.

Mähre: Ich gebe 10 davor.

Böhme: Und ich gebe vor dieses 27.

Leinwandhändlerin: Ich kann es davor nicht lassen.

(Sie wollen fortgehen.)

Leinwandhändlerin ruft ihnen nach und spricht: Kommen Sie nur her, ich muß schon ein übriges thun, daß ich nur Geld markte.

Mähre und Böhme zahlen aus in Kupfer-Gelde.

Leinwandhändlerin: Das Geld ist nicht gutt, es gilt nicht mehr.

Mähre: Sehen Sie doch, es ist ja Ihres Herzogs Bildnuß drauff.

Leinwandhändlerin: Verzeihen die Herren, ich kenne meinen gnädigsten Herzog besser, als ich Sie kenne. Mein Herzog hat kein solch roth Gesicht, er siehet schön weiß aus.

*

Ungar tritt zum Tuchmacher hin und fraget: Wie theuer dies Tuch?

Tuchmacher: Die Elle kostet 1 Rthlr., ein Stück aber . . .

Ungar: Wie theuer alle Stücke zusammen?

Tuchmacher: 50 Rthlr.

Ungar: Ich gebe Tuch 40.

Tuchmacher: Sie sollen es haben.

Ungar zahlt aus in schlechtem Gelde.

Tuchmacher: Das Geld darf ich nicht nehmen.

Ungar: Nun so creditiert mir.

Tuchmacher: Ich kenne den Herrn nicht.

Ungar: Ich bin ein ehrlicher Ungar und ein ehrlicher Ungar betrügt niemanden.

Tuchmacher: Sie haben recht, ein ehrlicher Ungar betrügt niemanden, aber ein kluger Schlesier traut nicht allen.

Ungar geht fort und siehet sich umb, als dann tritt er zu der Leinwandhändlerin und fraget: Nehmet Ihr das Geld?

Leinwandhändlerin: Nein.

*

Diese Szenen sind wohl genau der Wirklichkeit nachgeschildert. Daß auf diesem Markte auch Charlatane und Betrüger ihr Unwesen treiben, ist nur zu verständlich. Goldmacher und Schatzsucher pirschen sich an Bauern und Handwerker heran und versuchen, diesen das Geld aus der Tasche zu ziehen. Ein Bänkelfängerlied auf das Geld schließt diesen Akt mit seinen bunten Bildern.

Mit der Ripperzeit im Dreißigjährigen Kriege beginnt der 4. Akt. Schlesien trauert über die schlechten Zeiten. Das Münzeland hat sich nicht gebessert, sondern ist im Gegenteil durch die Kriegswirren nur noch schlimmer geworden. Diese Schilderung ist ziemlich kurz. Stuz hat sich vielleicht bei der Schilderung des 16. Jahrhunderts etwas verausgabt, so daß hier die überzeugende Wirkung fehlt. Mit dem Auftritt des Friedensgenius schließt dieser Teil. Die Ausgabe der Dreibrüdertaler der Herzöge Georg von Brieg, Ludwig von Liegnitz und Christian von Wohlau im Jahre 1653 wird in der nächsten Szene gefeiert mit einer Rückschau auf die ersten Friedensjahre und der Hoffnung, daß nunmehr die endlich stabilisierten Münzverhältnisse anhalten mögen. Damit findet der geschichtliche Teil des Dramas seinen Abschluß. Nun wird die gute Anwendung des Geldes in breiter moralischer Form veranschaulicht: Der Münzmeister macht „die Disposition unter seinen Kindern“. Einige Säckel Geldes sollen seinen Kindern die Zukunft sichern. Selbstverständlich aber nur denen, die fleißig, gottesfürchtig und gehorsam sind, die wissenschaftliche Bücher dem Gelde und Hausarbeit dem Romanlesen vorziehen.

Der letzte Akt bringt Gespräche über die Münzwissenschaft. Ein „Archaeophilus“ besitzt ein reichhaltiges Münzkabinett und zeigt seinem Freunde mit der ganzen Freude des Sammlers seine Schätze. Schon ein Menschenalter vor Stuz sind ähnliche Dialoge über Münzen aufgeführt worden, aber diese sind in ihrer Gelahrtheit und Trockenheit durchaus nicht dazu angetan, die Zuhörer zu begeistern¹²⁾. Zuerst wird über schlesische Münzfunde gesprochen. Selbstverständlich spielt hier wieder der Fauersche Goldschatz eine Rolle. Stuz hat sicher das Schindlersche Manuscript in der Hand gehabt, vielleicht auch einige der Goldstücke selbst erworben, denn die Beschreibung der einzelnen Münzen schließt sich mit allen ihren Mängeln und Fehlern genau an die Schindlersche Beweisführung an. Nun kommen eine Reihe Münzen zur Sprache, die Stuz in irgendeiner Art interessant erscheinen. Ein Taler Karls VI. leitet zur Schlußapothekose über. Noch einmal wird beim Auftreten der „3 Haupt-Affecten“ Hochmut, Wollust und Geiz über den Wert oder Unwert des Geldes debattiert. Schlesien und die Fürstentümer schließen das Drama ab mit dem Wunsche für eine ewige gesegnete Herrschaft des Hauses Habsburg in Schlesien. Stuz konnte allerdings nicht ahnen, daß schon nach Jahresfrist das Land einem neuen Herrscher, dem großen Preußenkönig, zuzubekommen würde.

Stuz hat also versucht, eine Münzgeschichte unseres Heimatlandes in allgemeinverständlicher Form zu schreiben. Daß er dabei die Form des Dramas wählte, ist insofern bedeutend, als es das einzige Schuldrama ist, das ein derartiges Thema behandelt. In einem unterscheidet es sich von den meisten Dramen dieser Gattung. Die Gelehrsamkeit tritt in den

¹²⁾ Diewerdeck bringt ein solches Gespräch teils in lateinischer, teils in deutscher Sprache.

meisten Fällen diskret in den Hintergrund, die lebensvollen Szenen überwiegen bei weitem. Ausgiebig hat Stuß auch von der schlesischen Mundart Gebrauch gemacht und vor allem den Bauern die Sprache abgelauscht. Ein Beispiel möge genügen: „O ju, ju, es muß wuhl wos dron sein. Ich wor neulich ei dar Gesinde=Stube, do erzählte mei Grußnacht, dar a geschoiter Karl is, viel dervon, ich ho a Bier Stunda mit dam grüßta Vergnüga zu gehurt.“ Er läßt aber auch die Juden ihren eigenen Dialekt sprechen, ein unverfälschtes Jiddisch, wie es heute in Schlesien nicht mehr gehört wird.

Wägt man sorgsam die frischen, gut gelungenen Szenen gegen die trockenen moralisierenden ab, so wird man, vor allem wenn man bedenkt, daß Schuldramen ja nicht als Dramen im eigentlichen Sinne gewertet werden dürfen, sondern mehr belehrende Dialoge darstellen, Stuß doch eine gute dramatische Technik und starkes Gefühl für Wirkung nicht absprechen können. Sein Ziel wird er bei den vier Aufführungen sicher erreicht haben: Ein interessantes Gebiet schlesischer Vergangenheit, die Münzgeschichte der Heimat, seinen Landsleuten näherzubringen.

Margarete Klante:

Schlesisches Glas im Wandel der Jahrhunderte¹⁾

Die deutsche Siedolonisation ist ein Werk aller Stände des deutschen Volkes. Tüchtige bäuerliche Wirtschaftsführung, hervorragendes handwerkliches Können und freies deutsches Recht waren ihre Grundlagen; Bauer und Ritter, Bürger und Bergmann ihre Hauptträger. Diese sind in Chroniken genannt, und ihre Leistungen für das deutsche Volkstum würdigen Quellenwerke und Darstellungen.

Neben ihnen wirkte als ein bescheidenes Glied, besonders bei der Urbarmachung der Sudeten, der deutsche Glasmacher. Im Vergleich zum deutschen Bauern ist das von ihm unserem Volke gewonnene Fruchtland wohl gering zu nennen, auch kann sich der Umfang seines Gewerbes nicht mit städtischem Handwerk und Handel messen. Trotzdem ist sein Werk von Wichtigkeit für den schlesischen Stamm, weil es die Gebirge erschloß.

Bis in die jüngste Zeit war die Arbeit des Glasmachers waldbunden. Die Öfen seiner Glashütten beanspruchten ungeheure Holzmengen. Aus der Buche gewann er jene Holzasche, die als Pottaschsud den Kiesel und Quarzfluß zu Glas läutert. Ohne große Strecken schlagbaren Waldes war der Glasmacher auch im Mittelalter trotz des noch kleinen, mehr auf ein oder zwei Familien beschränkten Einzelbetriebes nicht zu denken. Lange Erfahrung hatte ihn zum erfolgreichen Bezwingen der Gebirge werden lassen. Als er den Marsch in das Neuland des Ostens antrat, waren im alten Deutschland die niedriger gelegenen Gegenden längst in Ackerland verwandelt. Nur die Bergwälder sicherten ihm noch die Arbeitsmöglichkeit, und so finden wir ihn um 1300 im Speßart, im Nürnberger Reichswald bis zum Fichtelgebirge, im Thüringer Wald usw. Die neue Heimat im Osten wies ihn überraschend schnell in ähnliche Höhenlage.

Der Glasmacher begann sein Werk im sudetischen Raum anfangs in Gemeinschaft mit dem Bauern, bald aber am Rande menschlicher Siedlung im Wildwald. Er nahm für die Sudeten eine ähnliche Aufgabe auf sich, wie sie der Bergbau für das Erzgebirge innehatte, jedoch ungleich anhaltender. Während der Bergmann mehr städtisches Leben schuf und eine Gegend verließ, die ihm keinen Segen mehr versprach, verband der „Glasler“ mit der Kunstfertigkeit bäuerliches Werk. Seine Glashütte

¹⁾ Der Aufsatz nimmt für das schlesische Stammesgebiet einige Ergebnisse einer langjährigen, quellenmäßigen Untersuchung vorweg, die sich auf die Entwicklung der Glasindustrie in den böhmischen Randgebirgen erstreckt. Er bringt deshalb von Quellennachweisen nur das unbedingt Notwendige. Das weitere Material wird an anderer Stelle unterbreitet werden.

verschlang förmlich den Wald und ließ weite Strecken angebauten Bodens hinter sich, wenn sie dem weichen Walde nachrückte. Söhne und Enkel, die nicht durch das Glas Arbeit fanden, blieben als Bauern auf der dem Walde abgerungenen Scholle sitzen. Roden, Brennen, Bauen — das war der Lebenskreislauf der Hüttenleute, Geschlecht um Geschlecht. In dieser dauernden Urbarmachung liegt der siedlungshistorische Wert der Glasmacher für das Schlesiertum, der in den ersten Jahrhunderten der Kolonisation das eigentliche Handwerk an allgemeiner Bedeutung überragt. Die Glashütte war eines der Mittel, deren sich der deutsche Landhunger bediente, um Wildnis in deutsches Kulturland zu verwandeln.

Wie die ganze Ostwendung als Massenbewegung namenlos blieb und nur ab und zu einen Anführer als Lokator hervortreten ließ, finden wir auch die Besitzer der ersten Glashütten nur selten namentlich genannt. Ihre Lehnbriefe sind nicht gleich den Bergrechten erhalten. Hätte der Glasmacher seine Siedlung nicht nach seinem seltenen Werk benannt, wir wüßten nichts von seiner Leistung. Wir müssen die spärlichen Nachrichten der Frühzeit summieren und vergleichen, um ein Bild der Rechtsform zu gewinnen, unter der er arbeitete.

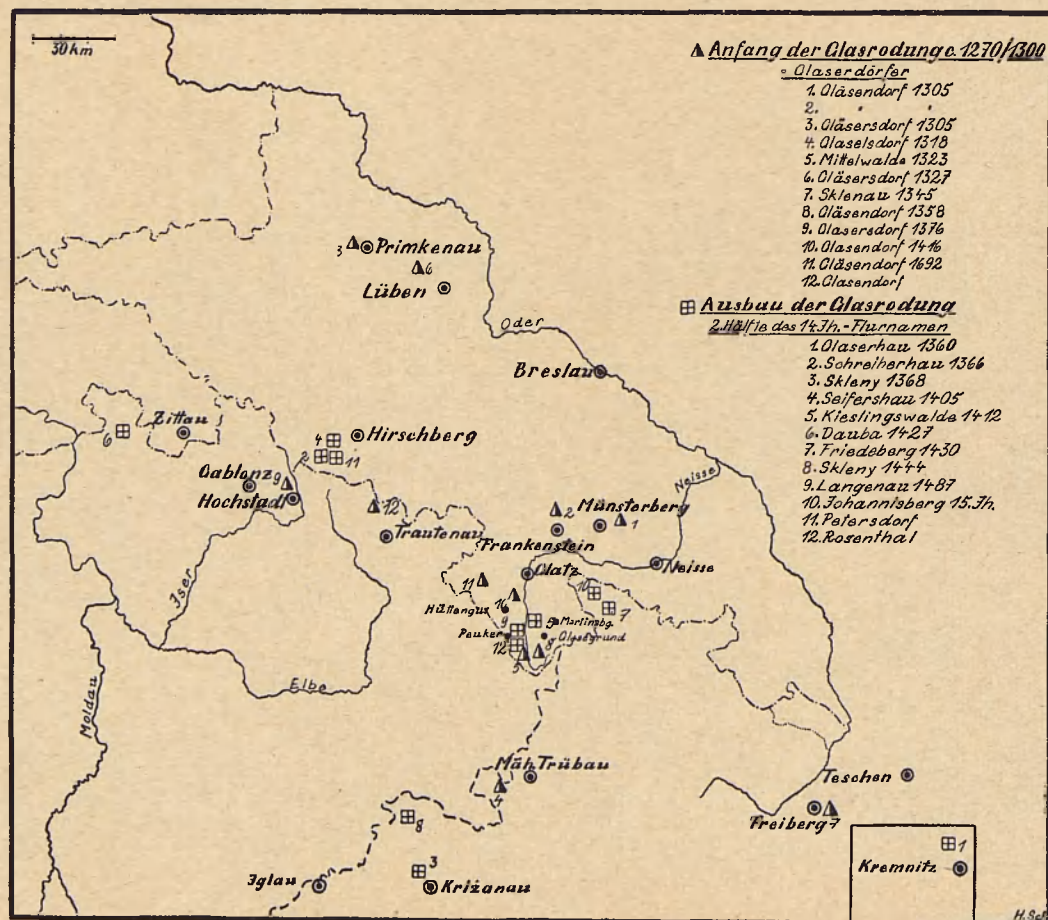
Im Westen hatte sich der Glasmacher bis zum 13. Jahrhundert etwa aus der klösterlichen Abhängigkeit befreit und saß meist als freier Mann auf der erblichen „Glashufe“. Er hatte dem Grundherrn einen mäßigen Jahreszins zu entrichten, teils nur in Geld, teils auch in Glas und Naturalien. Der unbeschränkte Holzschlag wie der Brand der Pottasche standen ihm zu. Aus späteren Lehnbriefen sind die ungeheuer großen Waldbezirke ersichtlich, die ihm zugewiesen wurden und bis in das 18. Jahrhundert hinein den Hauptwert seiner Privilegien ausmachten. Viele tausend Morgen Wald waren ihm zur Nutzung überlassen.

Innerhalb der ersten Welle der Glaskolonisation können wir im gesamtschlesischen Raum deutlich zwei Siedelströmungen unterscheiden, die dicht aufeinander folgen; sie heben sich durch die Art der Ortsnamengebung scharf ab. (Karte 1.)

Die eine zeigt sich in den Ortschaften, die der Glasmeister nach seinem Gewerbe „Glazirdorf“, jetzt meist Gläserndorf, benannte. Sie ist nur der schlesischen Namengebung eigen. Sie reicht auf beiden Seiten der Sudeten, jedoch stärker auf der reichsschlesischen, von Primkenau im Norden bis tief ins mährische Gesenke und bis zur Tglauer Sprachinsel und tritt um 1300 urkundlich auf. Die ersten Anhaltspunkte liefert das Zehentbuch des Breslauer Bistums von etwa 1305. Nach diesem bestanden Glaserndörfer

1. an der nördlichen, waldigen Ecke der Kastellanei Ottmachau, jetzt Gläserndorf, Kr. Grottkau. Der Ort wurde mit seiner Nachbarschaft von 1250 bis etwa 1268 gegründet²⁾,
2. Gläserndorf, Kr. Frankenstein, auf dem Boden des Fürstentums Münsterberg,

²⁾ Jos. Pflüger: Besiedlungs-, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte des Breslauer Bistumslandes bis zum Beginn der böhm. Herrschaft, Teil I, Reichenberg 1926.



Parte 1 (Die Jahreszahlen bedeuten urkundliche Ersterwähnungen)

3. Gläserdorf, Kr. Sprottau; dieses Dorf gehört zu den Siedlungen um Brimkenau, die kurz vor der Niederschrift des Zehentbuches entstanden³⁾, dazu

4. Gläserdorf, Kr. Lüben, im Cod. dipl. Sil. Band 22 zu den Jahren 1327—33 erwähnt.

Die Jahreszahlen lassen erkennen, daß die ersten Glasmacher in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts nach Schlesien gekommen sind; slawische Glasmacher gab es nicht.

Vom Frankensteiner Land zogen die Glasmacher in den äußersten Zipfel der Grafschaft Glatz, nach Mittelwalde, das 1294 als Herrschaft durch König Wenzel I. von Böhmen aus Kronbesitz an das Zisterzienserkloster Ramenz gegeben wurde; zur Zeit dieser Schenkung befand sich keine Hütte auf dem Boden der Herrschaft. In einer Teilungsurkunde der späteren Besitzer werden 1358 „Glaschutin“ genannt. Gleserdorf wird unter den Orten der Herrschaft aufgezählt, und daneben gab es noch lange Zeit einen „Hüttenteich“ in Mittelwalde als Rest einer Glashütte. Die Vermutung liegt nahe, daß die erste Hütte der Grafschaft im Städtchen Mittelwalde durch Ramenzer Klosterleute vor 1323 gegründet und unter den nachfolgenden adligen Besitzern vor 1358 nach Gläserdorf verlegt wurde. Die Hütte blieb wenigstens zwei Jahrhunderte im Betrieb. Auf den von ihr gerodeten Gründen entstanden außer Gläserdorf 1564 Reißbach „an einer alten Glaschütten Stelle“, und wohl auch Thannordorf 1575 auf „gerodetem Waldboden“⁴⁾.

Bei Domnütz, westlich Habelschwerdt, liegt das zweite Gläserdorf der Grafschaft. Die „inlozung zu Gleserdorf“ gehörte 1416 zum Erbgericht Domnütz und scheint dann über den Habelschwerdter Ramm in die Gegend verlegt worden zu sein, in der heute noch das „Hüttengut“ steht. — Das dritte Gläserdorf bei Rückers ist erst gegen 1692 angelegt worden; die ihm vorausgegangene Hütte dürfte im 15. Jahrhundert am „Glasewasser“ betrieben worden sein⁴⁾.

Zeitlich gehören in die Siedlungszeit des 14. Jh. die Gläserdörfer in Mähren, die auch den Weg weisen, auf dem die Glasmacher von Schlesien über Glatz südwärts weiterwanderten, sicher im Zuge einer allgemeinen Bewegung. Es sind dies

1. Gleserdorf, jetzt Glaselsdorf, im Schönhengstgau, im Lehenverzeichnis des Olmützer Bistums von 1318—26 genannt und wohl als Bistumsgründung anzusprechen. Etwa gleichzeitig mag das
2. Gleserdorf/Skenau, unter der Burg Hochwald, 1345 urkundlich bezeugt, angelegt worden sein, nachdem die Herrschaft zwischen 1250 bis 1260 in den Besitz des Olmützer Bistums gekommen war.

Auch in Böhmen entstand in dieser Zeit ein echtes Gläserdorf, jetzt Skenarice bei Hochstadt, Jesergebirge. Es wird zwar erst 1376 durch den Vertrag bekannt, mit dem der Glaser Mikael Querser aus Hochstadt Glas nach Glogau in Schlesien lieferte, gehört jedoch mit den deutschen Orten um

³⁾ Cod. dipl. Sil. Bd 14: liber foundationis episcopatus Vratislaviensis Breslau 1889, Reg. E.

⁴⁾ M. Klante: Deutsche Glashüttenkolonisation in der Grafschaft Glatz während des späten Mittelalters, in: Kritische Beiträge zur Geschichte des Mittelalters, Festschrift für R. Holtmann, Berlin 1933, S. 210—220.

Hochstadt und Liebstaß in eine, etwa Mitte des 14. Jahrhunderts auf grüner Wurzel deutsch kolonisierte Waldgegend. Wann Glasendorf bei Schaklar gegründet wurde, ließ sich nicht feststellen; es wird als Ort ohne Glashütte Mitte des 16. Jahrhunderts genannt.

Alle diese Glaserdörfer entstanden in einer Zeit, die für die Namensgebung die „Dorf“bezeichnung besonders liebte. Rückschlüsse auf die Herkunft dieser ersten Glasmacher lassen sich daraus allein nicht ziehen, doch sind Anzeichen dafür vorhanden, daß einige von ihnen aus Thüringen stammen.

Von den Glaserdörfern heben sich die Hüttengründungen ab, die vorhandene Flurnamen verwenden oder sich mit der Bezeichnung „Glashütte“ begnügen. Diese Form der Namensgebung für Glasiedlungen ist im deutschen Sprachgebiet allgemeiner Brauch gewesen, Schlesien macht hier keine Ausnahme. Die Hütten schließen zeitlich eng an die Glaserdörfer an. Es gehören zu ihnen:

im Riesengebirge: Schreiberhau (1366), Seifershau (1405), Quirl oberhalb Petersdorf,

in der Grafschaft Glatz: Kislingswalde (1412) mit Martinsberg (1465) und Glasgrund, wahrscheinlich auch Wölfelsgrund (1498),

ferner im Tal der Neiße: Oberlangenu (1487), Rosenthal im 15. und anschließend Peuter a. Erlitz im 15. bis 16. Jahrhundert,

in Mähren die beiden Sleny/Glashütten: auf der Stiftsherrschaft Saar (1444) und auf dem Gut Krizanau (1368 und 1444) im Besitze des Stiftes Saar,

ferner zwei erloschene Hütten bei Friedeberg im Gesenke (1430) und Johannisberg in der Krenniß-Schemnißer Sprachinsel: Glasirshau (1360—1409).

Auch Dauba im böhmischen Elbsandsteingebirge dicht an der sächsischen Grenze (1427 etwa) muß hierher gerechnet werden.

Die Daten lassen kaum einen Rückschluß auf die Gründungszeit zu. In Mähren stehen die Hütten in enger Beziehung zu geistlichem Besitz. Die meisten dieser Hütten dürften in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts aus grüner Wurzel entstanden sein, teils als selbständige Niederlassung, teils am Rande eines vorhandenen Dorfes. Der böhmische Abfall der Sudeten zeigt eine auffallende Lücke in der zur Eroberung der Berge bezogenen Stellung. Wir werden sehen, daß denn auch hier die folgende Siedelwelle zuerst einsetzte.

Das Leben am Rande der bewohnten Gegend verlangte von vornherein die Ausstattung mit Rechten, die die Ernährung des Meisters und seiner Gehilfen sicherstellen sollten. Lag die Hütte nicht am Dorfe, so umfaßte ihre Ackerwirtschaft mehrere Bauernhufen. Der Meister hatte das Recht, sein Vieh im Walde zu weiden; er durfte schlachten, baden und meist auch mahlen. Die Arbeit am Glutofen dörrt die Kehlen aus, weshalb das notwendige Brau- und Schankrecht gewährt wurde. Die vorhandenen Urkunden weisen das freie Besitzrecht der Hüttengüter und große Walddrechte aus. Bei der allgemein für die deutschen Kolonisten geltenden Selbstverwaltung besaß auch der Hüttenmeister für seine Gründungen das Scholzenamt und die niedere Gerichtsbarkeit.

In diesen zahlreichen Rechten verband der Hüttenbetrieb gewerbliches und bäuerliches Leben und trug damit die Vorbedingung zur Gebirgs-

kolonisation in sich. Keine Bauernwirtschaft wäre auf dem steinigem Boden in dem rauhen Höhenklima nicht lebensfähig gewesen. Oft mag hier wie anderwärts auch die doppelte Nahrungsbasis nicht vor Not geschützt haben, wenn Glut oder Frost die Ernte schmälerte, oder im Winter der Schnee jede Verbindung zur Außenwelt abschnitt und die Vorräte sich dem Ende zuneigten.

Fragen wir nach dem Glaswerk, für das diese Hütten errichtet wurden, so sind wir wiederum auf Vergleiche angewiesen. Die Urkunden schweigen völlig, und der Boden hat nur hin und wieder sein lang gehütetes Geheimnis verraten. Das Haupterzeugnis und wirtschaftliche Rückgrat wird hier wie im Westen die Scheibe gewesen sein; Glas war um 1300 als Fensterverschluß allgemein in Brauch. Außerdem wurde die Scheibe zu anspruchlosen kleinen Spiegeln verarbeitet. Als Massenerzeugnis kam ferner das Hohlglas in Frage, das als Trinfglas, Balsamgefäß, Laterne usw. gebraucht wurde. Auch gläserne Kleinarbeit blühte bereits: man kannte gläserne Fingerringe und Ringsteine, etwas später die gläserne Paternosterperle. Das Marktrecht der Stadt Liegnitz verzeichnet 1317 und 1328 Glas unter den Handelswaren⁵⁾. Das Görlitzer Zollregister von 1320 führt Glas auf⁶⁾, bei der Verlegung des Zolles von Parchwitz nach Lüben 1324 ist der Glaszoll („trahens vitra“) angeführt⁷⁾ und für andere Handelsplätze wie Breslau dürfen wir ein gleiches annehmen, auch wenn uns entsprechende Urkunden nicht erhalten oder bekannt sind.

Im Westen Deutschlands hatte die Vielfalt der Erzeugnisse und ihrer Verwendung eine weitgehende Arbeitsteilung nach sich gezogen. Die Verarbeitung der Scheiben zum Glasgemälde lag entweder noch in der Hand der Mönche, oder wurde von städtischen Malern und Glasern betrieben, die den Bauzechen angehörten. Ebenso war die Spiegelherstellung bereits ein städtisches Gewerbe geworden. Ähnliches müssen wir für das schlesische Glas annehmen.

In technischer Hinsicht ist das gefertigte Glas ein grünliches und blasiges Erzeugnis gewesen, „Waldglas“ genannt. Es wurde scharf von dem klaren und reineren venetianischen Glas unterschieden. Der Dominikanerkonvent in Breslau bezog noch 1498/1501 solches Waldglas, „vitrum silvestrum“, aus Glaser Hütten für seine Neubauten⁸⁾. Die Funde im Riesengebirge lassen darauf schließen, daß neben allen Schattierungen von grünem Glas auch blaues und zitronfarbiges gefertigt werden konnte⁹⁾. Dagegen hat bisher kein Fund dieser Zeit wirklich klares Glas ähnlich dem venetianischen als Erzeugnis heimischer Hütten nachgewiesen.

Wahrscheinlich wurde das schlesische Glas im 14. und 15. Jahrhundert bereits nach dem Osten verführt, wenn wir uns auch den Glashandel außer Landes noch nicht umfangreich vorstellen dürfen. Er gewann erst Bedeutung, als mit dem 16. Jahrhundert ein neuer Impuls einsetzte.

⁵⁾ Fr. W. Schirmacher: Urkundenbuch der Stadt Liegnitz, 1866, S. 37, 56.

⁶⁾ Niederlaus. Magazin, Bd. 82, S. 226 ff.

⁷⁾ Cod. dipl. Sil. Bd. 18.

⁸⁾ H. Luchz: Baurechnungen des ehemal. Dominikanerkonvents zu St. Adalbert in Breslau, in Zeitschr. d. Vereins f. Geschichte und Altertum Schlesiens, Bd. 1, 1858.

⁹⁾ H. Seydel: Beiträge z. Geschichte d. Siegelsteins u. Glaschnitts u. d. Glas-erzeugung im Riesengebirge, in Schlesiens Vorzeit, N. F. Bd. 7, Breslau 1919, S. 260 ff.

Dieser Anstoß, der die zweite große Glaswelle im schlesischen Stammesgebiet veranlaßte, ging äußerlich vom Bergbau aus. Gleich wie in den Sudeten hatten sich auch im Erzgebirge mit fortschreitender Kolonisation Glasmacher niedergelassen, deren Hütten mit besonders umfangreichen Privilegien ausgestattet waren. Als der Bergwerksbetrieb um 1500 im Zenit seines Erfolges stand, rann ein förmliches Erzgießer durch das Erzgebirge; Aufkäufe von Gütern und Wäldern waren an der Tagesordnung. Den Glasmachern wurde der Waldbesitz so eingeeengt und im Preise gesteigert, daß viele unter ihnen sich nach einer neuen Wirkungsstätte umsahen. Die vom Bergbau unberührt gebliebenen weiten Wälder des Elbsandstein-, des Iser- und Riesengebirges mit ihren wenigen Glashütten zogen sie an, und die Herrschaftsbesitzer dieses ungenutzten Waldbereichs gewährten ihnen gern die sächsischen ausgedehnten Hüttenfreiheiten.

Diese bestanden zunächst in einem zu freiem Erbe überlassenen Grundbesitz von zwei bis vier Waldhufen zur Landwirtschaft, freiem Holzschlag und Aschenbrand in den Herrschaftswäldern, verbunden mit dem Weiderecht, Fischfang und niederer Jagd, dann im Brau- und Schank-, Bad- und Schlachtrecht, in der Genehmigung von Brett- und Mahlmühle.

Wir kennen die Hauptträger dieser zweiten Glaswelle im schlesischen Gebiet aus Lehnbriefen und Familienchroniken. Ihr Werk vollzieht sich im vollen Lichte dieser Urkunden und liegt auch durch die erhaltenen Gläser und Scheiben kunsthandwerklich klar vor uns. Der schöpferische Unternehmungsgeist und das hervorragende kunsthandwerkliche Können der obersächsischen Glasmeister im Verein mit schlesischen Glasmachern gewann dem böhmisch-schlesischen Glas den Vorrang. Gewiß erstreckt sich der Sachsenzug auch auf die Hüttengebiete in West- und Südböhmen, jedoch nicht gleich stark, auch kamen dort andere Antriebe hinzu. Irrtümlich wird das verfeinerte Kunstglas dieser Zeit nach den staatlichen Grenzen, in denen es hauptsächlich hergestellt wurde, „böhmisches Glas“ genannt. Entscheidend war jedoch nicht die böhmische Landesgrenze, die für die Hüttenmeister keine Bedeutung hatte, sondern die stammliche Zugehörigkeit. Die Verbindung der schlesischen Glasmacher mit obersächsischen Familien hat sich als außerordentlich fruchtbar erwiesen. Wir begegnen einer plötzlichen Kraftentfaltung in Technik, Kunst und Wirtschaft. Die heute vorhandene Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit der Glasarbeiter in den genannten Gebirgen ist zweifellos eine Nachwirkung jenes Schmelzprozesses, in dem das schlesische Stammeselement sich sprachlich als das stärkere erwiesen hat. „Böhmisches“ Glas bedeutet tatsächlich deutsches Erzeugnis aus den deutschbesiedelten Gebirgswäldern Böhmens.

Wir können die zweite Glaswelle geradezu die Geschlechterkolonisation nennen. (Karte 2.)

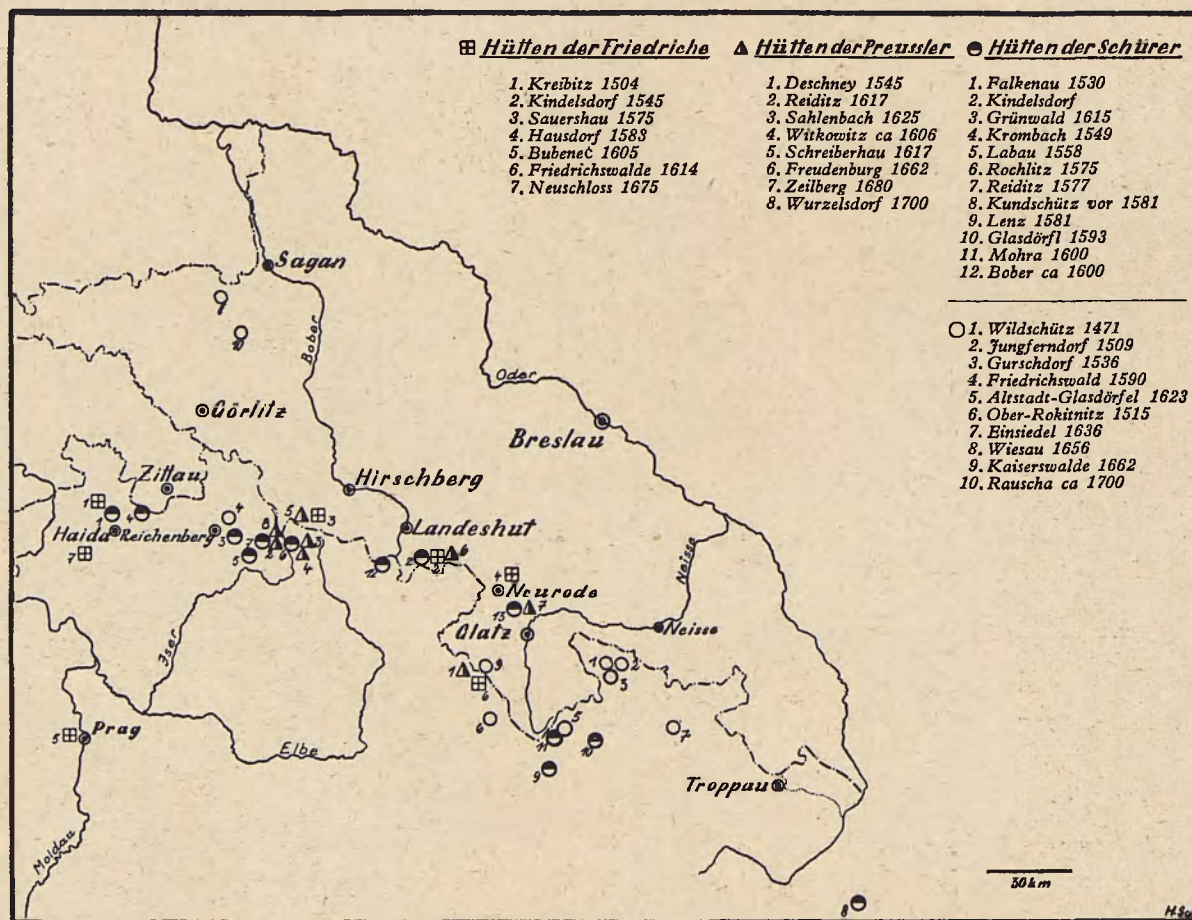
Die schlesischen Friedriche eröffnen die Reihe. Sie besaßen 1504 und wahrscheinlich auch vorher die Hütte Kreibitz, Herrschaft Böhmisches-Kamnik. 1545 gründete Christof Friedrich eine Glashütte im wüsten Rindelsdorf auf dem Grunde des schlesischen Klosters Grüssau und legte eine Hälfte des Dorfes neu an. 1575 baute dessen Sohn Hans auf der Herrschaft Rhnast des Grafen Schaffgotisch in Sauerzhau-Schreiberhau eine neue Hütte, ging 1583 nach Hausdorf im Culengebirge und erwarb schließlich 1614 ein Waldgebiet am Adlergebirge, dessen erste Siedlung

er Friedrichswald benannte. Sie führte zur Belebung des „wüsten“ Kronstadt, zur Anlegung von Kerndorf, Grünborn, Friedrichsgrund. — Martin Friedrich aus Kreibitz war der Leiter der kurfürstlich-brandenburgischen Hütte Grimnitz, er übernahm anschließend die königlich-böhmische Hütte in Prag-Bubeneč. Ein anderer Friedrich wirkte 1675 als Meister jener Hütte Neuschloß, von der uns zum erstenmal das Wunder des klaren Kreidenglases, des „böhmischen Kristalls“, überliefert ist. Von diesen großen Besitzungen konnte nur die Kreibitzer Stammhütte bis 1697 im Familienbesitz gehalten werden.

Der Tatendrang der Friedriche war unruhiger Natur und in die Weite gerichtet, wie wir ähnlichem in unserem Volkstum oft begegnen, und wie er besonders den Glasleuten eigen ist. Das glastechnische Können hat nicht darunter gelitten, es ist durch den Wandertrieb der führenden Geschlechter nur schneller verpflanzt und rascher zum Allgemeingut geworden.

Das ober-sächsische Geschlecht der Schürer übertrifft die schlesischen Friedriche noch an Ausbreitungsdrang. Die Schürer waren von allen Glasgeschlechtern des Erzgebirges am stärksten von dem Gründungszeifer ihrer Zeit gepackt. Sie kauften und verkauften Güter und Hütten, sie unterhielten Verbindungen zum Nürnberger Großhandel. Sie schickten ihre Söhne gleich anderen Großunternehmern an die Universität und brachten sie in angesehene Verwaltungsstellen. Sie sicherten sich Einfluß bei der Landesregierung. Denn die Zeit des mehr familiären Kleinbetriebes der Glashütten war vorüber. Die Glasmeister des 15. und 16. Jahrhunderts waren wohlhabende Hüttenherren, sozial deutlich von ihren Glasgefellern unterschieden, Kulturträger der Renaissance. Die Schürer überragen sie noch an allgemein geachteter Stellung. Ein Zweig der Familie wurde 1592 als „Schürer von Waldheim“ geadelt. Einer dieser geadelten Schürer war Bevollmächtigter Wallensteins für die Hütten des Herzogtums Friedland, für die der alchimiefreundliche Herzog über den wirtschaftlichen Nutzen hinaus eine ganz besondere Vorliebe gehabt zu haben scheint.

Die Stammhütten der Schürer standen im 15. Jahrhundert im Erzgebirge bei Bernesgrün und Anspurg. Als erste Niederlassung im Sudetenraum gründeten die Schürer 1530 die Hütte Falkenau auf der Herrschaft Bürgstein. Sie besaßen etwa zur gleichen Zeit Krombach in der benachbarten Herrschaft Reichstadt. Von Nordostböhmen wandten sie sich nach dem Isergebirge und errichteten 1558 Labau und vor 1577 Reibitz. Sie legten vor 1575 die Hütte Rochlitz im Riesengebirge an. Sie sind in der Boberhütte bei Schaglar vor 1600 nachweisbar und übernahmen von den Friedrichen Kindelsdorf. Sie erwarben 1615 Grünwald bei Gablonz. Schließlich griffen sie nach Mähren hinunter und besaßen vor 1581 Rundschieß, Herrschaft Hochwald, anschließend kauften sie den Hof Lenz bei Mährisch-Rothwasser. Sie gründeten 1593 die Hütte Glasdörfel bei Wülste-Seibersdorf in der Herrschaft Goldenstein. Sie waren gegen 1600 die Erbauer der Hütte Klein Mohra/Glasdörfel bei Altstadt in derselben Herrschaft. Als Glasmacher und wohl auch Alchimisten der böhmischen Könige wurden sie von diesen mit Hüttenprivilegien in den Bürglicher Wäldern in Innerböhmen beliehen. Sie wandten sich in die Tauscher Gegend des nördlichen Böhmerwaldes und gründeten Hütten



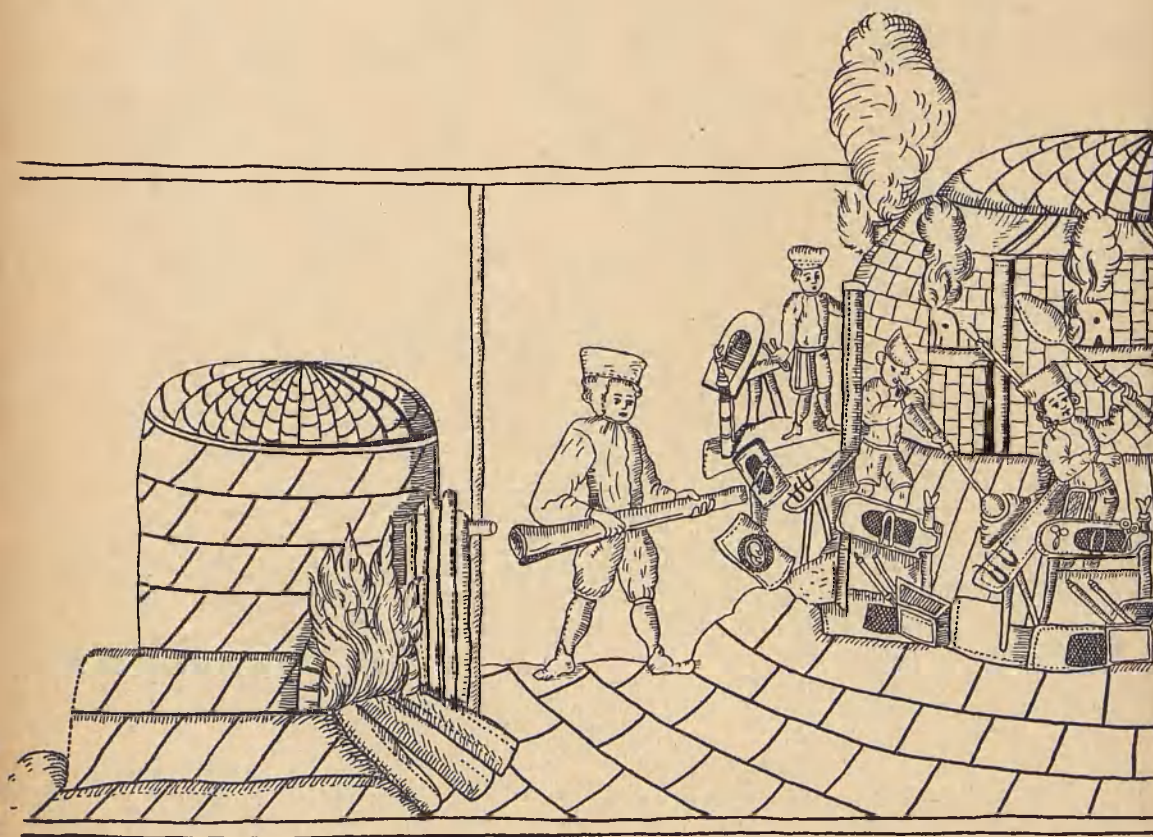
Karte 2 (Die Jahreszahlen bedeuten urkundliche Ersterwähnungen)

bei Muttersdorf, Schwanebrüchel, Waldheim, sowie endlich die Silberhütte auf dem Boden der Oberpfalz. Auch im südlichen Böhmerwald der Künischen Freibauern erwarben sie Besitz. Welch ein ungeheurer Tatendrang spricht aus dieser Aufzählung. Für eine so dynamische Kraft, die nur Genüge in der Neuschöpfung findet, lag freilich im Festhalten und Beharren kein Ziel, und so glitten ihnen die Hütten bis auf wenige Ausnahmen in der zweiten Generation aus den Händen. Nur die Stammhütte Falkenau wurde, ebenso wie Kreibitz durch die Friedriche, zäh in dem instinktstärkeren Gefühl gehalten, daß jedes Glasgeschlecht sich nur im Besitze eines eigenen Hüttengutes leistungsfähig und bahnbrechend behaupten könne. Die Schürer brachten in die verebbende mittelalterliche Glaskolonisation neues Leben. Sie legten den Grundstein zu den heute bestehenden Glasgebieten. Es fragte sich nur, ob es Männer geben würde, die das von ihnen begonnene Werk in pfleglicher Hand vollendeten.

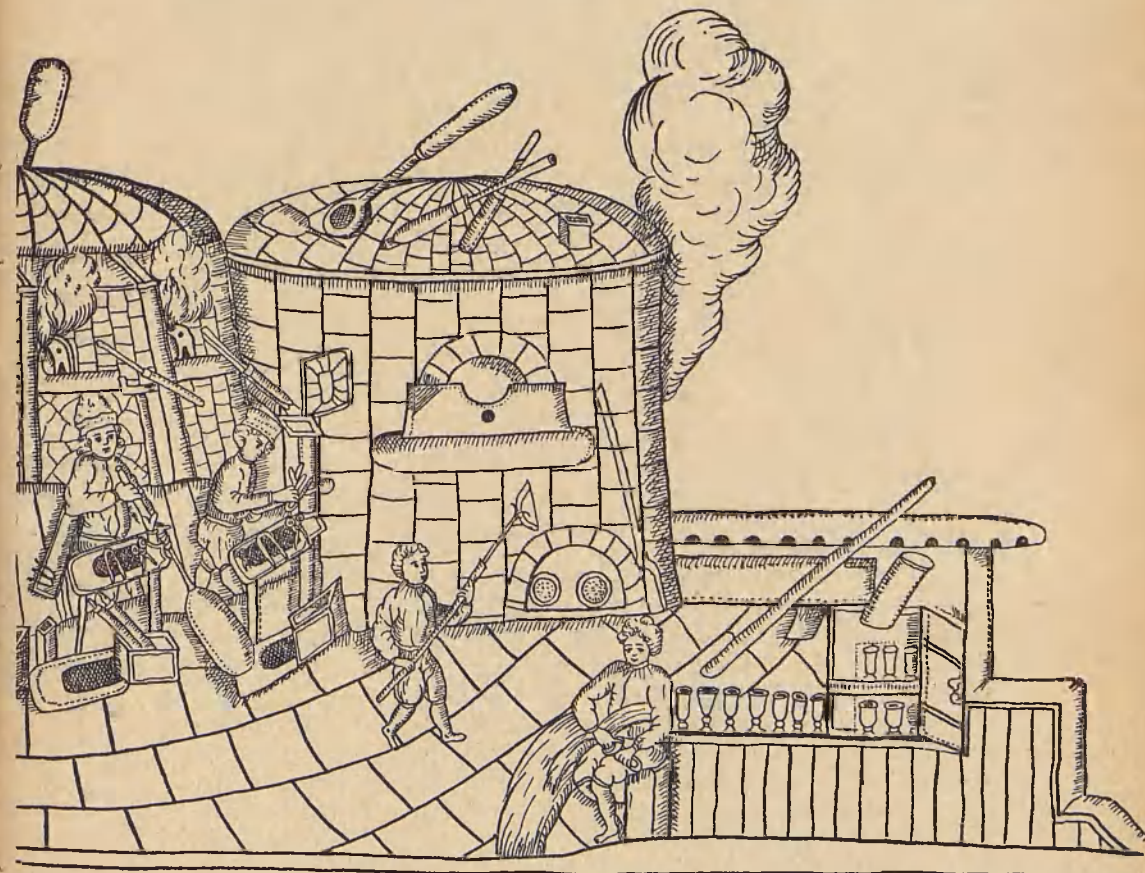
Sie fanden sich in dem ebenfalls ober-sächsischen Geschlecht der Preußler. Auch deren Heimathütten lagen im Erzgebirge und drohten am Bergsegen

zugrunde zu gehen. Auf ihrem Hüttengut Wüste Schlette fanden sich um 1520 reiche Erzlager, die zur Gründung der Bergstadt Marienberg führten. Die Preußler zählten zu den ersten Gewerken und den ersten Bergmeistern der jungen Berggründung, aber entgegengesetzt den Schürern ließen sie ihr Familiengut nicht aus den Händen, nur die Hütte mußte ihr Feuer löschen. Dafür blieb die zweite Familienhütte am Heidelberg bei Seifen vom 15. bis ins 18. Jahrhundert in ihrem Besitz und im Betrieb; viele Gläser der sächsischen Hofellerei entstammen ihr.

Diese eine Hütte genügte jedoch nicht zur Versorgung der starken Kinderzahl des Geschlechtes. Wir finden die Preußler nach 1500 als Glasmacher und Veredler an allen größeren Hütten vom Erzgebirge bis hinunter nach Passau und Mähren, und vor allem in Kreibitz, in Grünwald und Labau, wie in Reibitz, das sie 1617 erwarben. Als ersten großen Besitz in Böhmen besaßen sie zur selben Zeit das neue Hüttengut Witkowitz im Riesengebirge; kurz darauf fiel ihnen durch Heirat auch Rochlitz-Sahlenbach zu. Sie gründeten 1700 die Reibitzer Tochterhütte Wurzels-



Vergrößerung der Darstellung auf dem
Bgl. Abb. in Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift N. F. Bd. 9



Preußlerhumpen vom Jahre 1727
Druckstock des Schlesischen Altertumsvereins

dorf. Schließlich gingen sie 1617 von Wittowiz über die Staatsgrenze nach dem Weißbachtal bei Schreiberhau und wurden dort die Begründer der jetzt noch blühenden Glasindustrie des Zschentales. 1662 errichteten sie eine Hütte in Freudenburg, Waldenburger Bergland; auch die Glashütte am Zeilberg bei Volpersdorf in der Grafschaft Glas gehörte ihnen vorübergehend. Ähnlich wie die Schürer, mit denen sie oft in Gemeinschaft zu finden sind, wandten sie sich vom Iser- in das Adlergebirge. Sie waren eine Zeitlang Meister der Hütte Deschnei und berühmte Glas- und Porzellanmaler bei Friedrichswald im Erlsthal. Sie zählten im 17. Jahrhundert auch zu den angesehensten Hüttenbesitzern im Böhmerwald diesseits und jenseits der Staatsgrenze.

Ihre Wanderung führte sie weit über das schlesische Stammesgebiet hinaus, ließ sie aber nur im Iser- und Riesengebirge auf die Dauer bodenständig werden, ähnlich den Schürern, wofür sicherlich stammliche Grundlagen maßgebend waren. So saßen sie auf Reiditz von 1617—1752, auf Sahlbach von 1625—1744, auf Wittowiz von etwa 1600—1746 bzw. 1806. In Schreiberhau-Karlstal hat der letzte Preußler seinen Ofen gelöscht, als sein Schwiegersohn Pohl in Fortsetzung der Tradition 1841 die Josephinenhütte des Grafen Schaffgotisch gründete. Auch Freudenburg hielten sie von der Gründung 1662 bis zum Erlöschen im Siebenjährigen Krieg.

Die Unternehmungskraft der Preußler wirkte auf dem begrenzten Gebiet des Iser- und Riesengebirges mehr in die Tiefe; im Gegensatz zu den Schürern vertraten hier die Nebenlinien das unruhige Element. Durch die eng nebeneinander liegenden Hüttengüter stand den Preußlern ein ungeheurer Waldkomplex zur Verfügung. Er war nicht durch Zufall, sondern in bewusster Familienpolitik entstanden, wie die engen Beziehungen der verschiedenen Linien untereinander beweisen und der Spruch auf dem berühmten Familienhumpen von 1727 uns sagt:

Die Eintracht vermehret die kleinsten Dinge,
die Zwietracht dagegen macht große geringe,
Wo redlichkeit wohnet, da grünet das Land,
die Treue Vermehret das festeste Band.

Wivat die kunstreiche gesellschaft der Glasmacher.

In der vierten und fünften Generation vermochte die Müdigkeit eines verarbeiteten Geschlechtes den Besitz gegen die steigende politisch-wirtschaftliche Macht des Großgrundbesitzes nicht mehr zu halten, zumal gleichzeitig mit der Exportsteigerung ein neues Grundprinzip sich durchsetzte, daß die Form der alten Hütten zerbrach. Auf die Zeit der großen Waldnahme durch die Glashütten folgte im 18. Jahrhundert eine rückläufige Bewegung. Die großen selbständigen Hüttengüter widersprachen der absolutistischen Lebensordnung, die unter den grundbesitzenden Herrenstand den untertänigen Bauern setzte. Sie mußten entweder zu Herrengütern werden oder verschwinden. Die seit dem Dreißigjährigen Kriege zu geschlossener Wirtschaftsführung drängenden Herrschaften empfanden die Hüttengüter als Fremdkörper, die ihnen einen Hauptteil ihrer Wälder entzogen und verwirtschafteten. Die Hüttensteuer, einst für den Ertrag der Herrschaften wichtig, besaß seit der starken Zunahme der Bevölkerung keine ausschlaggebende Bedeutung mehr. Der Großgrundbesitz empfand

im Geiste der Zeit die Hüttengüter in ihrer Zwischenstellung auch als Beeinträchtigung seiner herrschaftlichen Vorrechte, als Spaltpilz, der zu beseitigen war. Er nutzte daher Zeiten nachlassender Spannkraft und wirtschaftlicher Schwierigkeiten, um sie aufzukaufen. So sind nacheinander die alten großen Hüttengüter Böhmens, sofern sie aus grundherrlichem Besitz herausgewachsen waren, wieder mit diesem vereinigt worden. An ihrer Stelle wurden die Hütten ohne die großen Privilegien an Pächter auf Zeit vergeben. Die Entwicklung des Glasgewerbes zur Exportindustrie und das Vordringen kaufmännischer Anschauungen, der überwiegende Einfluß des Handels, beschleunigten den Vorgang.

Rückschauend dürfen wir sagen, daß die Hüttengüter ihre siedlungshistorische Aufgabe erfüllt hatten. Lag um 1350 die erste Eiserhütte Glasersdorf bei Hochstadt am ungelichteten Bergwald, benachbart dem tschechischen Siedelgebiet, so reichte sich Mitte des 18. Jahrhunderts noch weit oben in den Bergen Dorf an Dorf, die unmittelbar oder mittelbar von der Glasindustrie lebten. Beispielsweise hat die Reibitzer Hütte allein die Gegend zwischen dem Goldbach, der Desse, dem Tiefenbach und der Eiser besiedelt. So weit ein Ausbau der Landschaft überhaupt noch möglich war, konnte er nur noch durch die Macht des Großgrundbesitzes unter Hilfe der Industrie durchgeführt werden. Das Glas übernahm nach 400 bis 450 jähriger Kolonisierung der Bergwälder die Aufgabe, der stark zunehmenden Bevölkerung Brot im Glaslande selbst zu verschaffen.

In der abgelaufenen Periode haben neben den Schürern, Breußlern und Friedrichen noch manche schlesischen und oberösterreichischen Glasmacher führend gewirkt. Grünwald bei Gablonz und Friedrichswalde bei Reichenberg befanden sich lange Zeit in der Hand der Wander aus Rotendorf, Erzgebirge. Die Kaden aus der Plattener Gegend wandten sich nach Mähren. Nur im schlesischen Stammesgebiet treten Jahrhunderte hindurch immer wieder die Reichel hervor. Neben diesen Meistergeschlechtern sind nicht weniger die Glasmacher John, Hanisch oder Hainisch oder Heinsch, die Springer, Mainwald, Müller, Liebig, Unger u. a. als besonders tüchtig zu nennen.

Den Zug der oberösterreichischen Glasmacher von Nord nach Süd kreuzte zeitweilig eine Ostwestrichtung aus den Hütten des bayerischen Stammes nach Nordmähren und Glatz. So kamen die Peterhansel aus dem Passauischen als Nachfolger der Schürer um 1623 nach Altstadt-Mähren, übernahmen im Dreißigjährigen Krieg die Hütte Friedrichswalde a. Erlitz und erweiterten sie 1662 durch Zukauf kaiserlichen Waldes in der Grafschaft. Kaiserswalde ist demnach unter den heutigen reichsschlesischen Hütten die älteste.

Woher die ersten Glasmacher der Herrschaft Rokitzsch am Adlergebirge stammen, wissen wir nicht, ihre Namen weisen auf schlesische Herkunft. Die Hütte Oberrokitzsch, seit 1515 urkundlich nachgewiesen, veranlaßte durch wiederholte Verlegungen die Gründung von Oberrokitzsch, Herrnsfeld, Liebental, Wenzelschau, Schwarzwasser. Welche der nördlicher liegenden Orte der Herrschaften Reichenau und Solnitze ihr Dasein einer Glashütte verdanken, konnte noch nicht ermittelt werden. Zuverlässig ist es für Kunzendorf, Ratscher, Hüttendorf, Deschney und Umgegend bezeugt.

Wenn sich auch das Adlergebirge in den großen Schwung der sudetischen Hüttenentwicklung einfügte, ist ein eigengesetzlicher Landschaftszug

unverkennbar. Es treten unter den Glasmachern Namen auf, die sonst im schlesischen Gebiet nicht vorkommen. Das bairische Element ist stärker vertreten, das oberjächsische wurde dagegen hier und im Gesenke nicht recht wurzelfest. Vielleicht ist es darauf zurückzuführen, daß der kaufmännische Zug der Bevölkerung sich in geringerem Maße entwickelte, wodurch die Hütten in stärkere Abhängigkeit vom Handel gerieten und schließlich stagnierten und eingingen. Wie einst im Erzgebirge nach dem Bergbau, zog im Adlergebirge nach der Glasindustrie die Not als Dauerzustand ein. Es ist bisher nicht gelungen, in den auf Zusaßerwerb angewiesenen früheren Glasfiedlungen ein bodenständiges und auskömmliches Erzabgewerbe einzuführen.

Noch stärker machte sich die eigene Not im Breslauer Bistumsland bemerkbar. Die auch dort um 1500 auflebende Glasindustrie schließt deutlich an die vorhergehende Welle an, das Bindeglied bilden Wildschütz im Gesenke und die Glaser Hütten. Wir finden als Glasmeister die Reichel wieder, die bereits 1412 in Rislingswalde bei Glatz belegt sind. Es entstanden auf Bischofsland: 1509 Jungferndorf, 1536 Gurschdorf und 1636 Rogendorf bei Einsiedel. Die Meister dieser Hütten sind nachweislich Meißner Bürger. Meisse war auch der händlerische Mittelpunkt dieser auf die Bedürfnisse des bischöflichen Hofes besonders eingestellten Hütten.

Im Niederland und räumlich weit ab von den Gebirgshütten, doch im Gleichschritt mit diesen entwickelten sich die beiden Glashütten Wiesau im Herzogtum Sagan und Kaufcha im Görlitzer Stadtwald, die erstere etwa 1656 gegründet und eine der hervorragenden reichsschlesischen Kunstglashütten, die andere etwa um 1700 entstanden.

Die Kraft der Glasmacher dieser zweiten Epoche erschöpfte sich nicht in der fiedlerischen Großleistung, sie äußerte sich nicht minder im Glas selbst. Die Hüttenerzeugnisse hatten seit dem Mittelalter eine starke Ausweitung erfahren. Neben der Scheibe gab es im Hohlglas alle Arten von Bier- und Weingläsern, Flaschen, Schüsseln, Schalen, Tassen und Töpfen, Leuchtern und Kronleuchtern, sowie Medizinglas und die Pater-nosterperle. Die Veredelung des Hohlglases durch Malerei löste sich von der Hütte, wie einst die der Scheibe und der Spiegel. Auf einigen Herrschaften nahmen die Verarbeiter so zu, daß Kunststatuten gegeben wurden, deren erstes von 1688 datiert. Das „böhmische“ Glas begann Venedig vom Markte zu verdrängen. Wir hören im 16. Jahrhundert überall in deutschen Hütten von „weißem“, d. h. durchsichtig klarem Glase. Die Formung wurde gefälliger, bis sie im Barock in allerlei Scherzfiguren eine fast spielerisch leichte Bewältigung der Materie verrät. Der deutsche Glasbläser war zum Künstler herangereift. Typisch venetianische Arbeiten wie Fadenglas sind für Schlesien zu 1562 durch Matthesius bezeugt. Unablässige Schmelzproben, wohl auch alchimistische Versuche, haben schließlich das Kreidenglas, den „böhmischen“ Kristall, entstehen lassen. Seine Geschmeidigkeit und Reinheit war Vorbedingung für den Wechsel von der Malerei zum Glasschnitt, der das Glas aus der erstarrten, nicht der Materie selbst entspringenden Verzierung befreite und ihm damit erst die Entfaltung als Kleinkunst ermöglichte. Der experimentierende Glasmeister, der geschickte Glasbläser, der formenfühlende Glasschneider haben an dieser Umwälzung den gleichen Anteil. Wir wissen, daß der Edelsteinschneider Kaspar Lehmann in Dresden und Prag kurz nach 1600 erst-

malig den Schnitt vom Bergkristall auf das Glas übertrug. Soweit bisher erforscht, verwendete er zu seinen Meisterwerken dicke Glasetafeln venetianischer Herkunft¹⁰⁾. In den Wirren des Dreißigjährigen Krieges ist die neue Kunstfertigkeit an den Hütten im schlesischen Stammesgebiet so ausgereift, daß kaum 20 Jahre nach Friedensschluß die Wanderung vieler Glaschneider des nordböhmischen Raumes begann. Die Glastrage auf dem Rücken, das Schneidrädchen im Beutel, zogen sie mit und ohne Konsens der Grundherrschaft „ins Glasland“, arme Hausierer, ja Rechtsbrecher der Schollengebundenheit und doch Wegbereiter einer großen Zukunft. Fast möchte man annehmen, daß der Wagemut der Vorfahren in ihnen lebendig wurde. Der Großgrundbesitz erkannte sehr rasch die Bewegung an und suchte sie zu unterstützen. Oft sind nach Kriegs- und Hungerzeiten Menschen hausierend aus der Heimat gezogen, um ihr Glück zu versuchen. Dann aber fehlte ihnen die Schöpferkraft, um aus dem Gebot der Not neues Leben zu schaffen. Diese Fähigkeit war den Glaschneidern in hohem Maße zu eigen. Aus dem Händler wurde der wägende Kaufherr, der seine Planwagen bis zur See fahren ließ und Anschluß an den Überseehandel fand. Es bildeten sich Gesellschaften, deren Faktoreien in Spanien und Portugal, in Mexiko und Nordamerika, im Baltikum und Rußland unter strengen moralischen und kaufmännischen Grundsätzen aufblühten. Unter der einsichtsvollen Unterstützung des Grafen Josef Kinsky baute sich in der Heimat als Zentrum dieses Welthandels seit 1756 die neue Stadt Haida auf. Hier sammelte sich der Glashandel für Böhmen und Schlesien und Mähren, nur der Böhmerwald ging eigene Wege. Bald reichte die Produktion der vorhandenen Hütten nicht aus, um der Nachfrage zu genügen. Glashändler sicherten die Entstehung neuer Hütten im Hergewirge und in den südböhmischen Wäldern.

Diese kaufmännischen Großunternehmungen empfanden die bäuerlichen und handwerklichen Nebenbetriebe der alten Hütten als Belastung. Sie brauchten sie weder zur Sicherung der Nahrungsmittel noch als Einnahmequelle. Für sie war eine gründliche kaufmännische Schulung im Ausland, die Kenntnis fremder Sprachen, Gewohnheiten und Geschmackrichtungen, die Beherrschung der Verkehrs- und Zollverhältnisse weit wichtiger als selbstgebrannte Pottasche und eigenes Brennholz. So vollzog sich etwa seit der Mitte des 18. Jahrhunderts eine Umwälzung in der Struktur der Glasindustrie. Waren bis dahin die Daseinsgrundlagen jeder Hütte dreifache: die Glashütte selbst mit den großen Waldbrechten, die Landwirtschaft und die gewerblichen Nebenbetriebe, so entfallen von nun an alle nicht unmittelbar zur Glasbereitung gehörenden Rechte und Gewerbe. Es entstand der Typ der reinen Glasfabrik als industrielles Unternehmen, vom Boden gleich anderen Manufakturen ebenso wie von der Veredlung und dem Handel gelöst. Einzig das Brau- und Schankrecht wird als unentbehrlich noch einige Jahrzehnte beibehalten.

Der Bestand der Hütte ruht jetzt auf dem Pachtkontrakt. Mit ihm verkaufte die Grundherrschaft ein kleineres Grundstück zur Errichtung der

¹⁰⁾ W. Holzhausen: Dresden-Prager Glas- und Steinschnitt um 1600. Im Neuen Archiv für Sächs. Geschichte und Altertumskunde, Dresden 1933, S. 86—118.

Gebäude, oder sie verpachtete die von ihr selbst erbaute Hüttenfiedlung. Sie sicherte dem Meister den Bezug einer Klastierzahl Holz zu festen Preisen für bestimmte Zeit zu. Das Fällen der Bäume nach Anweisung der Förster, das ofengerechte Zerkleinern und die Zufuhr blieb Sache des Hüttenherrn. Für den Bezug der Pottasche war der Meister auf den Handel angewiesen. Glasmeister wie Gesellen blieben freie Leute wie bis dahin. Durch die periodische Erneuerung der Verträge und den Holzbezug lag die Entscheidung über den Fortbestand der Hütte häufig in der Hand des Grundherrn.

Mit dieser rechtlichen Neuordnung ist eine Verschiebung des Standortes der Glasfabriken verbunden. Dem beendeten Kulturausbau der Landschaft Rechnung tragend, werden sie von der äußeren Kette der Berge hinter die neuen Dörfer in höhere, unbewohntere Gebirgsmitten zurückgenommen.

In der gleichen Zeit bildete sich der Handel in der geschilderten Form zu einem selbständigen Stand aus und wuchs zum überragenden Machtfaktor heran. Nicht mehr die Hütte, sondern der Handel bildete den Mittelpunkt der Industrie. Er bestimmte durch seine Bestellungen die Erzeugnisse der Hütte und als Verleger auch die Art und Geschmacksrichtung der Veredlung, die in den Händen vieler kleinen, nach außen selbständigen Glaschleifer, -schneider, Vergolder und Maler lag. Die edlen Gläser der Kokofo- und Wiedermeierzeit sind ein Beweis dafür, wie vollendet der Glashändler damals seine Aufgabe erfüllte. Die Pinke, Kantenstrauch, Giese, Kittel, Preußler, Palme u. a. waren Kulturträger daheim und draußen, von denen eine Wirkung bis in die bescheidene Hütte der Kettenfädler und der Einbinderinnen ausstrahlte.

Die alten Meisterfamilien haben den Zusammenbruch jahrhundertalter Tradition nicht überlebt; sie waren diesem Umbruch und dem Andrängen der Grundherrschaften nicht gewachsen und schieden aus der Führung der Glasindustrie aus. Unverbraucher Unternehmungsgeist aus der Mitte der Händler und Veredler trat an ihre Stelle, so daß der Handel nun auch die Urproduktion an sich zu ziehen versuchte. Die sehr verschiedenen Kenntnisse, ja Charakterveranlagungen, die die glastechnische Erzeugung gegenüber dem Welthandel fordert, führten langsam zu einem Ausgleich der Kräfte. Es hielten sich nur jene Familien im Besitze der Hütten, die über ein genügendes Ausmaß beständigen Forschungstriebes und Zuverlässigkeit verfügten. Auf der böhmischen Seite der Sudeten waren es zwei Geschlechter, die die Führung übernahmen: die Kittel für das Gebiet Haida-Steinschönan, die Riedel im Isergebirge. Beide Familien kamen aus Glasveredlung und -handel der Haidaer Gegend.

Die Kittel versuchten sich erstmalig als Hüttenmeister in der Röllhütte (1724—1738). Ein händlerischer Zug aus ihrer Vergangenheit brach bei ihnen immer erneut durch und stellte mehr als einmal ihre Unternehmungen in Frage; so waren sie beispielsweise in den ersten großen Konkurs der Gegend verwickelt. Nach Übernahme der alten Hütten Falkenau und Kreibitz sicherten sie, dem raschen Aufschwung des Glashandels Rechnung tragend, die nötige Rohglasherstellung durch Anlegung neuer Hütten in Südböhmen, im Isergebirge und bei Straßdorf am Bösig (1774—1812). Sie kämpften in den napoleonischen Zeiten 20 Jahre, wie alle Hüttenbesitzer Böhmens, verzweifelt gegen das Glassterben.

Doch ohne genügend sichere Kapitalanlage und bei schwachem biologischen Erbgut erlosch Straßdorf und gingen die Neuhütten von Falkenau und Kreibitz mehrere Male durch die weibliche Linie in andere Hände über, bis in der Mitte des 19. Jahrhunderts nur noch der alte Name in den Firmen übrigblieb.

Die Riedel, mit den Kittel verwandt, waren mit diesen um 1750 in das Isergebirge gekommen und Nachfolger der Kittel im alten Antonienwald (1755), in Friedrichswald (1769) und Neutwiese (1769). Von vornherein vorsichtig und nur mit eigenem Kapital aufbauend, gründeten sie 1776 Christiansthal und 1828 Wilhelmshöhe. Erfahren in der Erzeugung des Schmudglases, haben sie maßgeblich dazu beigetragen, daß das Isergebirge sich darin ein Weltmonopol sicherte. Nach Aufspaltung in mehrere Äste hat sich der Hauptbetrieb Josef Riedel von 1858 an in Bolaun-Stefanstuh-Magdorf, die Zweige Leopold Riedel-Christiansthal in Gablonz-Reinowitz und Karl Riedel in Antonienwald konzentriert. Bis auf den im Mannesstamm erloschenen letztgenannten Zweig ist das Geschlecht seit nunmehr acht Generationen im Besitze der Hütten und beherrscht die Glasproduktion des Gablonzer Gebietes.

Das Adlergebirge wurde nicht in gleichem Maße zum Glasland. Es war sichtlich weniger unternehmend und sank ab. In Nordmähren, hauptsächlich in der Herrschaft Goldestein, hat sich die Glasindustrie, unter dem Schutze der Fürsten Liechtenstein, bis 1834, also 400 Jahre, leistungsfähig gehalten.

Preußisch-Schlesien hat an der neuen Ordnung nur geringen Anteil genommen. Die Schlesischen Kriege zerschnitten die alte Gemeinsamkeit; der starke familiäre Zusammenhalt der Glasleute begann sich zu lösen, wenn auch der Mangel an eigenen Hüttenerzeugnissen das verbotene böhmische Glas noch lange insgeheim ins Land zog.

In Böhmen dehnte sich die Arbeitsteilung am Ende auf die beiden typischen Glasländer selbst aus. Haida-Steinschönau blieb das Hauptgebiet der sudetischen Hohlglaserzeugung und des Glas Handels. Das Isergebirge schuf sich am Ende des 18. Jahrhunderts in der Schmudglasindustrie sein eigenes Arbeitsgesicht und ein Weltmonopol. Der aufsteigende Handelsmittelpunkt Gablonz zog Handelsleute aller Länder der Erde an und stieg in einer amerikanisch zu nennenden Entwicklung zur viertgrößten Stadt Sudetendeutschlands auf. Sein äußeres Bild ist der Ausdruck dieses überraschen, aber kraftvollen Wachstums. Haida mit Steinschönau behielten dem gegenüber durch familiäre und landschaftliche Tradition stärker das Aussehen der schlichten, gebiegenen Stadt des Spätbarocks. In beiden Gebieten traten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts neue Handelshäuser und Hüttenwerke an die Seite der alten, als sich die Industrie durch Verwendung der Kohle an Stelle des Holzes vom Walde völlig trennte. Den Standort bestimmen jetzt nur noch die vielen Tausend geschulter Hände der alten Glasverarbeiter.

Die Glasindustrie Preuß.-Schlesiens ist seit der preußischen Zeit einen eigenen Weg gegangen. Aus jahrhundertelanger Kunsthandwerklicher und familiärer Bindung genommen, abgeschnürt von den Erfahrungen der großen Handelshäuser, trat in der ersten Zeit nach den Schlesischen Kriegen eine merckliche Müdigkeit ein. Dem konnte auch Warmbrunn als selbständiger Handelsplatz nicht abhelfen. Der große König hat in dem

Bestreben, Schlesien dem preußischen Staate als Provinz einzugliedern, auch in der Glasindustrie kein Mittel ungenützt gelassen, alte Fäden zu zerschneiden und neue zu knüpfen. 1742 erging das erste Einfuhrverbot gegen böhmisches Glas, das auch durch die neue Akziseordnung getroffen wurde, aber trotzdem ins Land kam. 1754 wurde der Zoll auch auf Glas gesteigert. Die böhmische Krone hatte 1752 das Auswanderungsverbot für Glasarbeiter verschärft und erneuerte es 1764. Seit 1763 gehörte die unaufhörliche aufbauende Sorge des Königs der schlesischen Glasindustrie. Er unterrichtete sich durch Rundfrage über die Zahl und das Alter, die Größe und die Erzeugnisse der vorhandenen Hütten. Die Minister für Schlesien folgten der gewiesenen Richtung, und der namentlich in Oberschlesien zur Hilfe aufgerufene Großgrundbesitz stellte sich nach anfänglichem Zögern zur Verfügung. Friedrich der Große wünschte, daß die schlesischen Hütten außer dem erforderlichen Wirtschaftsglas auch

„bessere, feinere Sorten von weißem Glas an Tafelglas, Trinkgeschirr, Kronleuchter, für den in- und ausländischen Debet denen böhmischen Sorten gleich¹¹⁾“

verfertigen und zu diesem Zweck

„böhmische Glasmacher, welche dergleichen feine, weiße Glaswaren zu verfertigen Wissenschaft haben¹¹⁾“

ins Land ziehen sollten. Die Rundfrage ergab ein klares Bild des damaligen Standes der reichschlesischen Glasindustrie: außer den uns bekannten alten Kunstglashütten von Schreiberhau, Kaiserswalbe, Wiesau und Rauscha hatte es in Oberschlesien in der Vergangenheit etwa 8 bis 10 Hütten gegeben, von denen noch drei arbeiteten. Seit 1740 hatten die Grundherrschaften aus eigener Initiative zur Waldnutzung, und um dem Mangel an Glaswaren zu begegnen, sechs neue Hütten errichtet. Als 1763 die königliche Aufforderung an den obererschlesischen Adel erging, „in denen Orten vornehmlich in Oberschlesien, wo das Holz Gewächse in Überfluß ist und wenig Anwohner nicht sonderlich genützt werden kann, mehrere Glashütten“ anzulegen, waren im preußischen Schlesien 13 Hütten in Betrieb, von denen nur Schreiberhau, Wiesau und die Kaiserswalder Nebenhütte Schreckendorf für Kunstglas als leistungsfähig zu bezeichnen sind; die übrigen fertigten hauptsächlich grünes Wirtschaftsglas. Von 1764—1771 entstanden vier neue Hütten, in denen böhmische und mährische Glasmacher arbeiteten. Von ihnen hat sich besonders das nach dem großen König genannte Friedrichsgrund in der Grafschaft Glatz unter der Familie Rohrbach von Kaiserswalbe, das noch heute im Betrieb ist, und Wessola, Kr. Pleß, nach den Erwartungen des Königs entwickelt. Die Zahl der Hütten schwankt seitdem ständig; 1770 belief sie sich auf 15, bis 1790 stieg sie durch Neuanlagen im Kreise Rosenberg auf 21 und sank in den Napoleonischen Kriegen auf 16 zurück. Das Ziel des Königs war zu einem Teil erreicht, Schlesien kam in die Lage, seinen Bedarf an Wirtschaftsglas selbst zu decken und darüber hinaus die östlichen Nachbarländer zu beliefern. Der Hauptwunsch des Königs, die Verpflanzung des böhmischen Kunstglases, war doch nur in sehr bescheidenem Umfange

¹¹⁾ Staatsarchiv Breslau: Rep. 14 VIII 375.



Abb. 1. Innenansicht der Glashütte in Friedrichsgrund (Glas)
 Kolorierte Radierung von A. Grund (Ende des 18. Jahrh.) im Breslauer Schloßmuseum

Zu Plante: Schlesiſches Glas



Abb. 2. Preußlerhumpen vom Jahre 1680
aus der Hütte am Zeilberg bei Wolpersdorf (Maz)
im Kunstgewerbemuseum zu Prag

Von der Direktion des Prager Museums zur Verfügung gestellt



Abb. 3. Breslauer Zigel, die Trinkglasform im Schweidnitzer Keller, mit fein geschnittenem Laub- und Wandelwerk zwischen zwei Hochschnittpokalen des späten 17. Jahrhunderts, der rechte aus der Glashütte Schreiberhau mit dem Wappen der Reichsgrafen Schaffgotsch. Im Schles. Museum für Kunstgewerbe und Altertümer in Breslau Druckstock des Schles. Museums für Kunstgewerbe und Altertümer



Abb. 4. Schnittgläser von Wenzel Benna in Oberschreiberhau



Abb. 5. Glasteller in Bleikristall blau überfangen mit Schälsschliff am Rande aus der Hütte Pangraz in Kaiserswalde
Entwurf und Ausführung von Konrad Tag



Abb. 6. Gablonzer Glas

geglückt. Glas ist ein zerbrechliches Ding. Seine Herstellung war bis in die neueste Zeit ein durch Erfahrung gewonnenes und sorgsam gehütetes Geheimnis. Seine Veredlung verlangte besonders im Koko die durch Generationen geschulte Hand. Ein Stück Alchimie, ein Rest irrationalen Gefühls schwang bei allen Glasleuten mit und setzte sich rein vernunftrechtlichen Überlegungen gegenüber zur Wehr. Die ausgetobenen Prämien allein lockten die deutschen Glasmacher aus Böhmen nicht nach Schlesien, die Bodenständigkeit der Glasindustrie wog bei ihnen stark mit. So blieb das Kunstglas hauptsächlich dem in Böhmen wohnenden Teil des schlesischen Stammes vorbehalten. In Preussisch-Schlesien hielt es sich nur in seinen alten Zentren, Schreiberhau/Warmbrunn im Riesengebirge und dem Glazer Bergland, lebens- und leistungsfähig.

Nach den Freiheitskriegen nahm die gräfl. Harrach'sche Grenzhütte an der Pser in Neuwelt (Böhmen) durch die schöpferische Initiative von Johann Pohl einen starken Aufschwung. Als Glasmacher wie Veredler gleich tüchtig, wirkte er durch eine Zeichenschule fördernd auf die gesamte Industrie ein. Aus seiner Lehre ging auch der Gründer der gräfl. Schaffgotsch'schen Josephinenhütte in Schreiberhau, Franz Pohl, hervor, unter dem mit staatlicher Förderung das schlesische Glas seit den 1840er Jahren einen besonderen Aufschwung erlebte. In Anknüpfung an das Lebenswerk seines Onkels in Neuwelt und in enger Zusammenarbeit mit den Nideln glückte es ihm, die verlorengegangene Kunsttechnik Venedigs im Faden- und Netzglas, Millesiori und Aventurin wiederzufinden, nachdem kurz zuvor der Glasünstler Friedrich Eggermann in Haida die Rubinäze und den Lithialit als Nachahmung von Halbedelstein erfunden hatte.

Im Glazer Bergland blieb Friedrichsgrund bis heute in der Hand der Rohrbachs, und Kaiserswalde ging um 1850 an die aus Bayern stammende Familie Pangraz über, die an der gleichen Hütte bereits hundert Jahre vorher als Glasmacher nachweisbar ist. Beide Grenzhütten zogen in der friderizianischen Zeit tüchtige deutsche Glasmacher und Veredler aus Böhmen an sich und wahren seitdem technisch und künstlerisch ihren guten, alten Ruf.

Das Glas in Preussisch-Schlesien hat seit den friderizianischen Maßnahmen eine bestimmte Richtung behalten. Es ist am Kunstglas verhältnismäßig wenig und nur in Traditionsgegenden, am Schmutzglas gar nicht beteiligt. Dafür besitzt die Provinz Schlesien große und führende Werke der Spiegel-, Tafel- und Preßglaserzeugung für Wirtschaft und Technik. Es ist in der Hauptsache eine maschinelle Industrie der Nützlichkeit geworden.

Von den kleinen Familienhütten bis zur heutigen Glasfabrikation am laufenden Bande führt der Weg durch 650 Jahre. In den großen Stil-epochen dieser Zeit war das Glas des Sudetenraumes kunsthandwerklich und technisch bahnbrechend und führend in Europa. Diese überragende Stellung konnte nur in zäher Ausdauer und Entsagung mit ungeheurem Leistungswillen und Gemeinschaftsgeist errungen und durch Jahrhunderte behauptet werden. In der neuen Zeit gründet sich auch die Glasindustrie auf Chemie und Technik und läßt sich in Formeln und Zahlen fassen. Das Maschinenglas nimmt in unserem Leben den breitesten Raum ein. Trotzdem hat sich neben ihm das Kunstglas als Schmuck des Lebens behauptet und ernährt noch immer viele tausend Hände im Grenzland. Es wird

die frühere allgemeine Beliebtheit zurückgewinnen, wenn sich die leider im 19. Jahrhundert gelockerte Zusammenarbeit zwischen Hütte und Veredlung wieder knüpft und ein Erzeugnis einheitlichen Stilwillens entstehen läßt. Verschiedene Ansätze scheinen darauf zu deuten, daß eine solche zukunftsversprechende Entwicklung sich anbahnt.

Anhang: Ein Hüttenbrief aus dem Jahre 1770.

Rund und zu Wißen sey hiermit jedermänniglich, daß am unten gesetzten dato zwischen dem hiesigen Königlichen Rentamt der Graffschaft Glaz an Einem und denen Gebrüder Rohrbach Nahmentlich Ignaz Rohrbach, Franz Ferdinand Rohrbach, Johann Christof Rohrbach, Welche gegenwärtig zu Kahrsvalde wohnhaft sind in die dazige Gräfl. Wallische Glashütte in Pacht haben, am andern Theile wegen Erbauung einer neuen Glas Hütte in Königl. Reichenauer Forsten auf Ordre einer Königlichen Hochpreißl. Kriegs- und Domainen Cammer vom 9. August und 28. November nachfolgender Contract verabrebet und geschlossen worden.

1. machen sich gemeldte Gebrüder Rohrbach Nahmentlich Ignaz Rohrbach, Franz Ferdinand Rohrbach, Johann Christof Rohrbach, davon die erstern zwen gelernte Glasmacher sind, anheischig in denen königlichen Revierforsten auf dem Platze, welchen sie sich darzu am Rothen-Wasser ausgesehen und der ihnen auf einer Verlänge angewiesen ist, eine neue Glashütte anzulegen und dieses Werk als ihr erbliches Eigenthum zu entreprenieren und verbinden sich, allda die Glashütte und andere nöthige Gebäude zu erbauen, darinnen seines weißes böhmisches Glas zu verfertigen und Zu Erhaltung dieses Zweds so wohl verständige Glasmeisters aus Böhmen als auch aus dem Reiche, ingeleichen die benöthigten Schleifer und vergulder in ihre Fabrique zu engagiren und das Werk des viel als möglich zu treiben.

2. Die Erbauung der Glashütte sowohl nebst Wohnung für sich auch zwei andere benötigte Hüttengebäude ingeleichen die Wohngebäude für die Glasmacher versprechen bemeldte Gebrüder Rohrbach Successivement, so wie es die Umstände erfordern werden, und peu à peu mehrere Leuthe angehest werden müssen, alle auf ihre eigenen Kosten und ohne einige Behhülse zu erbauen, auch das zur Ausführung dieser Gebäude erforderliche Bauholz sowohl gegenwärtig als künftigt jeberzeit nach der Forttaze zu bezahlen dergestalt, daß sie dazu weiter nichts als den Platz in vorgemelter Gegend verlangen nebst ohngefähr 40 Walbschnuren zum Acler und Wiesewachs, wenn nemlich das Terrain dortiger Gegend dergestalt beschaffen ist, daß sie so viel brauchbares Land bekommen können.

3. Gleichwie nun denen Gebrüder Rohrbach solcher Platz nebst denen gebetenen 40 Walbschnuren accordiret worden, so machen sie sich anheischig, von der gräfl. Wallischen Unterthänigkeit sich loß zu machen und unter den Schutz und die Jurisdiction des Königlichen Rentamtes zu geben, wo sie zwar von der Leibeignen Unterthänigkeit des Amts für ihre Person, Frau und Kinder gänzlich eximirt sind, dagegen aber Jährlich 2 Rthlr. Schutzgeld in zwey Terminen, nemlich in November und Mai jedesmahl mit 1 Rthlr. zu dem Königlichen Aerario erlegen. Diejenigen Colonisten, welche sich außer ihnen bey der Glashütte Possessioniren werden, bleiben ebenfalls von der Unterthänigkeit, auch allen Roboten und Diensten, sie mögen Nahmen haben wie sie wollen, gänzlich befrehet. Dagegen aber von diesen Jährlich von jeder Stelle 18 g. gh. Schutzgeld ebenfalls in zwey vorgemeldten Terminen jedesmahl mit 33 krh. 4½ S oder Neun g. gh. bezahlt wird. Welches im November 1771 nach deren schon vorhandenen würdlichen Possessionen seinen Anfang nimmt. Von denen fremden Arbeitern und Gesellen aber und allen denenjenigen, so nicht würdlich possessioniret sind, wird weiter nichts bezahlt.

4. versprechen die Gebrüder Rohrbach, daß wann sich die accordirten 40 Walbschnüre zu Aclern und Wiesewachs an brauchbaren Landen in der Gegend finden sollten, sie das auf dem Platze stehende Holz nach denen hierinnen regulirten Preise bezahlen und selbe auf ihre eigene Kosten Rohden und Urbar machen lassen und nach Umlauf von 6 frey Jahren, welche ihnen verstatet worden, davon jährlich von jeder Walbschnur 8 g. gh. und also zusammen dreyzehn Reichsthaler 8 g. g. ins

Königliche Rentamt an Erbzins entrichten wollen, welches also pro 1776/77 seinen Anfang nimmt. Desgleichen von der Glashütte selbst 20 Fr. Jährlich pro Canone in zwey Terminen nehml. in November und Mai zu bezahlen und damit im November 1771 den Anfang zu machen. Dahin gegen Ihnen der zu der Glashütte benötigte Sand aus denen königlichen Kesselgrunder Forsten gleich der Glashütte zu Kahferswalde ohnengeltlich accordirt wird.

5. wird vorgemeldten Entrepreneurs die Wehde auf 40 Stück Vieh in denen königlichen Forsten der Gegend an Convenablen Flecken verstatet werden, dafür sie das gewöhnliche Fütterungsgeld nehml. für jede Kuh 4 gh. und für jedes Stück Geltevieh 2 g. gh. sogleich als das Vieh in die Fütterung gebracht wird zur königlichen Forst Cassé bezahlen.

6. Für das zum Betrieb ihrer Arbeit erforderliche Brenn Holz, welches Sie Klafter weise entweder 2 Ellen oder 10 Viertel auf ihre eigenen Kosten einschlagen lassen wollen stipuliren selbige pro Klafter 2 Ellen langes Holz 3 Ellen hoch und 3 Ellen breit gesetzt wie es im Forst gewöhnlich ist, 6 g. gh. und für das 10 Viertel 7 g. g. 6 und incl. Raumgeld, zu der königlichen Forst Cassé zu bezahlen, welcher Preis ihnen auch in Ansehung des Klafterholzes, welches sie zum Betrieb ihrer Arbeit gebrauchen werden, zu keiner Zeit gesteigert werden soll. Entrepreneurs glauben zwar, daß sie Jährlich 800 bis 1500 Klafters Consumiren möchten, da sie indessen nicht wissen können, wie der Debit des Glases ausfallen wird und ob viel oder wenig werden consumirt werden, so wollen sie sich zwar zu keinem fixierten Dvanto verstehen, doch so viel als sie nöthig haben, aus den königlich Reichenauer oder Dernidauer Forsten nehmen.

7. Die zur Betreuung ihres Werds benötigte Asche wollen sie von Lagerholzen und Abraum in denen königlichen Forsten auf eigene Kosten Brennen lassen und pro Glaser Scheffel ordinaire Waldasche 4 s. g., vor die sogenannte Zunderasche aber Fünf s. g. bezahlen.

8. Da dieses Etablissement auf denen Gebürgen hinter Reichenau und Dernidau angelegt wird, wohin den größten Theil des Jahres vornehmlich bei Wintersonaten sehr schwer zu kommen ist, also die Zufuhr ihrer Lebensmittel sehr beschwerlich sey, Theils völlig ermangeln wird, so wird ihnen hiermit die Versicherung gegeben, daß sie eine besondere Concession zum selbst Baden, Schlachten, Brauen und Brandtwein Brennen zu ihrer eigenen und der zu dieser Colonie gehörigen Personen Bedarf gegen Erlegung derer sonst gewöhnlichen Abgabe nehml. für jedes Faß Vier Ein Gulden 29 krh. an Biergeldern und Brandsteuern und für jeden Eimer Brandtwein ein Gulden Brandsteuer erhalten werden, jedoch versteht sich von selbst, daß sie so wenig einen Ausschrot an die umliegenden Dorfschaften oder anderes Commerce sich anmaßen können, sondern sich desselben völlig bey Vermehrung arbitrairer Bestrafung enthalten müssen.

9. wird denen Entrepreneurs desgleichen die Versicherung gegeben, daß ihnen sowohl für die Ausländischen Arbeiter sowohl diejenigen, so als Gesellen auf eine Zeitlang bei ihnen stehen, als auch diejenigen Ausländer, so sich würdlich wohnhaft bei ihnen niederlassen möchten und die sie aus Böhmen und dem Reiche in St. Königl. May. Lande bringen, ingleichen für ihre Kinder, die sich zum Glas machen appliciren, die von St. Königl. May. in dergleichen Fällen accordirte Werbefreyheit völlig zu statte kommen soll in so fern sie nehml. ihrer Verbindlichkeit gemäß das Werk zu derjenigen Vollkommenheit bringen, darin es arbeiten wird.

Urkundlich ist dieser Contract bis auf Allergnädigste Confirmation einer Königl. hochpreisl. Kriegs- und Domainen Cammer geschlossen in Duplo ausgefertigt und von beyden Theilen unterschrieben auch je ein Exemplar davon zugestellet worden.

So geschehen Glas den 18. August 1770.

Königl. Preuß. Rentamt der Grafschaft Glas

gez. Geher.

Jgnaz Rohrbach,

Franz Ferdinand Rohrbach,

Johann Christof Rohrbach.

(Aus den Hüttenakten der Familie Rohrbach in Friedrichsgrund.)

Hans Joachim Helmigk:

Der alte Industriebau in Oberschlesien

Der älteste Industriezweig Oberschlesiens ist der Blei- und Silberbergbau, der bis weit ins Mittelalter zurückgeht und in der Gegend von Tarnowitz und Beuthen betrieben wurde. Er hat jedoch keine erhebliche Rolle gespielt, denn stets scheiterte er an den unterirdischen Wassern, die mit den primitiven Pferdegöppeln, den sogenannten „Roßkünsten“, auf die Dauer nicht bewältigt werden konnten.

Das Schwerkgewicht der alten ober-schlesischen Industrie liegt auf der Eisengewinnung. Auch sie wurde schon vom 15. Jahrhundert an in bescheidenem Umfange betrieben. Ihren ersten Aufschwung aber verdankt sie der weitausschauenden Initiative Friedrichs des Großen, die, wie so viele wirtschafts- und bevölkerungspolitische Maßnahmen des Königs, für den deutschen Osten von größter Tragweite werden sollten. Neben dem Wunsche, das Land zu „peuplieren“ und durch die Industrie den Wohlstand zu heben, haben vor allem militärische Gesichtspunkte den König bestimmt, die ober-schlesische Industrie zu fördern. Hier sollte der Kriegsbedarf für seine schlesischen Festungen hergestellt werden.

Der erste Hochofen Oberschlesiens wurde 1718 gebaut; 1740 sind etwa ein halbes Duzend Hochöfen vorhanden, aber 1768 ist ihre Zahl bereits auf 31 angewachsen. Sehr leistungsfähig sind sie freilich nicht gewesen. Erst von etwa 1780 ab hat die ober-schlesische Eisenindustrie eine wirkliche Bedeutung. Um diese Zeit wird vom König an die Spitze des Berg- und Hüttenwesens der Freiherr von Reden berufen, ein Mann, dessen Name zusammen mit dem des Ministers von Stein untrennbar mit der Geschichte der ober-schlesischen Industrie verbunden ist. Unter Reden nimmt die industrielle Entwicklung einen gewaltigen Aufschwung: 1788 wird die erste Dampfmaschine, die der Wasserhaltung dient, auf der Tarnowitzer Grube aufgestellt; ein Jahr später gelingt es zum ersten Male in Deutschland Roheisen mit Roß herzustellen, und 1797 wird der erste deutsche Roßhochofen in Gleiwitz angeblasen. So entsteht um die Jahrhundertwende als Nebenbetrieb zur Eisenverhüttung der Steinkohlenbergbau, dem sich durch die zur gleichen Zeit aufkommende Zinkindustrie große Absatzmöglichkeiten erschließen.

Die alten friderizianischen Eisenhütten entwickeln sich abseits des heutigen Industriegebietes, hauptsächlich in den waldbreichen Gegenden nordöstlich von Oppeln, überall dort, wo das Wasser der zahlreichen kleinen Flüsse und Bäche gestaut werden konnte. Denn die alten Hochöfen sind abhängig von der Wasserkraft, die ihr Gebläse betreibt, von den großen Wäldern, in denen die Holzkohlen gewonnen werden, und von dem Erz-

vorkommen, das als Eisenstein in diesen Wäldern sich findet. Die Wasserkraft ist hier aber verhältnismäßig gering; auf den schlechten Wegen will man die Erze nicht von weit her anfahren; und da man die notwendigen riesigen Holzkohlenmengen überhaupt nicht auf einem Plage zusammenbringen kann, so entwickelt sich dieser erste Industriebau in einer großen Anzahl kleiner und kleinster Anlagen. Diese sind dann im Laufe des 19. Jahrhunderts, als der technische Fortschritt die Industrie sich auf wenigen bevorzugten Punkten zusammenballen ließ, größtenteils wieder verschwunden.

Die Herstellung des Eisens war zeitraubend und kostspielig. Die alten Hochofen lieferten ein mit Kohlenstoff angereichertes Roheisen, das durch Oxidation, „Frischen“, erst in Schmiedeeisen umgewandelt werden mußte. In den sogenannten Frischhütten wurde das Roheisen im Holzkohlenfeuer durch den Gebläsewind entkohlt und die Schlacken durch wiederholtes Schmieden ausgefchieden.

Diese alten Frischhütten zeigen, wie überhaupt die Mehrzahl der friderizianischen Industriebauten, in ihren Fassaden einen ausgesprochen ländlichen Charakter. In Dembiohammer (Abb. 1) verraten lediglich die Lage am Kanal, die vier Wasserräder und die beiden Schornsteine seitlich des Firstes etwas von der industriellen Bestimmung des Gebäudes. Der langgestreckte niedrige Fachwerkbau mit seinen Wohnhaustüren, kleinen Fenstern und den Krüppelwälmern könnte gerade so gut ein Arbeiterhaus für sechs oder acht Familien darstellen.

Auch die Fassade der König-Friedrichshütte in Tarnowitz zeigt wenig von ihrer industriellen Bestimmung als Blei- und Silberhütte (Abb. 2). Die Anordnung von Türen und Fenstern und der Umriss des Ganzen unterscheidet sich kaum von dem üblichen bürgerlichen Wohnhaus, wie es sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in den kleinen Landstädten findet. Die gewaltigen Mantelschornsteine werden noch innerhalb des normalen Daches untergebracht und betonen durch diese Stellung deutlich die Erinnerung an die „schwarze Küche“ des Wohnhauses, die ja bekanntlich nichts anderes war als der große Fuß des sich pyramidenförmig nach oben verjüngenden Schornsteins. Überhaupt entwickelt sich der Industriebau zum großen Teil aus dem Wohnhausbau; denn die alte Industrie bildet vielfach eine Art Heimbetrieb, wie wir sie etwa von den alten Weberkolonien und den kleinen Wassermühlen her kennen. So zeigt sich hier an der Friedrichshütte der industrielle Charakter des Gebäudes eigentlich nur an den durchlaufenden Lüftungsbändern, der dem First aufgesetzten Rauchhaube und allenfalls noch an der ungewöhnlichen Zahl der Schornsteine, die über jedem Blei- und Silberofen gesondert errichtet sind.

Auch bei der Zinkhütte von Tarnowitz (Abb. 3) ist das „Fabrikgebäude“ nur an der Auflösung des Daches in Lüftungsschiffe zu erkennen. Man hält bewußt an dem Wohnhauscharakter fest.

Bei den Hochofenanlagen läßt sich der normale Hausumriß allerdings nicht mehr erhalten; die großen Baumassen von Hochofen und Begichtungsturm wachsen aus ihm heraus. In Sausenberg (Abb. 4) wird zwar bezeichnenderweise der eigentliche Hochofen ähnlich wie bei der Friedrichshütte noch innerhalb des Gebäudes untergebracht und ragt nur in seinem oberen Teil schornsteinartig aus dem Dache heraus. Der vorgesezte Begichtungsturm aber bringt eine völlig neue Note in den Gesamtaufbau.

Die Forderungen der Zeit nach Achsialität und Symmetrie werden hierbei noch streng beachtet.

Auch in Groß Borek (Abb. 5) sind diese Forderungen bewußt gewahrt. Hier aber vollzieht man bereits einen weiteren Schritt: der Hochofen wird frei hinter das Hauptgebäude gestellt, nur vom Begichtungsturm überragt. Der architektonische Gedanke der Massenstaffelung ist aus der Vorderfront klar ersichtlich, bleibt aber Papierkunst, denn im Seitenriß scheitert man kläglich. Dieses hilflose Durcheinander ungünstiger Überschneidungen mit ganz unzweckmäßigen Abwässerungen zeigt, daß man die reine Zweckform noch nicht gefunden hat.

Auch dort, wo man zu sehr in historischen Stilformen befangen bleibt, versagt das Gestaltungsvermögen. Gewiß bedeutet in Pamth (Abb. 6) das klare Herausstellen von Hochofen und Begichtungsturm einen Fortschritt gegenüber von Groß Borek. Daß man den das Dach überragenden Pyramidenstumpf des Hochofens aber selbst als fremdartig betrachtet, zeigt deutlich die Verlegenheitslösung seiner marmorartigen Quaderung in der Darstellung. Auch hier scheitert man wie in Groß Borek, wenn auch aus anderen Gründen; der formale Charakter der Vorderfront läßt sich nicht mehr durchführen, Hochofen und Begichtungsturm stehen mit ihren klobigen Massen nicht mehr im richtigen Verhältnis zum stark gegliederten Hauptgebäude und dieses wiederum nicht zu dem kleinen hellen Seitenflügel. Die ganz verschiedenen Fenstergrößen unterstreichen dieses Mißverhältnis, das auch die gegensätzliche Farbgebung nicht beseitigen kann. So wird der Eindruck völliger Maßstablosigkeit erweckt.

Die klassischen Lösungen im Eisenhüttenwesen aber geben die königliche Eisengießerei in Gleiwitz (Abb. 7 und 8) und in Königshütte, die beide auf Betreiben des Oberberghauptmannes Grafen Reden und des Ministers von Heiniz vom Staate gegründet wurden. Durch den Bau dieser Anlagen hat sich der Hüttendirektor Wedding seinen Namen als erster Industriebaumeister der Zeit geschaffen¹⁾.

In der Gleiwitzer Hütte umschließen Gießhalle, Lehmformhaus und Bohrhütte, durch hohe, von Mauern durchbrochene Tore miteinander verbunden, von drei Seiten einen Fabrikhof, in dessen Mittelachse sich der Hochofen mit seinem Begichtungsturm frei erhebt (Abb. 7a). Der eigentliche Hüttenhof, der sich der Vorderfront der Gießhalle zukehrt, wird auf der linken Seite von den kleinen Gebäuden der Schlosserei und der Tischlerwerkstatt eingefasst, von denen das letzte sich als einziges Gebäude der großen Anlage bis auf unsere Tage unverändert erhalten hat (Abb. 9). Der Gießhalle gegenüber liegt das am spätesten entstandene Magazin, auf dessen Mitte von rückwärts her der Produktentkanal zuführt, und das seitwärts von zwei quadratischen, mit Zeltdach überdeckten Gebäuden flankiert wird. Die vierte Seite ist offengeblieben, nach hier hin hat sich dann später die Anlage erweitert.

In der Grundrißdisposition des Ganzen verrät sich noch das sichere Gefühl des Barocks für Raumgestaltung und Massenverteilung. Auch

¹⁾ Vergl. R. Bimler: Die neuklassische Baukunst in Schlesien, Heft 3. Die Industrieanlagen in Oberschlesien, Breslau 1931. Diese Arbeit gibt auf Grund eines fleißigen Altenstudiums Aufschluß über die Entstehungsgeschichte der einzelnen Werke und ihrer Baumeister. Im folgenden beziehe ich mich auf die Bimlerschen Angaben, soweit sie Datierung und Erbauer betreffen.

Reminiszenzen an den Schloßbau des 18. Jahrhunderts sind unverkennbar: Gießhalle, Lehmformhaus und Bohrhütte entsprechen in U-Form und Anordnung innerhalb der Gesamtanlage dem eigentlichen Schloß. Die pavillonartigen, quadratischen Kopfbauten erinnern ebenso an die Kavalierehäuser, wie man bei dem späteren Magazin an das querstehende Torhaus denkt, und bei dem gradlinigen Kanal hat dem Erbauer sicher die große Wasserachse des barocken Parkes vorgeschwebt.

In dem äußeren Aufbau aber hat sich auf der Grundlage des Klassizismus fast selbstverständlich und ohne jede Gewalttätigkeit eine neue Formensprache entwickelt. Hochofen und Begichtungsturm sind zwar formal noch nicht recht gelöst. In den Blendarkaden mit ihren Halbrundfenstern, in den hohen Fabrikstoren mit ihren halbkreisförmigen Oberlichtern über dem Hauptgesims hat aber Wedding den klassischen Ausdruck für den neuen Industriestil gefunden.

Auch in dem Projekt für den Flammofen der Gleiwitzer Hütte (Abb. 10) zeigt sich das reife Können dieses bedeutenden Architekten. Die Art und Weise, wie hier an den sechseckigen Formraum Flammöfen und Darrkammern angeschlossen und die abgestuften Schornsteine eingegliedert werden, verrät etwas von einer neuen Baugesinnung.

Ebenso weist das Dampfmaschinengebäude von Tarnowitz (Abb. 11) auf dieses neue Gefühl für die klare kubische Baumasse hin, die freilich noch immer streng symmetrisch verteilt wird.

Dieses Streben nach architektonischer Anordnung der Baukörper spricht sich bereits deutlich in den Lageplänen der jüngeren Werke aus. Die älteren der kleinen Industrieanlagen verteilen ihre Gebäude noch ziemlich regellos, allein nach praktisch-technischen Gesichtspunkten. Bei den Neuanlagen um 1800 aber sucht man — wohl unter dem entscheidenden Einfluß Weddings — bewußt nach einer höheren Ordnung. „Regularität und Symmetrie“ sind Haupterfordernisse, die man an den Lageplan stellt.

Die Karstenhütte (Abb. 12) z. B. ist eine klare Platanlage im Sinne des raumbildenden Barock. Der Hauptbau, „das Frischfeuer“, liegt streng auf Mittelachse und riegelt den Kanal gegen den Hüttenteich hin ab. Die Kohlenschuppen und die Familienhäuser bilden die seitlichen Platzwände, die im übrigen durch Mauern und Böschungen geschlossen werden.

In der Radialanlage von Fedlitz (Abb. 13) setzt der Bauinspektor Pohlmann Beamten- und Arbeiterhäuser um den runden Platz, der dem eigentlichen Werke vorgelagert ist, das auf beiden Seiten des Malapanekanals liegt. Die interessante Anlage ist leider Torso geblieben, da der äußere Kreisring und die Siedlung jenseits des Flusses nie zur Ausführung gekommen sind.

Mit der Stahlwarenfabrik zu Königshuld (Abb. 14) — gleichfalls an der Malapane — ist aber um 1790 eine Anlage aus einem Guß entstanden, die in vorbildlichster Weise Fabrik und Arbeiter-Siedlung zu einem geschlossenen Ganzen vereinigt. Der langgestreckte, mit Linden bepflanzte Dorfanger erstreckt sich parallel zum Kanal und endet in dem annähernd quadratischen Hüttenplatz. An den Längsseiten des Dorfangers liegen die 14 Typenbauten der Arbeiterhäuser in gleichem Rhythmus nebeneinander aufgereiht. Ein fünfzehntes Haus riegelt den Dorfanger auf der einen Schmalseite ab, während auf der anderen das herrschaftliche „Offiziantenhaus“ als Blickpunkt die lange Lindenallee abschließt. Die

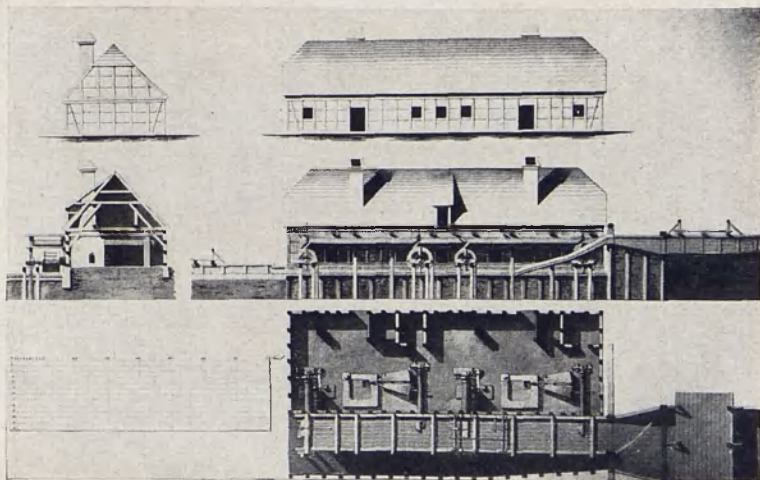


Abb. 1. Die Frischhütte zu Dembiohammer. 1784. Zwei Wasserräder setzen die Blasebälge in Bewegung, die auf den beiden Frischherden den erforderlichen Wind für den Oxydationsprozeß zu erzeugen haben. Die beiden anderen Räder betreiben die Hämmer, unter denen die Schlacke ausgetrieben und so das Schmiedeeisen hergestellt wird. — Fassade eines ländlichen Mehrfamilienhauses.

Abb. 2 auf Tafel II

Abb. 3. Zinkhütte. Entwurf vom Bergamt Tarnowitz. 1810? In den 6 Öfen wird das im Tagebau gewonnene Zinkerz in geschlossenen Tongefäßen, den sogenannten Muffeln, destilliert. Die unterirdischen Kanäle dienen dem Aschen- und Schlackenfall. Auch die Rauchgase des Steinkohlenfeuers ziehen hier ab, vermutlich in schornsteinartige Röhren, die außerhalb des Gebäudes stehen. An den Schornstein im Gebäude selbst sind wohl nur die Glühöfen zum Trocknen der Muffeln angeschlossen. Die Dachflächen sind für die Entlüftung in schuppenartige Wänder aufgelöst. — Auch hier bleibt die Wohnhausfassade erhalten.

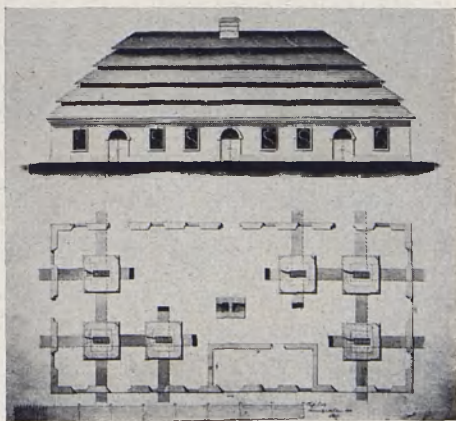
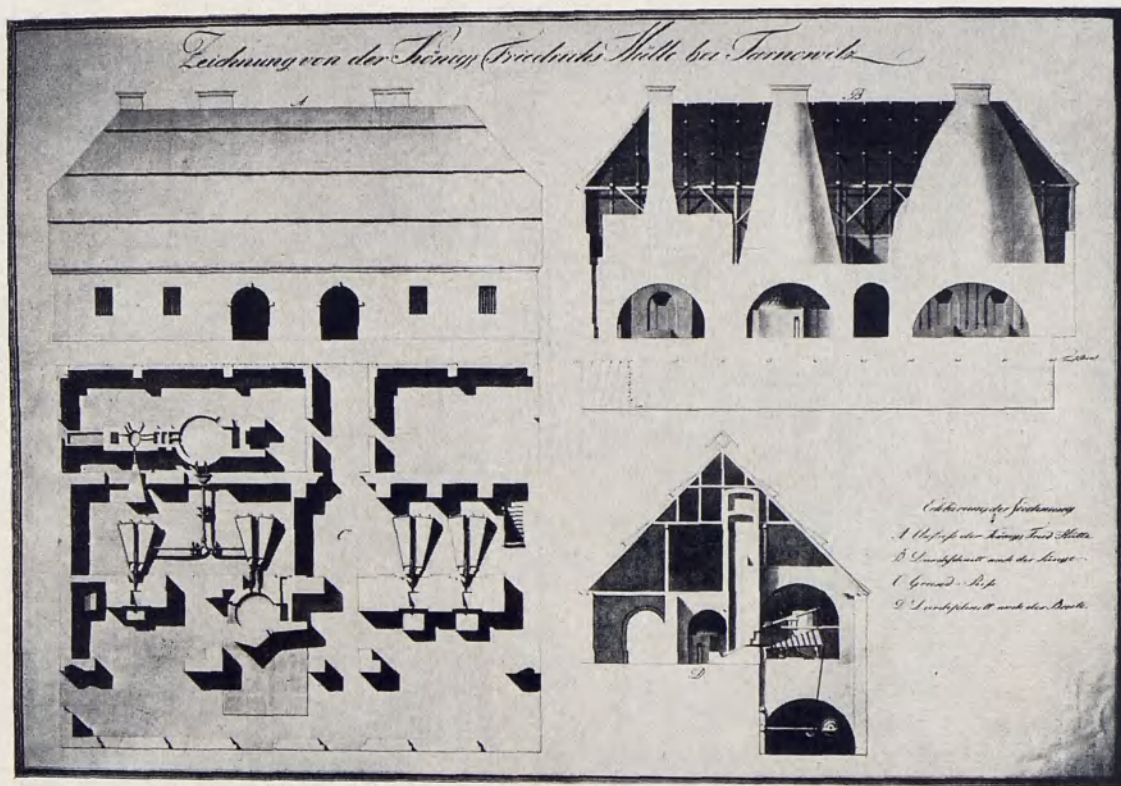


Abb. 2. Die König-Friedrichs-Hütte. 1784. Das Bleierz wird in den großen Doppellöfen (im Schnitt rechts) geschmolzen. Ein zweiter Schmelzprozeß liefert im mittleren Kuppelofen das Silber, während im linken Ofen das gereinigte Bleierschmolzen wird. Alle Öfen werden durch Gebläse betrieben, die ihrerseits wieder durch Wasserräder in Bewegung gesetzt werden. Die giftigen Gase ziehen durch die Mantelschornsteine ab. Für weitere Entlüftung sorgen die durchlaufenden Lüftungsschiffe und die durch Überblattung der Sparrenenden dem First aufgesetzte Rauchhaube. — Noch ausgeprägter Wohnhauscharakter.



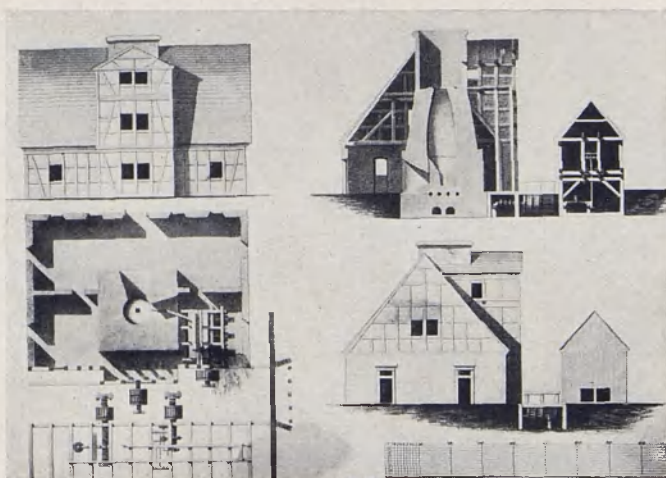


Abb. 4. Der Hochofen zu Sausenbergl. (Letztes Viertel des 18. Jahrh.) Der eigentliche Hochofen ist noch vom Dache ummantelt. Nur sein oberster Teil tritt als riesiger Schornstein über First. Der vorgelegte Begichtungsturm enthält die Aufzüge zur Beschickung des Ofens, die von dem mittleren Wasserrade betrieben werden. Das Rad am weitesten rechts liefert die Gebläseluft, die in den unteren Teil des Ofens eingeführt wird. Durch die rückwärtige trapezförmige Öffnung des Ofens, die „offene Brust“, wird der Ofen entleert (vgl. Schnitt). Die übrigen zwei Wasserräder betreiben in dem verbretterten Fachwerkgebäude jenseits des Kanals die „Eisensteinpoche“, in der das angelieferte Erz für die Verhüttung zerkleinert wird.

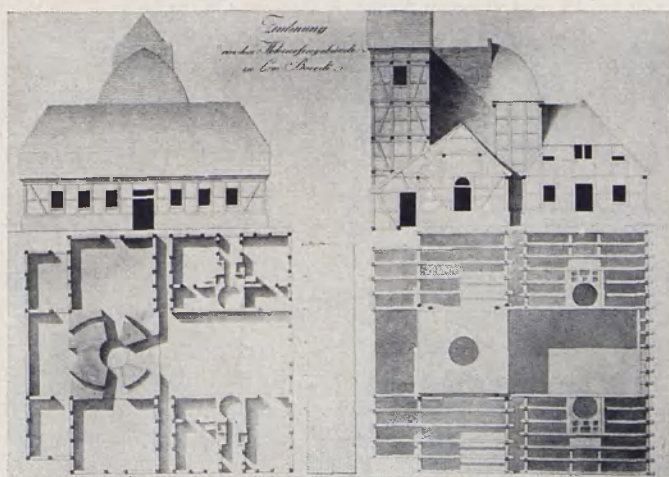


Abb. 5. Der Hochofen zu Groß Borek. (Um 1780.) Der Hochofen steht zum ersten Mal frei hinter dem eigentlichen Hauptgebäude. Dieses enthält auf der einen Giebelseite zwei Wohnungen, bestehend aus je einer Stube und einer Kammer nebst der gemeinsamen kreisförmigen „schwarzen Küche“, auf der anderen eine Wohnung und einen Aufenthaltsraum für die Arbeiterschaft. Von dem großen mittleren Arbeitsraum aus ist offenbar eine Verbindung zur oberen Plattform des Hochofens geschaffen, während der eigentliche Begichtungsturm auf der anderen Seite des Ofens hart am Kanal steht. — Die Bauweisen sind noch nicht bewältigt; ihre Anordnung zeigt auch starke technische Mängel (Abwässerung!).

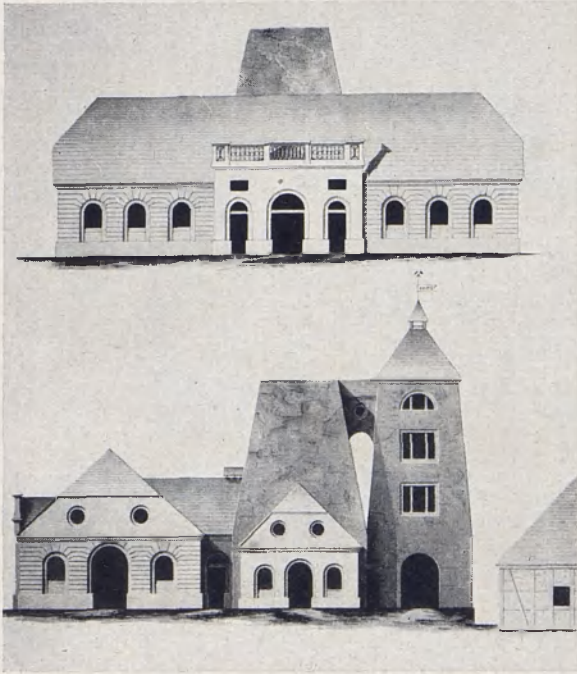


Abb. 6. Der Hochtiefen zu Panitzsch. 1802. In der ehemaligen Provinz Neu-Schlesien, hart an der ober-schlesischen Grenze. Hochtiefen und Begichtungsturm sind aus den übrigen Bau-massen herausgehoben. Der Grundriß bildet mit dem Hochtiefen als Mittelpunkt ein annähernd gleicharmiges Kreuz, das durch Begichtungsturm, Vorgelege und Gebläsehütten gebildet wird und an das sich als weiterer Querbalken die Gießhütte nach vorn hin anschließt. Also strenge Symmetrie und Achsalität in der Anlage. — Trotz der großzügigen Grundrißdisposition aber formal noch nicht gelöst: Die Stilarchitektur der Vorderfront scheitert an den Klößen von

Hochtiefen und Begichtungsturm und verleitet zu schweren maßstäblichen Fehlern, die auch die gegensätzliche Farbgebung nicht aufheben kann. Gießhalle und Gebläsefächer hellgelblich, Hochtiefen und Begichtungsturm olivgrün bis violett.

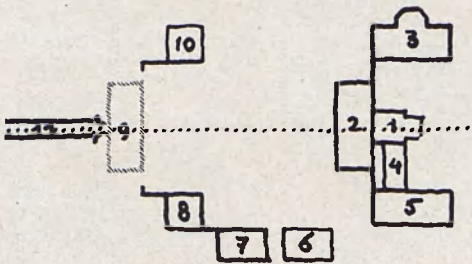


Abb. 7 a. Lageplan der Gleiwitzer Hütte. 1. Hochtiefen und Begichtungsturm. 2. Gießhalle. 3. Lehmformhaus. 4. Gebläsehaus. 5. Bohrhütte. 6. Schlosserei. 7. Tischlerei. 8. Magazin. 9. Späteres Magazin. 10. Amtshaus. 11. Kanal.

Zu Abb. 7/8 auf Tafel V und VI

Abb. 7/8. Die Königl. Eisengießerei zu Gleiwitz. 1794—1806. Architekt Wedding. Erster deutscher Kokshochofen. In der Bohrhütte wurden 1801 die ersten Zylinder für Dampfmaschinen geliefert und später die Geschützfabrikation für die Freiheitskriege auf-

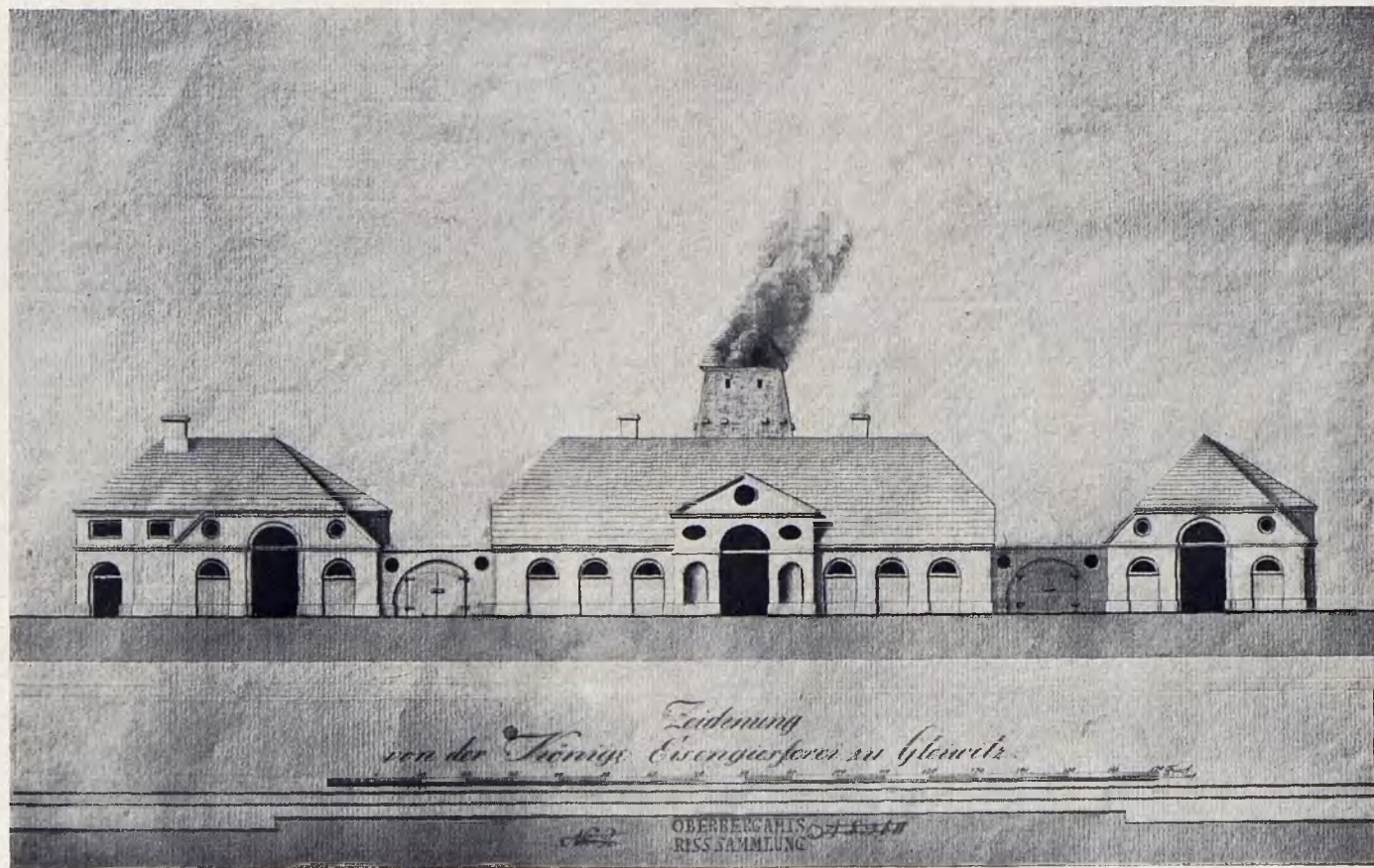
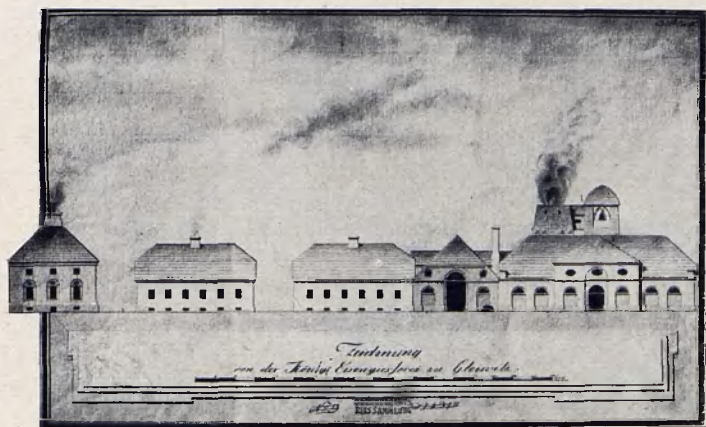


Abb. 7. Bgl. Tafel IV



266. 8

3u Abb. 7/8

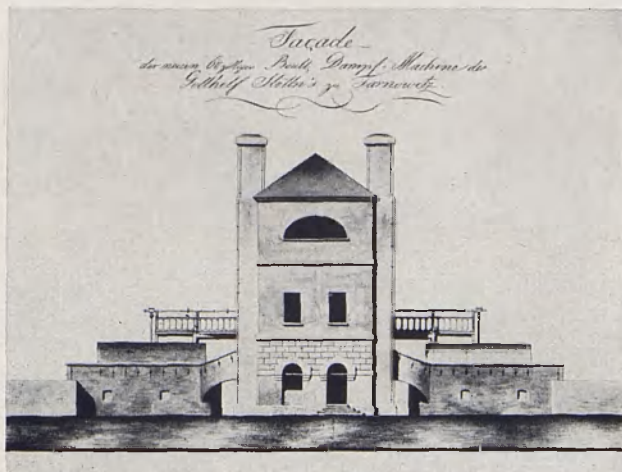
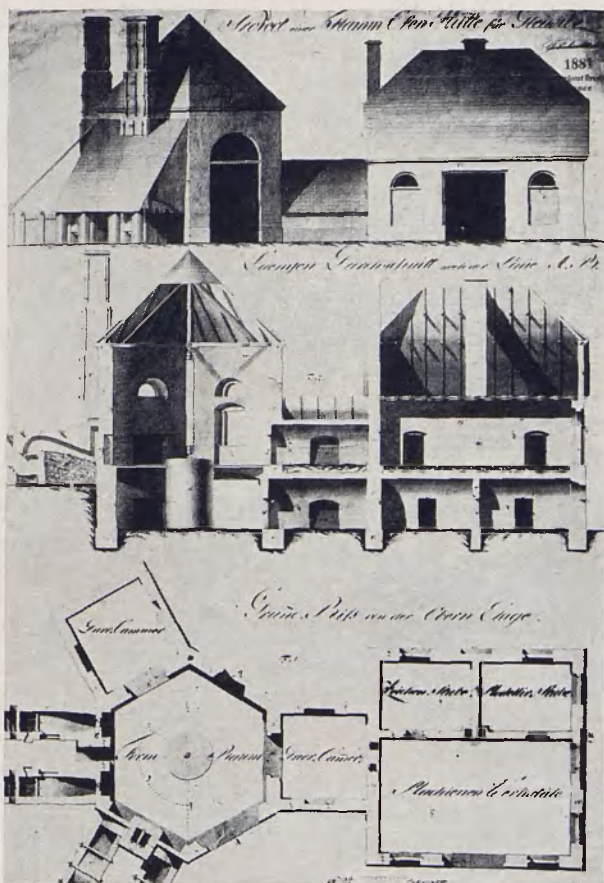
genommen. Berühmter Eisenturmguß. — Großzügige Planung aus dem Geiste des barocken Schloßbaus. Die klassische Form des Industrieteils wird hier von Wedding gefunden. Freilich sind die Formen von Hochofen und Begichtungsturm noch nicht recht überzeugend.



Abb. 9. Das alte Fischlereigebäude der Gleiwitzer Hütte. Vorderfront. Im Seitenriß (Abb. 8) das zweite von links. Einziges noch erhaltenes Gebäude der alten Anlage.

Abb. 10. Flammofen-
projekt für die Glei-
wiger Hütte. 1797.
 Die Veranlassung zum
 Flammofenschmelzen
 gibt der Geschüßguß.
 Das Erz kommt hier
 nicht mehr direkt mit
 dem Brennstoff in Be-
 rührung, sondern nur
 mit seiner Flamme. In
 den Darfkammern wer-
 den offenbar die Lehm-
 formen getrocknet. —
 Die mit Blech abge-
 deckten Oberlichte als
 neues Motiv des In-
 dustriebaus.

Abb. 11. Dampf-
maschinengebäude für
Zarnowitz. 1806. Die
 Anlage dient der Wasser-
 beiseitigung. Durch die
 Einführung der Dampf-
 maschine kann sich erst
 der moderne Bergbau
 entwickeln. Die turm-
 artige Form des Mittel-
 gebäudes ist bedingt
 durch die in der Senk-
 rechten entwickelte Kon-
 struktion der Dampf-
 maschine mit ihrem ho-
 hen Balancier. Die bei-
 den seitlich stehenden
 Kesselhäuser umschließen
 nur den unteren Teil
 ihrer Kessel, die obere
 Rundung ragt mit den
 Ventilen in die freie



Luft und ist über je eine
 kleine Eisenbrücke vom
 Hauptgebäude her zu
 erreichen. Die Kessel-
 Feuerungen sind durch
 bogenartig gewölbte
 Füchse an die Schorn-
 steine angeschlossen. —
 Streng symmetrische
 Anlage. Die Wirkung ist
 in der kubischen Massen-
 verteilung gesucht, und
 durch die kräftigen ver-
 schiedenen Farben soll
 die Gegensätzlichkeit der
 Bauteile weiter unter-
 strichen werden. Maschi-
 nenhaus, Schornsteine
 und Füchse ockergelb,
 Kesselhäuser und alle
 Eisenteile dagegen kräf-
 tig blaugrün.

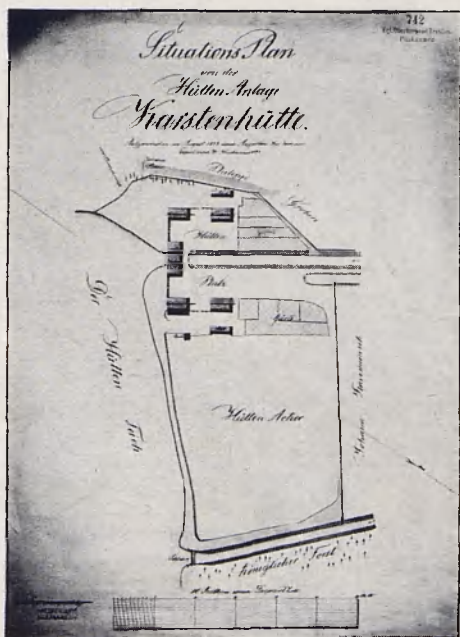


Abb. 12. Die Karstenhütte. Fertiggestellt 1821, Architekt Wedding. Durch die gut abgewogene Verteilung der Baumassen um den Hüttenplatz entsteht ein klarer Raum mit strenger Symmetrie und Achsenbeziehung. Nachwirkung des barocken Schloßbaus.

Abb. 13 auf Tafel IX

Abb. 13. Zedlitz, gegründet 1775. Ursprünglich Frischfeuer- und Zainhütte, später Walzwerk. Architekt Pohlmann. Fabrik, Beamten- und Arbeiterhäuser werden hier zu einer schönen architektonischen Einheit zusammengefaßt. Zur Ausführung sind nur die Fabrik und der innere Kreisring gekommen.

Abb. 14. Königshuld, ebenso wie Zedlitz an der Malapane. 1787—89 als Stahlwarenfabrik von der Breslauer Kaufmannschaft gegründet. Auch hier die architektonische Einheit von Fabrik und Siedlung. Die Zufahrtstraße vom Dorfe Wengern durchschneidet rechtwinklig den langgestreckten Dorfanger, die eigentliche Siedlung bleibt also außerhalb des Verkehrs. Vorbildliche Lösung einer ländlichen Industrieanlage! Architekt Wedding.

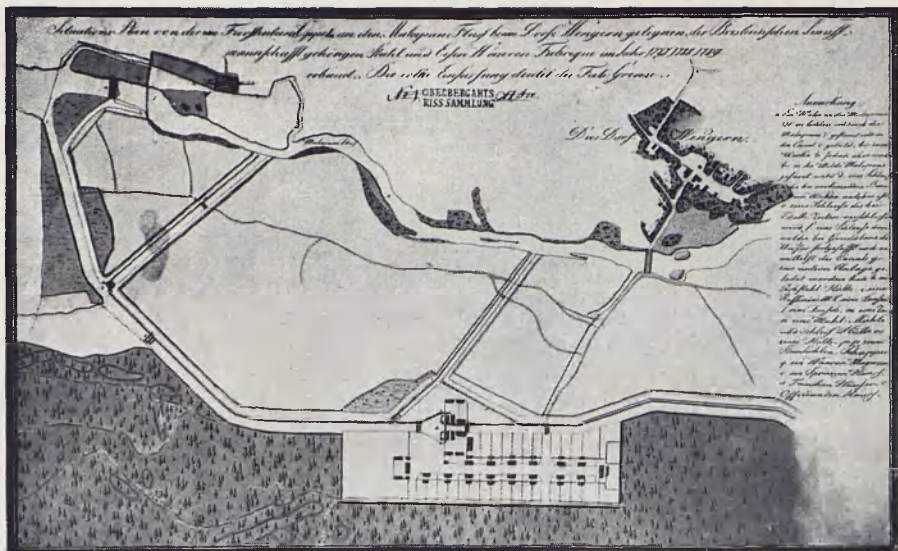
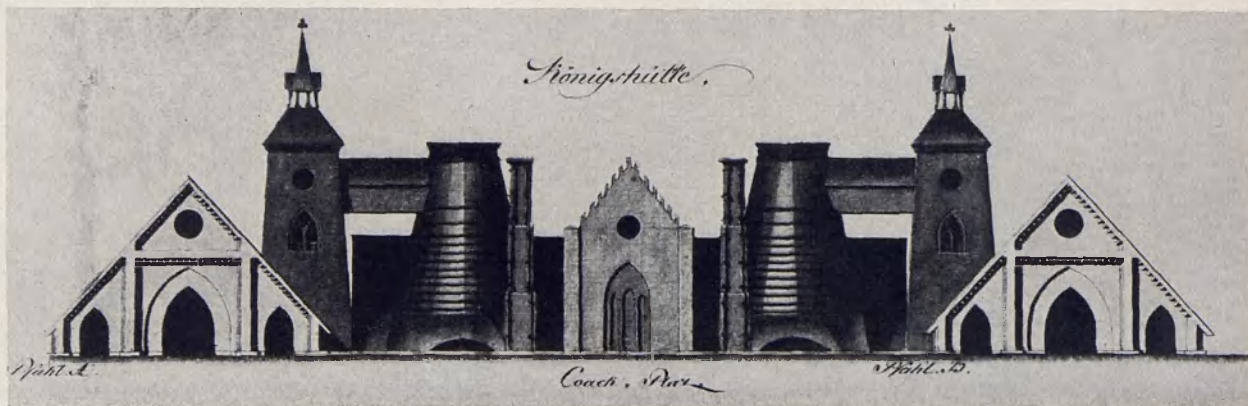
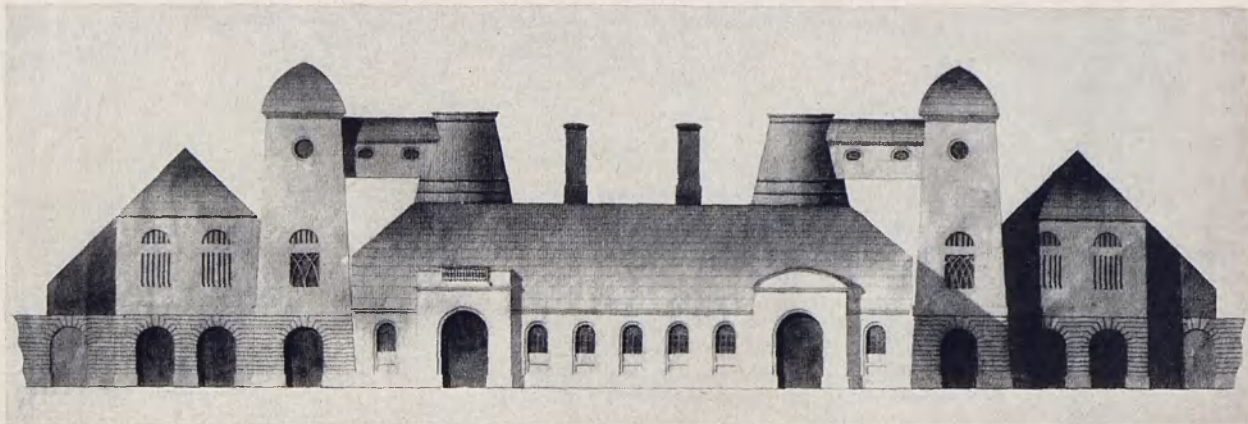


Abb. 15/16. Die Königshütte. 1798—1802. Architekt Wedding. Die Hütte wird vom Staate gegründet, um die zahlreichen Frischhütten mit Eisen zu versorgen. Sie ist anfangs für zwei Hochöfen geplant, 1818 auf vier erweitert worden und war lange Zeit die bedeutendste Anlage des europäischen Festlandes. — Hervorragende Verteilung der Baumassen! Die barocken Reminiscenzen sind fast ganz verschwunden. Abb. 15: Der erste Entwurf (1797?) Ansicht von Süden. Der Begriff der „Fabrik“ ist hier bereits in aller Klarheit entwickelt. Der Maßstab in engl. Fuß weist auf die Mitarbeit des Engländers Baildon hin, der vom Staate als Hütteningenieur für die neuen Anlagen berufen wurde. Abb. 16: Zweiter Entwurf (1798). Ansicht von Norden. Gegenjählige Farbgebung. Giebelhütten rosa, Maschinenhalle, Gichttürme und Schornsteine olivgrün, Hochöfen grau-violett. Die neugotische Formensprache ist auf den persönlichen Wunsch des Oberberghauptmannes, Grafen Reden, zurückzuführen.



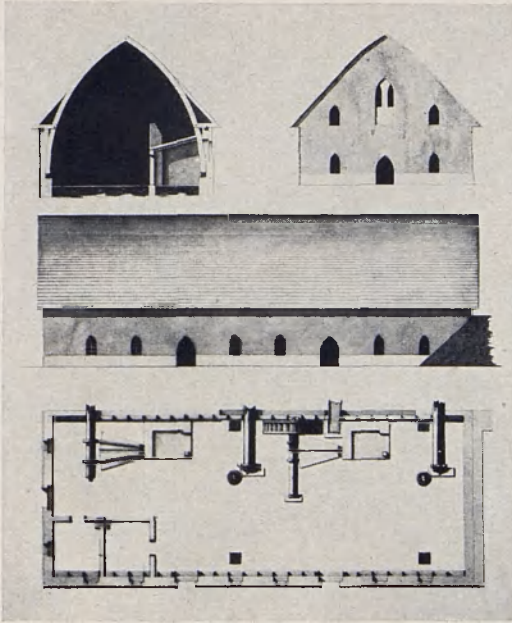


Abb. 17. Die Krascheower Frischhütte um 1800. Gegründet 1768. Auch hier betreiben ähnlich, wie in Dembiohammer (Abb. 2), zwei Wasserräder die schweren Hämmer und zwei weitere die Blasebälge für die Frischherde. Eins dieser Räder liegt innerhalb des Gebäudes. Die Wasserzuleitung geschieht von außen her durch die Wand. In der linken Ecke anscheinend ein Schmiedeherd, dessen Schornstein in Hauptgesimshöhe frei im Raume endigt. — Die konstruktive Form des Bohlenbinders führt von selbst zu den „gotischen“ Spitzbögen der Türen und Fenster. In der Umrißlinie der Aufschieblinge spricht sich ein anderes Formgefühl aus als etwa in Süddeutschland, wo das Bohlenbinderdach eine viel weichere und geschwungenerere Umrißlinie zeigt.

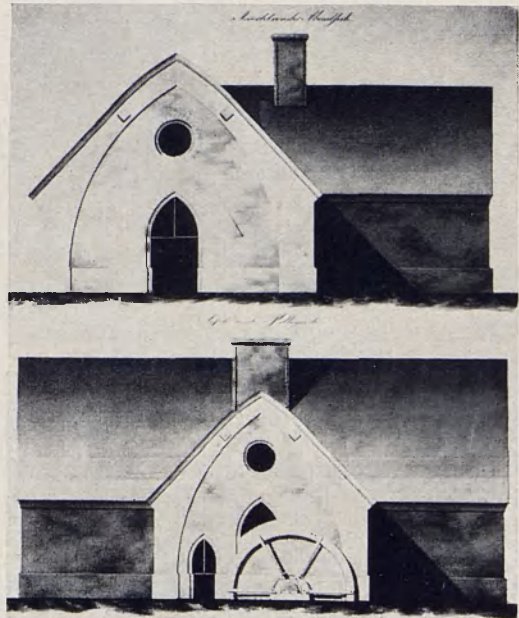


Abb. 18. Die Budkowißer Frischhütte um 1800. Gegründet 1764. Glückliche Verbindung der „gotischen“ Bögen mit der technischen Form des großen Wasserrades.

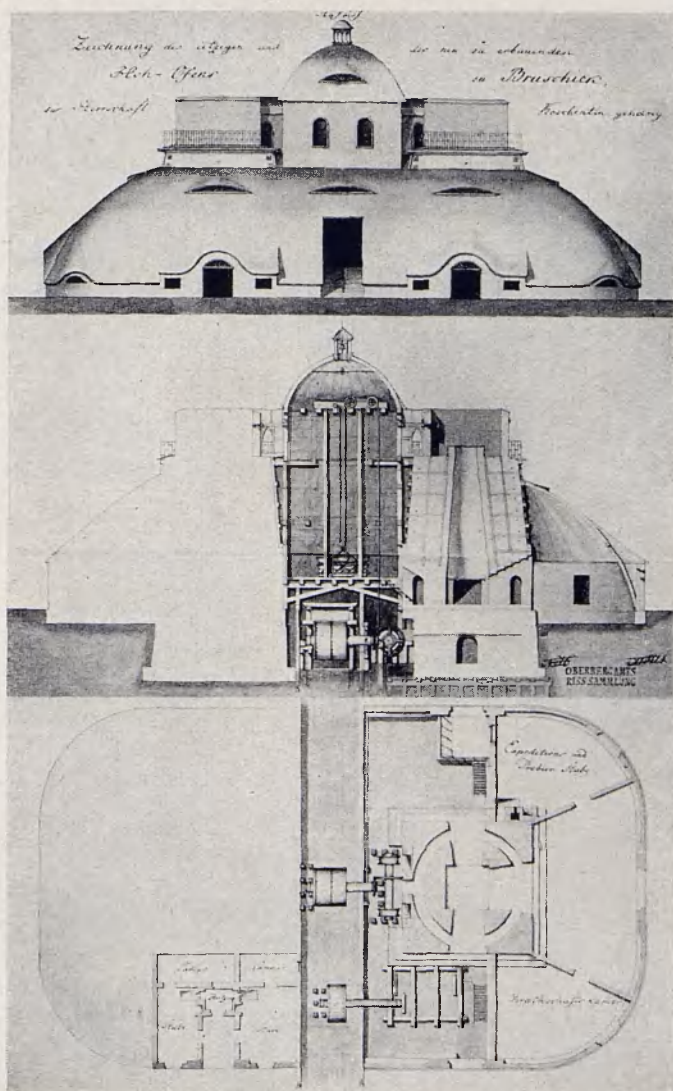


Abb. 19. Der Hochofen zu Brunschid. (Um 1800.) Architekt Degner. Zwei Hochöfen rechts und links vom Kanal, in der Mitte über diesem der Begichtungsturm. Der Kanal fließt quer durch das Gebäude. Das mittlere Wasserrad betreibt den Begichtungsaufzug, das vordere Rad das Gebläse. Vom oberen Teil des Begichtungsturms führen kurze Brücken auf die Plattform des Ofens. Das umschließende Bohlenbinderdach setzt des Seitenschubes wegen sehr tief an; also werden folgerichtig Tür- und Fensteröffnungen in abgeschleppten Fledermauslufen untergebracht. — Hier entwickelt sich die äußere Form frei von stilistischen Bindungen allein aus den Forderungen, die der technische Betrieb an Grundriß und Aufriß stellt!

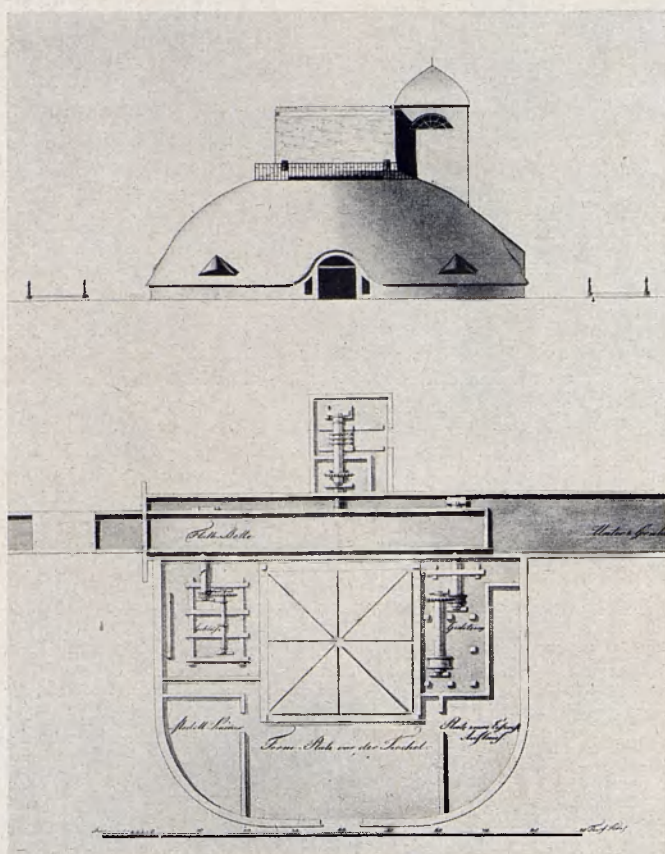


Abb. 20. Der Hochofen zu Roschentin. (Um 1800.) Architekt Degner. Da nur ein Hochofen vorhanden ist, wird der Begichtungsturm seitwärts gesetzt und die Symmetrie aufgegeben. Der Kanal liegt auf der Rückseite des Gebäudes. Links vom Ofen das Gebläse, rechts der „Gichtzug“, beide von je einem Wasserrad betrieben. Ein drittes Rad in der Mitte setzt die „Eisensteinpoche“ jenseits des Kanals in Bewegung.

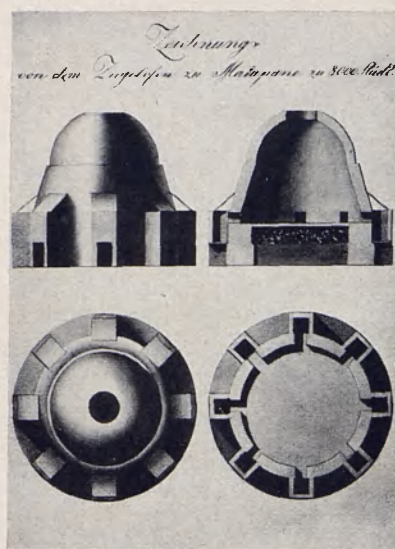


Abb. 21. Ziegelofen für Malapane (1809?).

Der Ofen wird von außen, von den acht Vor-
gelegen her beheizt. In halber Höhe des
Vorgeleges der Ofen. Unter der Schräge der
Abdeckfläche tritt die Zusatzluft ein. Das
Einsetzen der Steine und die Beschickung mit
Kohle geschieht von oben her durch das Ober-
licht der Kuppel; dort ziehen auch die Rauch-
gase ab. — Hier ist die klare und überzeugende
Zweckform erreicht!

Abb. 22. Eisenvitriolwerk Ramnig.

(1833?). Unter freiem Himmel wird
in drei großen Becken das Vitriol ver-
dampft. Die Beheizung geschieht von
unten her in der Weise, daß die Rauch-
kanäle an der Unterfläche und den
Seiten des Beckens entlang ziehen.
Durch zahlreiche Schieber in ver-
schiedenen Höhenlagen kann der Ab-
zug der Rauchgase reguliert werden.
— Das Abstufen der symmetrisch ver-
teilten Schornsteine ist charakteristisch
für die Frühzeit des Industriebaus.
Die Flächen sind weinrot, also Ziegel-
rohbau? Kubische Massengliederung
als reine Zweckform ohne „architekto-
nische“ Zugaben.

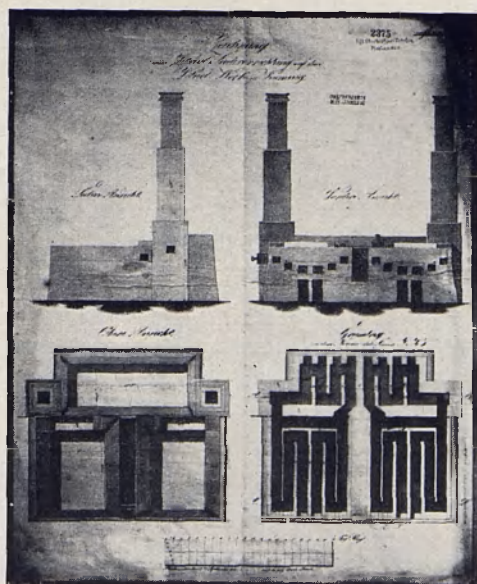


Abb. 23. Die Kreuzburger Hütte. Ge-
gründet 1755. Heutiger Zustand. Kreuz-
förmiger Grundriß. Der mittlere Flügel
 mit Krüppelwalm aus der Zeit um 1800,
 der Begichtungsturm um 1840 im Stil
 der Schinkelschule architektonisch ver-
 kleidet. Der Hochofen lag im Kreuzungs-
 punkt der Dachfirste und ist heute ver-
 schwunden.



Abb. 24. Der Hochofen von Krhjanowiz. Um 1840 erbaut, heutiger Zustand.
 Im unteren Teil die von gegossenen
 Eisenträgern überdeckte „offene Brust“,
 in der der Abstieg vorgenommen wurde.
 Das Mauerwerk wird durch starke Anker
 zusammengehalten. Im oberen Teil
 Anfaß der Begichtungsbrücke. Die Kon-
 solen des Hauptgesimses zeigen, daß hier
 „architektonische“ Verzierungen nötig er-
 schienen.

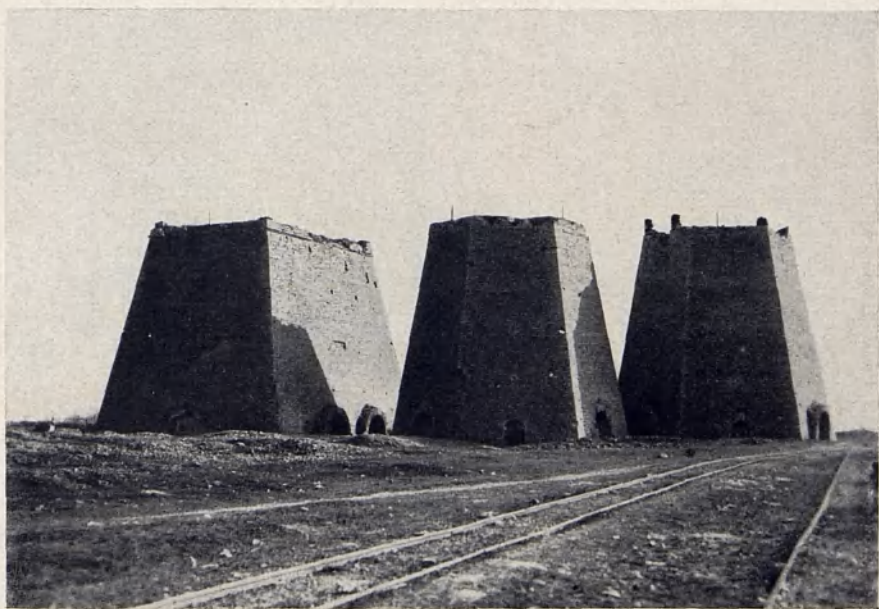


Abb. 25. Kalköfen bei Gogolin. (19. Jahrh.) Die klaren stereometrischen Formen der Kalköfen haben sich bis auf unsere Tage unverändert erhalten.

einzelnen Betriebe des Werkes, Roßstahl-, Frisch-, Schleifhütte, Mahlmühle usw., liegen für sich auf der anderen Seite des Hüttenplatzes mit gleichen Baumassen symmetrisch auf beiden Seiten des Kanals verteilt und umschließen mit ihren Magazinen je einen kleinen Fabrikhof. Während die Dorfanlage mit ihrem strengen Rhythmus und ihrem klaren städtebaulichen Platzgedanken noch deutlich den Charakter des friderizianischen Siedlungsbaues zeigt, kommt in der Massenverteilung der Fabrikgebäude mit ihren enggestellten Baukörpern, den parallel zueinander laufenden Dachfirsten schon der neue Formenwille zum Ausdruck. Der architektonische Gedanke der „Fabrik“ beginnt sich zu entwickeln.

Am klarsten zeigt sich dieser neue Formenwille bei der Königshütte, dem bedeutendsten Industriewerke der Zeit. Ursprünglich war die Anlage für zwei Hochofen gedacht, ist dann aber mit vieren zur Ausführung gekommen. Hier sind die Erinnerungen an das Barock völlig zurückgetreten, und man sieht, daß es dem Architekten nur darum zu tun war, durch die eindrucksvolle Gruppierung der Baumassen den Begriff der Fabrik zu schaffen. Schon der erste Entwurf (Abb. 15) bringt das Wesentliche der Anlage. Die Hochofen stehen symmetrisch hinter der Gießhütte, an diese angelehnt und von den Begichtungstürmen flankiert. Hinter diesen schließen sich rechtwinklig zur Front die beiden Gichthöfen an. Die zwei Schornsteine über dem First der Gießhütte verraten die Maschinenanlage, die man sich ähnlich wie die Larnowitzer (Abb. 11) in der Mitte zwischen beiden Gichthöfen zu denken hat.

Der zweite Entwurf, der die Anlage von der entgegengesetzten Seite her zeigt, bindet die Begichtungstürme in den Gichthöfen ein und stellt insofern eine Verbesserung in der Massenverteilung dar. Die Formsprache hat sich freilich grundlegend geändert. Stehen diese naiv und unbefangenen verwendeten neugotischen Formen auch nicht mehr ganz auf der Höhe des ersten Entwurfes, so spielen sie der glänzenden Massenverteilung gegenüber doch nur eine untergeordnete Rolle. Bei der Ausführung aber hat man sich leider — vermutlich unter dem Einfluß des Grafen Reden, auf dessen Wunsch diese Gotisierung zurückzuführen ist —, an den gotischen Formen nicht genug tun können und alles mit ihnen überzogen. Nach alten Lithographien zu urteilen, ist die ruhige Wirkung der Begichtungstürme völlig aufgehoben. Hier an der Königshütte setzt zum ersten Male jenes unsachliche Spiel mit dekorativen Formen ein, das aus irgendeiner vagen romantischen Stimmung erwachsen ist, in der weiteren Entwicklung, als man die Baumassen nicht mehr beherrschte, aber für die Gesamtarchitektur so verhängnisvoll werden sollte. Denn diese Neugotik ist nicht mehr organisch gewachsen, sondern durch literarische vorgefaßte Ideen emporgetragen worden; historische und romantische Strömungen haben sie dann weiter genährt.

Und doch brauchte gerade im Industriebau der gotische Spitzbogen kein Spiel mit leeren Formen zu sein! Der Bohlenbinder, der lange Zeit völlig in Vergessenheit geraten war, wird jetzt, und vermutlich unter gillyschem Einfluß, erneut verwendet, weil er die geeignete Form für die stützen- und strebenlose Überdachung verhältnismäßig großer Räume war. Der Spitzbogen seines Profils weist auf verwandte Formen hin, und so ist man nur folgerichtig, wenn man beim Bau der Krascheower (Abb. 17) und Budkowitz (Abb. 18) Frischhöfen auch für Tür und Fenster den

gotischen Bogen wählt. Was für eindrucksvolle und raffige Lösungen hier möglich sind, zeigt die Budkowitzer Hütte: Die seitlich neben dem Wasserrad liegende Tür, das durch den Kreis des Rades abgeschnittene Spitzbogenfenster, die Verbindung zwischen Kreis und Spitzbogen wirken hier durchaus überzeugend.

Auch auf der Königshütte hat man den Bohlenbinder späterhin für den Bau einer Reihe von Zinkhütten verwandt; eine wirkliche Neubelebung der Gotik aber hat er auf die Dauer auch im Industriebau nicht bringen können, denn die Entwicklung ging andere Wege. Jedoch sind gerade mit der Konstruktionsform des Bohlenbinders die reifsten Lösungen des alten Hochofenbaues verbunden. Der Fürstlich-Hohenlohsche Baumeister Degner hat in Bruchsch und Roschentin (Abb. 17/20) zwei Anlagen geschaffen, die uns Heutige deshalb so unerhört modern anmuten, weil sie frei von allen stilistischen Bindungen den architektonisch überzeugenden Ausdruck für die technische Form geben. In der Doppelofenanlage von Bruchsch macht Degner den Begichtungsturm, der über dem quer durch das Gebäude laufenden Kanal steht, zum Mittelpunkt des Ganzen und läßt die Hochofen fast ganz unter dem umschließenden Mantel des Bohlenbinderdaches verschwinden. In Roschentin aber ist nur ein Ofen vorhanden; mit der seitlichen Stellung seines Begichtungsturmes gibt Degner bewußt die bisher stets übliche strenge Symmetrie auf und kommt damit zu einer überaus interessanten Massenverteilung.

Auch bei dem Ziegelofen zu Malapane (Abb. 21) und dem Vitriolwerk zu Ramnig (Abb. 22) entwickelt sich aus dem technischen Programm der knappe und reine Zweckbau, dessen hoher architektonischer Reiz auf den klaren und ausgewogenen stereometrischen Formen beruht.

Von diesen alten Industrieanlagen Oberschlesiens sind heute nur noch wenige Bruchstücke vorhanden. Die riesenhafte Entwicklung der Technik im 19. Jahrhundert hat die alten Anlagen schnell verschwinden lassen. Die Kreuzburger Hütte, neben Malapane einst die führende Anlage des alten Industriegebietes in den Oppelner Wäldern, ist infolge der Abwanderung fast der ganzen Industrie in ihrer Entwicklung stehengeblieben. So vermag sie uns trotz einiger Umbauten noch ein gutes Bild eines Eisenhüttenwerkes zwischen 1820—1840 zu geben (Abb. 23). Überhaupt findet man die Überreste des alten Industriebaues heute fast nur noch in den abgelegenen Gegenden. Die Ruine des Hochofens von Archanowiz (Abb. 24), hart an der alten deutsch-russischen Grenze, ist der Rest der letzten Anlage, die noch mit Holzfohlen betrieben wurde.

Am längsten haben sich die alten Kalköfen erhalten, die wohl in ihrer Mehrzahl aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammen. Der technische Prozeß des Kalkbrennens ist hier im großen und ganzen der gleiche geblieben. Auch die Bautradition blieb gewahrt, da die Sprödigkeit des Zyklopenmauerwerks in Kalkstein jeder „architektonischen“ Behandlung widerstand, und so haben sich ihre strengen kubischen Formen bis auf unsere Tage gerettet (Abb. 25).

Der übrige Industriebau aber unterliegt dem gleichen Schicksal wie die gesamte Architektur. Um 1840 setzt der allgemeine rapide Niedergang ein, und was danach entsteht, zeigt nicht mehr die Höhe, auf der die Gleiwitzer Eisengießerei, die Königshütte, die Bruchsch und Roschentiner Hochofen stehen.

Was diese Frühzeit architektonisch so bedeutend erscheinen läßt, sind drei Dinge: einmal bilden Architekt und Ingenieur hier noch eine wirkliche Einheit. Von Wedding wissen wir, daß er Maschinenbauer und Architekt war; ferner ist vom Barock her noch das sichere Gefühl für Raumgestaltung, Massenverteilung und der Sinn für Proportionen vorhanden; an dieses Gefühl für die gute Massenverteilung schließt sich das neue Empfinden für die rhythmische Gliederung der Baumassen an. Und endlich entwickelt sich aus der handwerklichen, so ganz sachlichen Gesinnung der Zeit die knappe und klare Zweckform in einer Sprache, die sich die geschichtlichen Formen verbittet, weil sie die Grundlagen alles Bauens zu erneuern trachtet.

*

Die Pläne stellte liebenswürdigerweise das Oberbergamt Breslau zur Verfügung, ihre photographische Wiedergabe besorgte P. Kleyer, Berlin. Die Photos der noch bestehenden Anlagen stammen von M. Glauer, Oppeln.

Karl Sczodrock:

Oberschlesiens schöpferische Kraft in der Dichtung

Josef Nadler war es, der zuerst als außenstehender Beobachter mit dem Nachdruck seines guten Namens auf die starken dichterischen Triebkräfte Oberschlesiens hinwies. Sein Urteil auf der Schlesischen Kulturwoche in Gablonz im Jahre 1930, daß es so aussehe, als ob der Schwerpunkt der schlesischen Dichtung sich immer mehr nach Oberschlesien und nach dem Sudetenland verschiebe, wurde damals zum mindesten mit Überraschung aufgenommen, insbesondere, soweit von der ober-schlesischen Dichtung die Rede war. Der eine oder andere witterte wohl hinter diesen Worten eine — wenn auch durchaus ungewollte — Stützung ober-schlesischer Sonderbestrebungen und eine Benachteiligung der Führerschaft Breslaus und Niederschlesiens. Seit der Schlesischen Kulturwoche in Gablonz sind sechs Jahre ins Land gegangen. Die Verhältnisse in Schlesien haben sich von Grund auf gewandelt. Die neue Staatsführung im reichsdeutschen Schlesien hat die Preßela, den alten Bannwald, der so lange Oberschlesien von Niederschlesien trennte, durchstoßen und die Einheit Schlesiens auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens sichergestellt. Die Geschichte Oberschlesiens werden wieder, wie es bereits vor dem Kriege auch war, in der Hauptache von Breslau aus, der gesamt-schlesischen Landeshauptstadt als dem Sitz des Gauleiters und des Oberpräsidenten beider Schlesiens, bestimmt. Es besteht keine Möglichkeit mehr, daß sich in Oberschlesien bei der deutschen Arbeit schädliche Sonderbestrebungen breitmachen könnten. Weil aber nunmehr Breslau wieder die Führung in Gesamt-schlesien, auch in Oberschlesien, hat, wird ihm alles daran gelegen sein müssen, daß in Oberschlesien auch weiterhin ein wurzelfestes deutsches Leben mit guten schöpferischen Leistungen sich entfaltet. Niederschlesien mit der gemeinsamen Landeshauptstadt Breslau hat heute mehr denn je die Ehrenpflicht übernommen, aus seinem alten und sicheren deutschen Kulturbesitz die deutschen Bestrebungen in Oberschlesien zu fördern und, was die wurzelechte und schöpferische Leistung dieser Grenzgebiete anbelangt, in herzlicher Teilnahme und neidlos rückendeckung und Hilfestellung zu geben.

Es ist heute also wohl die Zeit reif, im Rahmen unserer Veröffentlichungen, die der gesamt-schlesischen Stammeskultur dienen, auf das dichterische Schaffen in Oberschlesien aufmerksam zu machen, nachzuweisen, inwiefern wir in Oberschlesien heute von einem besonders lebendigen und tatkräftigen Schrifttum sprechen können, und aufzuzeigen, welche Ursachen diese ganz erfreuliche Tatsache hat.

Später als Niederschlesien trat Oberschlesien mit künstlerischen Leistungen hervor. Aus dem Mittelalter müssen auf dem Felde der

Dichtung vor allen Dingen drei Namen genannt werden: Im 15. Jahrhundert wirkte weithin der predigtste Mönch Nikolaus von Cosel, wohl bei Oberglogau beheimatet, im 16. Jahrhundert der in Reisse geborene Vorkämpfer der Brüdergemeinden Michael Weisse, im 17. Jahrhundert Scherffer von Scherffenstein aus Leobschütz mit seinem „Schlesisch Teutsch“. Diese drei sind nicht die einzigen Vorkämpfer deutscher Dichtung im Mittelalter. Erwähnt sei nur noch der Batschkauer Dichter Franz Faber, der um 1500 lebte und von dem wir wertvolle Urteile über die Gefahrenlage Schlesiens und die Aufgabe unserer Heimat in nationaler Beziehung erhalten haben. Alle diese Männer sind aber doch mehr oder weniger ebenso wie ihr Werk vergessen worden und leben nur noch in der Literatur- und Heimatgeschichte.

Anderes ist es mit den beiden hellsten Sternen am oberschlesischen Dichterkimmel, mit Joseph von Eichendorff und Gustav Freytag, deren dichterisches Werk unverlierbarer und wichtiger Kulturbesitz der ganzen deutschen Nation geworden ist. Eichendorff und Gustav Freytag verkörpern bestes Schlesiertum, beide sind typische Vertreter Oberschlesiens.

Joseph von Eichendorff, im oberschlesischen Walde geboren, ist der Sänger des deutschen Waldes und des Wanderns geworden. Seine Lieder und sein unsterblicher „Taugenichts“ gehören dem deutschen Volke, soweit die deutsche Zunge klingt. Seine besten Wurzeltäfte aber gab ihm seine oberschlesische Heimat. Rein blutsmäßig gehört Joseph von Eichendorff in ganz typischer Weise dem oberschlesischen Volkstum an, das er von Hause aus liebte, dessen reiche Sagen- und Märchenwelt er erforschte, wie es bei näherem Zuschauen durch seine Dichtungen immer wieder, wenn auch meist nicht offen, doch ganz sicher deutlich wird. Eichendorff war zweisprachig; in einem seiner Zeugnisse vom Matthias-Gymnasium in Breslau steht vermerkt: Beherrscht ziemlich gut die polnische Sprache, da Ultraquist aus Oberschlesien. Diese Tatsache einmal mitzuteilen, ist lehrreich gerade bei diesem Oberschlesier, weil er ja trotz seiner oberschlesischen Zweisprachigkeit einer der deutschesten, der allerdeutschesten Dichter geworden ist. Eichendorff war sich selber des großen Einflusses, den die unvergeßliche Heimat auf sein Leben und Schaffen ausübte, durchaus bewußt. So bekennt er in „Dichter und ihre Gesellen“: „Keinen Dichter noch ließ seine Heimat los. Wer einen Dichter recht verstehen will, muß seine Heimat kennen; auf ihre stillen Plätze ist der Grundton gebannt, der durch alle seine Bücher wie ein unaussprechliches Heimweh fortflingt.“ Mit dem Strom der deutschen Siedler des Mittelalters waren seine Vorfahren väterlicherseits ins Land gekommen. Die schlesische Blutmischung wurde in dem Dichter wirksam. Inbrünstige Naturliebe und katholische Mystik, Bekennermut und doch wieder weiche Duldsamkeit, Verträumtheit und praktisches Sichbecheiden geben Eichendorff das Gepräge, und über allem klingt sein Weckruf: „Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund!“

Gustav Freytag, einem harten kerndeutschen und evangelischen Geschlecht hart an der Landesgrenze entsprossen, in Kreuzburg in Oberschlesien geboren, ist ein treffliches Gegenstück. Aber auch bei Gustav Freytag finden wir die Verzahnung, das Zueinandergreifen deutschen und slawischen Volkstums. Es steht außer allem Zweifel, daß die Familie im Zuge der Rückdeutschung des Ostens sich im Kreuzburger Lande ansiedelte. Aber der Großvater von Gustav Freytag unterschrieb sich

Piontek, und erst nachher wurde der deutsche Name wieder hergestellt. Gustav Freytag, der Meister der Prosa und der Geschichtsschreibung, ist der erdenfeste Ründer deutscher Vergangenheit. In seiner Romanfolge „Die Ahnen“ hat er das Schlesiertum zurückgeführt bis in die graue Germanenzeit. Er suchte, wie er es im Zeitspruch zum Roman „Soll und Haben“ — auch wieder ein schlesisches Buch durch und durch — formulierte, das deutsche Volk bei seiner Arbeit, und er ist immer und immer wieder ein strenger Mahner gewesen, die unverfälschte deutsche Art im Ostland zu bekennen.

Ein Oberschlesier der gleichen Zeit, der aber in die große deutsche Dichtung nicht recht Eingang finden konnte, weil er in den kurzen Jahren seines dreißigjährigen Lebens der obereschlesischen Heimat verhaftet blieb, obwohl er zu großen Leistungen berufen war, ist Max Waldau, mit dem Familiennamen Spiller von Hauenschild, ein Edelmann mit dem fortschrittlichen Geist von 1848. Was Max Waldau in seinen umfangreichen Schriften, seinen Romanen, Novellen, Gedichten, Abhandlungen und Aphorismen über Zeitgeist und Deutschtumsarbeit, über nationale Aufgaben und Gefahren im Grenzland Schlesiens schrieb, mutet uns jetzt, da vieles davon eintraf, als rechtes Prophetenwort an. Großes Vertrauen hatte er zu dem jungen obereschlesischen Volkstum. In seinem Roman „Nach der Natur“ heißt es: „Der Oberschlesier hat zu allem Geschick. Befehlen Sie ihm, Musikant zu werden, und er spielt in kürzester Zeit das Instrument, das Sie ihm geben. Er braucht nur zu sehen, wie etwas gemacht wird, und er macht es nach. Nur Gelegenheit, und die Kerls sind alle Tausendkünstler“. Auf dem schlichten Dorffriedhofe in Tschaidt im Kreise Cosel liegt Max Waldau begraben, und deutsch blieb die Erde über ihm, wie er es sich gewünscht hatte: „Und Eichen, Eichen laßt darüber rauschen! / Da weht der Herbstwind dann das Laub herab. / Ich fang im Dämmerflimmer an zu lauschen, / Und's klingt wie deutsche Grüße mir ins Grab.“

Im Gegensatz zu Max Waldau, der Gräfin Bethusy-Huc mit ihren „Oberschlesischen Dorfgeschichten“ und Walter Lesche mit seinem Roman „Die Rose von der Pzerwa“ folgen im 19. Jahrhundert, das uns den großen Wirtschaftsaufschwung brachte, der sich nachher ganz anders als segensreich auswirkte, die geistigen Kräfte dem Drange in die Ferne. Die Heimat wird ihnen zu enge; sie suchen und finden draußen im weiten Deutschland ihr Brot. Diesen Weg sind schon Eichendorff und Gustav Freytag gegangen; den wenigsten, denen diese beiden Dichter Oberschlesiens begegneten, kam zum Bewußtsein, daß ihre Wiege in unserem Südosten, an den „Grenzen des Reiches“, gestanden hat und daß sie von hier das Beste ihres Seins mitbrachten. Der Anteil Oberschlesiens an deutscher Kunst gerade im 19. Jahrhundert ist recht beachtlich; aber man mußte darum sehr wenig. Es war niemand da, der gleichsam mit dem Rechenstift in der Hand die obereschlesischen Leistungen zusammengezählt hätte. Erst das für Deutschland unglückliche Ende des Weltkrieges und der Daseinskampf um die staatspolitische Zugehörigkeit unserer schlesischen Südoßecke drängten zur Gewissensforschung und Einkehr. Die obereschlesischen Abstimmungsjahre schlugen unserer Heimat auf allen Gebieten tiefe Wunden, ihre Not zwang aber auch zur Selbstbesinnung. Wir sammelten die geistigen Kräfte, die Oberschlesien dem deutschen Volke auf

dem Gebiete des Schrifttums geschenkt hat, und konnten mit dem Ergebnis wohl zufrieden sein. Oberschlesiens schöpferische Kräfte gaben damals ihr Bestes her im Dienste für die bedrohte Heimat. Rührend und erhebend, wie die deutsche Not damals auch ganz einfache und schlichte Menschen so tief im Gemüt aufwühlte, daß sie ihrer Deutschlandtreue in zahlreichen Gedichten ursprünglichen Ausdruck gaben. Gewiß halten die meisten dieser Gedichte einer ernsten künstlerischen Kritik nicht stand, wir vermerken sie aber gern als einen Ausdruck der Zeit. Anderes hat Dauerwert. Wenn man die von Karl Raifig, diesem 1935 heimgegangenen, ausgezeichneten Vorkämpfer deutscher Schutzarbeit in Oberschlesien, im Jahre 1926 neu herausgegebene Anthologie von Regel „Oberschlesien in der Dichtung“ durchblättert, dann wird man unwillkürlich an die schlesischen Dichterschulen alter Zeit erinnert und an das Wort von den 666 Dichtern in Schlesien. Die Schriftsteller, die bereits vor dem Kriege am Werk waren, erlebten jetzt eine neue Blüte und stellten sich rückhaltlos in den Dienst der geistigen Ostfront: Robert Kurpiun, Bruno Arndt und Georg Langer etwa, um nur einige wenige zu nennen. Neue und junge Kräfte stießen zu den älteren und alten. Alle aber bildeten zusammen eine einige und große Familie. Seit jenen Tagen ist in Oberschlesien im Kreise der heimischen Schriftsteller der Geist der guten Kameradschaft zu Hause. Natürlich fehlte es nicht an Gegensätzlichkeiten, aber alle einte die Sorge um die bedrohte Heimat Erde. Diese Sorge war das feste Band für den Zusammenschluß der obererschlesischen Schriftsteller; aus dieser Sorge wuchs auch als Bannerträger der deutschen Heimatbewegung unsere Monatschrift „Der Oberschlesier“, die 1936 im 18. Jahrgang erscheint. Diese Sorge ließ uns immer wieder Ausschau halten nach den Stillen im Lande und nach dem heimlichen Deutschland, das so wichtig ist für den Neuaufbau, und nach der schöpferischen Jugend. In der Förderung eines guten jungen Nachwuchses waren wir uns alle einig, wenn auch diese Jugend nicht immer solche gutgemeinten Bemühungen im Gedächtnis behielt. Es ist eben das Vorrecht einer stürmenden Jugend, unbekümmert nur auf sich selber zu stehen und nur den eigenen Triebkräften zu glauben.

Eine Fülle neuer Talente und neuer Namen taucht auf, so daß es nicht möglich ist, im Rahmen dieses Aufsatzes auch nur die wichtigsten zu kennzeichnen. Unzweifelhaft hat hier die politische Spannung an den schlesischen Grenzen, die Verzahnung unseres deutschen Volkstums mit den Nachbarn, das Ringen der deutschen Kultur mit der slawischen eine Steigerung der Kräfte zur Folge, ein besonderes Wachsein und eine einzigartige Aufgeschlossenheit gegenüber den Forderungen des Tages. Es ist bezeichnend, daß sehr viele Vertreter dieser jungen Dichtung aus dem zweisprachigen Volkstum kommen. Die Blutmischung, in Niederschlesien zum Abschluß gelangt, aber in Oberschlesien noch in Fluß, schenkte uns in den letzten Jahrzehnten ganz eigenwillige und eigenartige Begabungen, deren Ringen markant gekennzeichnet ist durch eine unendliche Sehnsucht und eine unbedingte Treue zu Deutschland, die doppelt hoch zu werten ist, weil diese schöpferischen Menschen jahrelang auf der Straße lagen und ihre Sache auf ein Nichts stellen mußten.

Dies mag als Entschuldigung dafür gelten, wenn mehrfach gerade wertvolle Vertreter des jungen obererschlesischen Schrifttums, insbesondere solche, welche keine ausgeglichene bürgerliche Kinderstube hatten, politische

Wege gegangen sind, die nicht richtig waren, daß sie sich sehr ungebärdig und manchmal allzu revolutionär benahmen. Der nationale Druck der Nachbarn, der verbissene Grenzlandkampf, die soziale Not, die Stumpfheit der Massen und noch manches andere standen und stehen auch heute noch manchmal wie eine drohende Gewitterwolke über diesen jungen Schicksalen an und zwischen den Grenzen, die schwüle Gewitterstimmung zerrt an den feinfühligsten Nerven dieser schöpferischen Menschen. Da sind Entgleisungen leicht möglich.

So hat der nationalsozialistische Umbruch einige dieser heimischen Kräfte unvorbereitet gefunden; ich weiß um das schwere innere Ringen und Kämpfen solcher hochbegabter heimischer Schriftsteller. Es spricht für sie, daß sie, in ihrem Kern grundanständig, es unterließen, einfach ohne Skrupel rein äußerlich und nur zum Scheine den Forderungen des Tages Zugeständnisse zu machen, nach der Art übler Konjunkturritter. Um so herzerfrischender ist es, feststellen zu können, daß im Laufe der letzten Jahre die meisten von ihnen sich innerlich wandelten und nunmehr aus ehrlicher Überzeugung und mit dem besten Willen zur Mitarbeit die Neuordnung der Dinge in Deutschland bejahen. Die innere Wandlung war bei diesen obererschlesischen Schriftstellern insofern gegeben, als sie von Hause aus ein warmes Empfinden für alle sozialen Fragen mitbringen und jenen guten soldatischen Geist preußischer Pflichterfüllung und selbstlosen Einordnungsgefühls, das den Oberschlesier in der deutschen Wehrmacht schon immer auszeichnete.

Heinrich Roß hat kürzlich im „Oberschlesier“ (Augustheft 1935) unter der Überschrift „Grenzen des Geistes“ eine Reihe markanter obererschlesischer Schriftsteller in Gegensatz zu den dichterischen Kräften Polens gesetzt, die heute bei unserem östlichen Nachbarn am Werk sind und mit Recht über die Grenzen ihres Landes hinaus Aufmerksamkeit finden. Während diese Vertreter polnischen Schrifttums zumeist im Pessimismus enden, in jenem „düstern, pessimistischen Ton der Hoffnungslosigkeit“, den Professor Kempicki als ein hervorragendes Merkmal der jungen polnischen Literatur bezeichnet, bleiben die jungen Oberschlesier durchweg lebensbejahend. Auch sie schildern mit Vorliebe soziale und gesellschaftliche Nöte und Sorgen, aber sie bewahren sich in den schlimmsten Konflikten und Katastrophen ihren gutmütigen und urwüchsigsten Humor, ihre Tatkraft und jene kostbare Unverwundlichkeit und Sieghaftigkeit, die immer wieder die Sonnenseite des Lebens sucht und an allem Guten und Schönen in der Welt neidlos sich mitfreut und Anteil nimmt.

Diese sehr gesunden Merkmale sind eben der Ausdruck eines jungen und zukunftsrohen Volkstums, aus dem sie kommen und mit dem diese jungen Oberschlesier noch ganz innig verbunden sind. Darum ist auch ihr Dichten so naturgewachsen und blutsgebunden, darum konnte sich gerade in Oberschlesien eine so ausgesprochene Heimatdichtung entwickeln, mit einer Inbrunst, wie sie kaum in einer anderen Landschaft festzustellen sein dürfte.

Es mag sein, daß das lebenssprühende Temperament dieser Oberschlesier dazu verleitet, die Farben allzu stark aufzutragen und die Dinge zu überspizen, was dann oft mißverstanden wird und nicht immer Beifall findet. Aber auch diese Ungestümen sind irgendwie geistige Nachfahren Eichendorffs oder Gustav Freytags, auch ihre Mutter ist und bleibt immer

Deutschland, und gerade diese jungen Kräfte, so sehr sie für den Außenstehenden gewissermaßen zwischen den Grenzen stehen, sind ein Beweis dafür, daß Oberschlesien dem deutschen Kulturraum nicht nur angehängt, sondern ein Stück lebendige und mitschaffende deutsche Muttererde ist. Unsere Schriftsteller versuchen vielfach, Typen echten Oberschlesiertums zu zeichnen. Ich erinnere an Sesslik Klappidudek, den Hans Pilot und Alfons Handuk in die Literatur einführten, an Paul Cimbolek, den Hans Niekrawieź bekannt machte, an den Bergmann Cyrus und die Gorelleute von Josef Wießalla, an Boni Madla von Willibald Köhler, den Kaczmarek und die Baba von August Scholtis, an den Kumpel Janek von Victor Kaluza.

Besonders mannigfaltig und erfolgreich sind die dichterischen Kräfte Oberschlesiens schon immer in der Lyrik, was der Sangesfreudigkeit unseres Volkstums entsprechen mag. Von den bereits seit langem bewährten Schriftstellern, die gleichzeitig zu den Führern deutscher Geistigkeit in Oberschlesien gehören, nenne ich Willibald Köhler und Alfons Handuk. Josef Nadler meinte in seinem Buche „Das stammhafte Gefüge des deutschen Volkes“, daß die feingeschliffene und abgeklärte Lyrik Willibald Köhlers gute Aussichten für die Zukunft der schlesischen Dichtung überhaupt eröffne. Alfons Handuk gehört zu jenen Schriftstellern, die als ganz junge Menschen im schweren Abstimmungskampfe das Singen und Sagen lernten. Von den jüngeren verspricht besonders viel Hans Niekrawieź, dessen „Strophen von heut“ und „Kantate D.S.“ vollgültige Lyrik darbieten, die auch die große deutsche Kritik aufmerken läßt. Victor Kaluza und seine einzigartigen echt obererschlesischen Naturgedichte erinnern an Hermann Löns. Große Hoffnungen für die Zukunft geben aber auch etwa Gerhart Baron und Wilhelm Kaczek aus Hindenburg. Es seien noch genannt Georg Battel, Leonhard Hora, Richard Schiedel und Hubert Kozias, Karl Leopold Kraus, aus der alten Zeit Graf Strachwitz, von den Frauen Luise Meinedt-Erull, Gertrud Kulich, Gertrud Niebuhr, Marie Alexlein und Gertrud Grabowski.

Gegenüber dem Lyrischen ist das dramatische Feld in Oberschlesien noch recht wenig bebaut. Robert Kurpium, der bewährte Altmeister unserer heimischen Schriftsteller, erfreute vor mehreren Jahrzehnten mit seinem Grenzlanddrama „Die Schwarz-Weißen“, Rudolf Fizek, dieser in sich gefestigte und ausgeglichene Vorkämpfer des heimischen Schrifttums, schrieb sein leidenschaftlich bewegtes und spannungsreiches Stück „Volk an der Grenze“, das auch ein guter Bühnenerfolg wurde, August Scholtis seinen „müden Krieg von Borodin“ und Josef Wießalla die „Front unter Tage“, die im vorigen Jahre Aufsehen erregte. Walther Stanieź brachte 1935 in dem schlesischen Bauernstück „Die Grunerts“ sein Erstlingswerk auf die Bühne.

Ein erfolgreicher Erzähler ist Alfred Hein aus Beuthen, der uns den Kriegsroman „Eine Kompanie Soldaten“ schenkte. In „Nacht über Flandern“ schuf Erich Hoinke einen Kriegsroman mit echt obererschlesischen Typen. Erzählungen obererschlesischen Inhaltes und Schicksals schrieben u. a. Robert Kurpium und Georg Langer, die Gertha Pohl, die Juliane Karwath und die Anna Bernard, Hugo Gnielczyk und Heinrich Dominik, Wolfgang Wienke, Walter Schimmel-Falkenau, Paul Barsch und der Walddichter Hans Raboth, der in Oppeln verstorbene Lehrerdichter Alfred Nowinski,

Mag Niedurny, Alois Kosler und Elisabeth Grabowski, die als eine Bahnbrecherin der Volkskunde immer in Ehren genannt werden wird. Von den Bergarbeitern setzten sich durch Karl Franz Mainka und Paul Habraskha.

Es zeugt für den praktischen Sinn der oberschlesischen Schriftsteller und ist ein Zeichen für die große Grenzlandnot, die uns gerade in Oberschlesien auf die Finger brennt, daß unsere Schriftsteller sich immer und immer wieder im Grenzlandroman versuchen. Da sind zunächst die guten Romane von Robert Kurpiun „Der Mutter Blut“ und „Das schwarze Weib“. Sie wurden bereits vor dem Kriege geschrieben und waren in jenen guten Zeiten, da Oberschlesien noch im Schutze des vorkrieglichen starken Deutschlands geborgen war, ein ernster Mahner, der damals leider viel zu wenig gehört worden ist. Einer der besten Grenzlandromane, der auch durch seine feste und klare Gestaltung auffällt, ist der „Richter Wichura“ von Georg Langer. Willibald Köhler, der auch sonst immer wieder in Wort und Schrift den guten Grenzlandroman forderte, folgte mit seiner feingeistigen „Sehnsucht ins Reich“. Wie eine große Bombe platzte dann vor einigen Jahren der erste Grenzlandroman von August Scholtis, der „Ostwind“, ein starkes Buch, bluthaft und groß, das aber viel Widerspruch fand. Als Fortsetzung und als zweiter Band zu diesem Buch der oberschlesischen Tragödie ließ August Scholtis die ebenbürtige und vielbesprochene „Baba und ihre Kinder“ folgen.

Gerade jetzt, im Herbst 1935, erlebt das oberschlesische Schrifttum einen neuen und großen Aufbruch, der weitere Kreise aufmerken läßt. Von Hans Niekrawiek kam im Oberschlesierverlag die schon genannte „Kantate D.S.“ heraus. Als neuer Stern am Dichterhimmel erschien Ruth Hoffmann mit ihrem Roman „Pauline aus Kreuzburg“. Josef Wießallas Roman „Die Empörer“ erfreut und überrascht die deutschen Literaturfreunde. Die „Baba“ von August Scholtis erfuhr eben eine Übersetzung ins Tschechische. Eben ließ der junge Hultschiner August Scholtis einen dritten Roman starten: „Jas, der Flieger“. Rudolf Fizek legt im Verlage Hirt als billige Volksausgabe ein neues Werk vor, das in seiner Anständigkeit, Gerasttheit und Volkstümlichkeit weitester Verbreitung sicher sein dürfte, kleine Skizzen und Gedichte aus dem oberschlesischen Industriegebiet, betitelt „Im Land der flammenden Nächte“. Im Kupferverlag Breslau erscheint ein Grenzlandroman von Victor Kaluza „Das Buch vom Kumpel Janek“. Im gleichen Verlage kamen Willibald Köhlers „Getreue Füße“ neu heraus. Gerhart Baron arbeitet an einem großen oberschlesischen Volkstumsroman, Willibald Köhler an einem neuen Werk „Der Fernseher“. Dies alles sind Mitteilungen aus nur wenigen Wochen, dazu könnte man die Reihe noch fortsetzen. Aber schon diese Andeutungen (ähnlich liegen die Verhältnisse auf dem Gebiete der bildenden Kunst und vielleicht noch günstiger bei der Musik) beweisen eindringlich, wie kräftig das schöpferische Deutschtum Oberschlesiens sich rührt.

Demgegenüber verschwinden die dichterischen Äußerungen aus Oberschlesien in polnischer Sprache. Gewiß lassen sich bereits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts einzelne polnische Dichterstimmen Oberschlesiens nachweisen, die, von der polnischen Bewegung gewonnen, das Hochpolnische sich aneigneten und in polnischer Sprache ihre Lieder sangen. Zu großer Bedeutung sind diese Kräfte niemals gelangt. Es wird auch immer ein Ruheesblatt in der Kulturgeschichte Oberschlesiens bleiben, daß die

schöpferischen Regungen in der slawischen Mundart Oberschlesiens von deutscher Seite nicht unterdrückt wurden, sondern Förderung erfuhren. Julius Roger, ein deutscher Arzt, übersezte die obereschlesischen Volkslieder ins Deutsche und Hoffmann von Fallersleben, der Dichter des Deutschland=liedes, hat sie im deutschen Volke bekannt gemacht. Wenn diese dichterischen Regungen aus dem zweisprachigen Volksteil niemals große Bedeutung gewannen, so vornehmlich deshalb nicht, weil eben die Oberschlesier allesamt, wenn sie nicht von außen, etwa wie Maria, anders beeinflusst wurden, keinen sehnlicheren Wunsch im Herzen trugen, als ganz ins Deutsche hineinzuwachsen und hundertprozentig als Mitglieder der deutschen Kultur- und Schicksalsgemeinschaft gewertet zu werden.

Wie festgewurzelt das Deutschtum in Oberschlesien ist, das zeigen nicht zuletzt unsere obereschlesischen deutschen Mundarten und unsere Mundartdichter, an der Spitze Philo vom Walde. Naturgemäß ist ihr Ruf zumeist über die Grenzen Schlesiens hinaus nicht gedrungen, um so lieber und vertrauter sind sie uns in der „Heimte“ selber.

Die künstlerischen Leistungen einer Landschaft nehmen wir mit Recht gerade heute, wo Volkstum und Boden wieder nach Gebühr gewertet werden, als einen jener wichtigen Hinweise, wohin eine Landschaft und ein Volkstum gehören. Nach dem Vorangegangenen dürfte die Antwort in bezug auf Oberschlesien eindeutig sein. Oberschlesien kann als eine Wiege deutscher Dichtung gelten, wie in diesem Aufsatz deutlich geworden sein dürfte. Immer sind es deutsche Farben, die Oberschlesien bei seinen künstlerischen Leistungen zeigt, es ist deutscher Atem, der hier weht, so, wie Oberschlesiens Bäche und Flüsse zusammenströmen in die Oder, die dann ihre Wasser schickt ins Innere Deutschlands und ins deutsche Meer.

Hans Venatier:

Die Breslauer Septemberschau über das deutsche Kunstschaffen im gesamtschlesischen Raume

Die Schlesische Kunstausstellung im September 1935 zeigte Bilder und Plastiken, dazu vorbildliche Wohnungseinrichtungen und Erzeugnisse des Kunsthandwerks. Alle schlesischen Künstler waren zur Teilnahme aufgefordert, und von Nichtschlesiern einige, die man den schlesischen Künstlern als Vorbilder zeigen zu können meinte. Veranstaltet wurde die Ausstellung unter Mitwirkung der NS.-Kulturgemeinde vom Kulturrat der Stadt Breslau. Schon äußerlich war der Eindruck durch den geschickten Wechsel von Bildersälen, vollständigen Wohnzimmern und Kunsthandwerk günstig und lebendig. Überall spürte man Fortschritt und erweiterten Blick.

Schon beim ersten flüchtigen Rundgang fiel dem Besucher ein weiteres angenehm auf: die Ausstellungsleitung hatte auf klare Linie gehalten. Da war kaum ein Werk, das die Einheitlichkeit störte. Alles erschien auf einen Ton gestimmt und sauber im Handwerklichen, sauber in der künstlerischen Gesinnung. Der Gast konnte sich mit Recht der Lebensbejahung freuen, die in Farbe und Form hundertfältig zu ihm sprach.

Am lebendigsten zeigte sich der Geist der Gegenwart an der Abteilung für Wohnkultur. Der Fortschritt aus einer überladenen, verlogenen Vergangenheit in eine sachliche, ehrliche Gegenwart war deutlich. In fast allen der ausgestellten Zimmer waltete das Streben, durch edle Vorbilder eine echte, dem Sinn des Volkes angepasste Wohnkultur in Schlesien zu schaffen. Deutsches Holz war ausschließlich verwandt, man legte in allen Zimmern Wert auf einfache Linien, ruhige Flächen und auf einen wohlthuenden Zusammenklang von Möbel, Polster, Teppich und Vorhang. Nicht Schauzimmer wurden geschaffen, sondern nutzbare Wohnräume, die den Menschen zu Aufenthalt und Arbeit dienen sollen, und in denen sie nach der Arbeit Ruhe und Freude finden können. Den meisten Zimmern sah auch der Laie an, daß sie unter Verzicht auf jedes schmuckmäßige Blendwerk einfach aus dem praktisch notwendigen heraus entworfen waren; der Fachmann freute sich an den aus genauester Kenntnis aller Tücken und Vorteile des Materials entwickelten reinen Werkformen.

Der Drang zum Einfachen und Schlichten ist keine Modelaune, sondern wächst aus der Selbstbesinnung der deutschen Menschen. Denn Wohnkultur haben, heißt ja nichts anderes, als inmitten von Möbeln und Gebrauchsgegenständen leben, die zu dem Menschen, der sie benützt, in innerlichem Verhältnis stehen. Wir haben gelernt, uns wieder auf die

natürlichen Formen des Verkehrs zwischen Mensch und Mensch zu besinnen, wir sind um vieles wesentlicher geworden, darum sollen auch die Möbel, mit denen wir täglich umgehen, einfach, grade, ohne aufdringlichen Hierat sein und von jener gebärdenlosen Schönheit, die allein die Jahre und die Modeströmungen überdauert.

War auch in einigen der gezeigten Zimmer der Wohnkitsch noch nicht ganz überwunden, so stellten doch die Kinder- und Wohnzimmer von Dellschig und die Diele von Rüdiger Spitzenleistungen dar. Auch die einfachen Zimmer des Heimstättenamtes der NSDAF zeigten vollendeten Geschmack bei denkbar geringem Aufwand an Mitteln — Zimmer, wie man sie in jedes Siedlerhaus wünschte.

In andrer Weise interessant war die Ausstellung der Kunsthandwerker, denn im gleichen Saal hatte das Museum für Kunstgewerbe und Altertümer gediegene Arbeiten aus seinen Sammlungen ausgelegt. Man darf behaupten, daß die neuen Arbeiten sich ebenbürtig an die alten, doch immerhin erlesenen Stücke anreihen. Es ist ein Jammer, daß gegen die Massenware, die von der Industrie auf den Markt geworfen wird, wegen der Preisgestaltung so schwer anzukommen ist. Wir würden dann — nach dem in der Ausstellung Gezeigten zu schätzen — eine Blüte des Kunsthandwerks erleben, wie es sie nur je in den besten Zeiten der Kunst gegeben hat. Man sah in jeder Beziehung vollendete Stücke, ob das die Gläser von Härtel und Liselotte Hoehne waren, oder die Metallarbeiten von Traute Eberding, oder die Tonwaren von Theilmann, Rhau und Lachmann, oder die Buchbinderarbeiten von Wagner — überall feinstes Formgefühl gepaart mit gediegenem handwerklichen Können und dem Wissen um die praktischen Notwendigkeiten eines jeden Gebrauchsgegenstandes.

Neben diesen durchweg erfreulichen Leistungen beginnt nun die Problematik mit den Werken der Maler und Bildhauer.

Das Schwergewicht der Ausstellung lag auf der Landschaftsmalerei. Von den vielen Seiten, die der schlesischen Seele eigen sind, kam hier die idyllische fast allein zu Worte. Weitere Landschaften waren von Abendsonne überglänzt, dunkelblauer Himmel stand gegen sattgrüne Wiesen unter breitästigen, geruhsamen Bäumen; reifendes Korn, friedliche Hänge; und die blauen Berge hoben sich in windlose Luft, die Schroffen des Hochgebirges vergingen im Dunst, ein zarter Morgen stieg über die Acker: Caspar David Friedrich! dachte man unwillkürlich. Auch die Bilder, deren Technik sie einer andern Richtung zuwies, lebten mehr vom Hauch des Friedens als vom Atem des Sturmes. Selbst Erler, der doch die stärkste Form hatte, machte hiervon keine Ausnahme. Vieles war sehr gut, und manches möchte man gern besitzen. Doch gab es auch Schildereien, vor denen man sich befremdet fragte, wie eine Furch solche blauplaumenweiche und sonnengelbe Sentimentalitäten durchgehen lassen konnte. Am stärksten traten Erler, Hönig, Martin, Merz, Schölei, Weist hervor. Die Industriebilder blieben der geballten Wucht der oberschlesischen Werke, die sie darstellten, vieles schuldig; für Stilleben ist die Zeit vorbei, wenn sie nicht mit besonderen formalen oder farbigen Reizen aufzuwarten haben; unter den Porträts war außer dem Selbstbildnis von M. B. Hoffmann und dem Bildnis eines Defans von Liebert keins, das menschlich besonders ergriff.

Begrüßenswert war es, daß die Ausstellungsleitung sudetendeutsche und ostoberschlesische Maler aufgefordert hatte, sich an der Ausstellung zu beteiligen. Damit zeigte man den Willen, die kulturellen Fäden zwischen den Stammesbrüdern diesseits und jenseits der Staatsgrenzen nicht abreißen zu lassen. Besonders die Sudetendeutschen sind der Einladung bereitwillig nachgekommen. Auf große Ganze gesehen, zeigten ihre Arbeiten deutlich die Verwandtschaft mit den Schlesiern im Reich. Auch ihren Bildern wohnt das Musikalische inne, das Heitere, Erwärmende, nur daß ihre Bilder alle um einen Ton farbiger, voller, süßlicher sind. Decker und Veit fielen auf, daneben Harrer, Mosler, Zdravila und ferner Kaida mit erstaunlichen Miniaturen, und unter den Bildhauern Engelbert Kaps mit dem wohl gelungenen Porträtkopf des kürzlich verstorbenen Heimatsdichters Victor Heeger.

Was aber soll man im allgemeinen zur Plastik sagen? Man ging an nichtsagenden Knaben- und Mädchenakten vorbei, man sah Tierplastiken, von denen die meisten ihre deutlich erkennbaren Vorbilder nicht erreichten, Porträtköpfe schauten den Besucher an, die ihn, wenn er keine persönlichen Beziehungen zu den Dargestellten hatte, in fast allen Fällen kalt ließen. Den Kopf des Führers sah man im vorigen Jahr von demselben Künstler weit kraftvoller in Bronze als diesmal in Marmor. Positiv heben sich die Kleintiere von Inge Jäger-Uthoff, eine formal überaus reizvolle Porzellangruppe „Don Quichote“ von Theilmann und der Kopf eines Architekten von Kunka, der gegenwärtig zweifellos einer unserer besten Porträtisten in Breslau ist, heraus.

In der Eingangshalle stand eine vier Meter hohe Kolossalstatue des feuerbringenden Prometheus von Theilmann, die von passender Wirkung ist (vgl. Titelbild).

Trotz allem Guten, was die bildende Kunst zu zeigen hatte, konnte man sich des Eindrucks nicht erwehren, als sei der Strom der schlesischen Kunst an eine Sperrmauer gestoßen, und statt sich ein Bett quer hindurch zu reißen, verbreitere sich der Strom nun zum See; die Wogen haben sich geglättet, an den Ufern blüht es reich, aber es ist ein See, kein drängender Strom.

Den Gründen nachspürend, kommt man zu folgenden Feststellungen:

1. Einmal, um 1400, hat Schlesien zusammen mit Böhmen die Führung in der deutschen Kunst gehabt. Seitdem hat es sie an andre Stämme abgegeben und bis heute nicht wiedererlangt. Es ist im Strome der Entwicklung geschwommen, heiter sich aneignend, was andere Stämme errungen hatten, durch Jahrzehnte bewahrend, was andre schon wieder abgelegt hatten, doch jede Richtung mit dem eignen Wesen der Schlesier durchtränkend. So ist es gekommen, daß kaum ein Schlesier vorbildhaft eine neue Epoche der Kunst eingeleitet hat. Die großen Meister der Kunst, aus anderen Gauen und anderen Ländern stammend, sind durch das Schaffen der schlesischen Künstler als Vorbilder hindurchgegangen und geben sich auf Schritt und Tritt zu erkennen. Die schlesischen Künstler hören dergleichen nicht gern; es ist aber so, und nur die Selbsterkenntnis kann hier den ersten Schritt zur Wandlung tun. Die Ausstellung war ein deutlicher Beweis für die Anlehnung der Schlesier an große Vorbilder.

2. Durch die Entartung der Kunst in den Jahren kurz vor und besonders nach dem Kriege ist fast ein Menschenalter in der Kunstentwicklung verlorengegangen. Denn der vollstümliche Geschmack knüpft heute dort

wieder an, wo die Astgabel sich einst in entartete und gesund gebliebene Kunst geteilt hat, und alle Bilder, die auch nur durch ihre Malweise im entferntesten an jene Verfallserscheinungen erinnern, obwohl sie selber innerlich gesund sind, erregen den Argwohn jenes Geschmades, und müssen es sich gefallen lassen, zurückgestellt zu werden. Das ist schade, denn auf diese Weise wird viel Lebendiges ausgeschaltet. Es ist aber unser Schicksal, daß wir den Weg, auf dem wir uns verloren haben, in gesunder Verfassung noch einmal machen müssen. Dieses Zurück aber, so notwendig es für viele sein mag, bedingt auf der andern Seite, daß oft peinlichste Gefrigkeit ins Licht der Gegenwart tritt und wohl gar noch als bahnbrechend gefeiert wird. Vergeblich späht man dann nach dem Funken aus, der sich als Geist der Zeit offenbart. Vielleicht glimmt er irgendwo, aber aus Furcht, mißverstanden zu werden, wagt er sich nicht hervor, oder er ist tatsächlich an Hand irgendwelcher Außerlichkeiten unter die Verworfenen gerechnet. Daß auch Künstler, welche die Bierzig noch nicht erreicht haben, an diesem „Altersstil“ teilhaben, macht die Lage noch verworrener.

3. Wer jahrelang die Ausstellungen in Breslau verfolgt hat, dem sind die Namen und die Malweise der Künstler vertraut. Er hat gesehen, wie manche in ihren Ausdrucksmitteln sich wandelten, andre um neue Formen und Inhalte rangen. Er hat aber auch beobachtet, wie manche sich selber so treu geblieben sind, daß ihre Bilder von 1935 zum Verwechseln ähnlich sind denen, die sie zehn Jahre früher malten. Vielleicht ist der Wunsch, durch eine einheitliche, allgemein bekannte Manier aus der Masse der anderen herauszustechen und dadurch dem Publikum ein „Begriff“ zu werden, ausschlaggebend gewesen, vielleicht ist es tatsächlich Erstarrung oder Unfruchtbarkeit. Damit soll nicht gesagt sein, daß jeder Künstler alljährlich mit Überraschungen aufwarten und im Zirkusgarten der Mode umhertaumeln soll. Auch die Meister behalten ihre eigentümliche Handschrift, an der sie auf den ersten Blick zu erkennen sind, aber man spürt aus ihrem gesamten Werk das Wachsen der Menschen und sieht, wie sie allmählich aus den Vorhöfen in die Tempel treten. Dergleichen aber merkt man bei vielen von unsern schlesischen Künstlern nicht, und dieses allzu beharrende Element dämpfte die Schwungkraft der Ausstellung.

So sehr darum die Geschlossenheit der Ausstellung als Einheitlichkeit beglückte, so sehr bedrückte sie auch wieder als Einseitigkeit, und man fragte sich etwas betreten, ob hier wirklich ganz Schlesien sprach. Denn wir wissen, daß der Bogen der schlesischen Seele weiter gespannt ist, als dem Unkundigen die Ausstellung vortäuscht. Von bescheidener Heiterkeit bis zu leidenschaftlicher Ekstase hat sie viele Saiten. Wie man hörte, haben viele Künstler die Ausstellung nicht beschickt. So tragen sie selber mit an der Schuld, wenn die Ausstellung ein unvollständiges Bild ergab. Vor allem fehlte die Jugend, und auch deshalb der Wind in der Ausstellung. Wir wollen aber nicht nur die gereifte Leistung sehen, wir wollen auch die Hoffnung sehen, den Kampf und das Ringen um neue Ziele, — selbst um den Preis, daß noch nicht alles zur Reife gediehen ist. Es ist nicht recht, den politischen Kämpfer zu verherrlichen, und in der Kunst die bedächtigen Alten auf den Schild zu erheben. Es ist auch innerlich unmöglich, politisch die Jugend an die Front zu rufen, und ihr in der Kunst die Werke einer Lebenshaltung als Vorbilder zu geben,

die durch den ehernen Schritt der Zeit längst überdröhnt ist. Deshalb soll das Alte nicht vernichtet und nicht geschändet werden, aber neben die beharrende muß unzweifelhaft die drängende Kraft treten, wenn das Orchester voll ertönen soll.

Es ist ein in Schlesien schaffender Badenser, der diesen Ton als einziger in die Ausstellung brachte. Er ist jung genug, um durch eine vergangene Zeit nicht mehr behindert zu werden, und reif genug, den Atem der Zeit, den er nicht nur politisch, sondern vor allem künstlerisch erfuhr, in Plastik umzusetzen. Es ist Theilmann mit seiner schon erwähnten Kolossalfigur des Prometheus, der von den Bergen steigt, den Menschen das Feuer zu bringen. Durch Wucht und Kraft des Gedankens ist dieses Werk ebenso ausgezeichnet wie durch Adel und Gebundenheit der Form, — die Kraft der Glieder, der Sprung der Gelenke von Stufe zu Stufe, die Brust voll Atem geschöpft, das Leben und die Spannung in jeder Faser unter der Haut, das flatternde Haar, die Hand wie ein Schrei, das Gesicht im Spiel der Lichter und Schatten schwankend von verzichtender Trauer zu tatendrängender Kraft, und aus jeder Ansicht eine neue Gestalt: der Tänzer, der Stürmer, der zermalmende Schreiter! Daß die Kritik mit diesem Werk nichts anzufangen wußte, mag seinen Grund in der traurigen aber wahren Tatsache haben, daß viele Menschen zwar sehr laut nach heroischer Kunst rufen, nachher aber, wenn sie davor stehen, Angst vor ihrer Wildheit bekommen, und sich lieber an jener Kunst genügen lassen, in deren Anblick es sich behaglich träumen läßt, oder an jener, die schon glaubt, monumental zu sein, wenn sie Waffen und Rüstung in Großformat zur Darstellung bringt. Fachleute sagten, dem Prometheus hafte dieser oder jener kleine Fehler an. Mag sein, doch darauf kommt es gar nicht an, sondern das ist viel wichtiger, daß in diesem Werk die drängende Kraft unserer Zeit in kolossaler Form gebändigt ist. Der Eintritt in die Ausstellung war zugleich ihr Höhepunkt.

Rudolf Lochner:

Die Reichenberger Sommerhochschulwoche des Jahres 1935

Ein knapper Bericht über Verlauf und Ergebnisse dieser Arbeitswoche allein vermöchte ihre Bedeutung nicht ins rechte Licht zu stellen; notwendig ist demnach eine kurze Überschau über die früheren Sommerhochschulwochen Reichenbergs und ihre volksbildnerischen Ziele¹⁾. Dabei ist eine Kennzeichnung des Ortes selbst erforderlich. Die Stadt Reichenberg²⁾ ist im südwestlichen Teil des gesamtschlesischen Raumes zweifellos der stärkste deutsche kulturelle Kraftmittelpunkt schon seit dem frühen 19. Jahrhundert. Die Tuchmacherei verschaffte diesem Vorort deutschen Gewerbefleißes im 17. und 18. Jahrhundert eine beträchtliche Wohlhabenheit, auf der wiederum die industrielle Umstellung und Ausweitung des 19. und 20. Jahrhunderts ruhen. Bis zum Jahre 1866 im Bereich des Deutschen Reiches und des Deutschen Bundes gelegen, von Bismarck in diesem nämlichen Schicksalsjahr gegen den Willen des preussischen Königs mit dem übrigen Nordböhmen weiterhin dem stets deutschfeindlicheren Altösterreich überlassen, wurde die Stadt allgemach ein Vorort der Sudetendeutschen. Reichenberg wuchs zu jener Größe und wirtschaftlichen Bedeutung, die es bis heute behauptet. Ein Gang durch die Stadt mit ihren zahlreichen prächtigen Großbauten, Museen, Schulgebäuden, ihren weiten Fabriksvierteln und ihrem herrlichen Willenfranz zeigt eindringlich, daß hier wie sonst in Nordböhmen der eigentliche Reichtum Altösterreichs sich zusammenballte.

Das Kulturleben der Stadt Reichenberg zeigte schon vor 1918 eine bedeutsame Höhe. Es ist heute gut, zu betonen, daß hier im Jahre 1911 der Lebensreformer und Arzt Gustav Rösler eine „Deutsche Volksakademie“ begründete³⁾, die als eine Art Abendvolkshochschule ihre Wirksamkeit auf ganz Deutschösterreich ausdehnen wollte. Nach dem Kriege nahm ein früherer Mitarbeiter Röslers, Erich Gierach, diesen Gedanken wiederum auf. Unterstützt von einer Reihe von Kräften aus der deutschvölkischen Jugendbewegung errichtete nun Gierach in den Jahren 1923 bis zur Gegenwart in Reichenberg eine stolze Reihe von deutschen Kultur-, Volks-

¹⁾ Vgl. die ausführlichere Darstellung in: Lochner, Reichenberger Volksbildungsarbeit 1919—1929. Reichenberg, 1931, Verlag des Volksbildungsamtes.

²⁾ Reichenberg. Herausgegeben vom Stadtrate. 1929. Deutscher Kommunalverlag, Berlin-Friedenau.

³⁾ Vgl. Lochner, Reichenberger Volksbildungsarbeit usw., S. 17 ff. Ferner: Lochner, Das Volksbildungswesen in der Tschechoslowakischen Republik. München, Reinhardt, 1930.

bildungs- und auch wissenschaftlichen Forschungsstätten⁴⁾, von denen die lebendigste und bekannteste wohl das städtische Volksbildungsamt geworden ist. Unter den zahlreichen Veranstaltungen dieses Volksbildungsamtes ragen nun seit dem Jahre 1924 die Reichenberger Sommerhochschulwochen hervor. Ihrem Anreger, Erich Gierach, schwebten zunächst gewiß sogenannte Ferienhochschulkurse vor, mehr noch bestimmte wissenschaftliche Sommertagungen, die in englischen Universitätsstädten (z. B. in Oxford) durchgeführt werden. Während aber ähnliche in deutschen Ostgebieten (Reval, Dorpat, Riga, Siebenbürgen) durchgeführte Veranstaltungen vielfach einen Ersatz für dort fehlende Hochschulen darstellen sollen, brauchen die Sudetendeutschen ja solche Hochschulen nicht zu ersetzen. Indessen liegen die sudetendeutschen Hochschulen mitten im slawischen Siedlungsgebiet (Prag, Brünn) und haben daher mit dem Volksleben der geschlossenen deutschen Randgebiete nur wenig oder gar keine unmittelbare Fühlung. Hauptzweck der Reichenberger Sommerhochschulwochen nach dem verunglückten Versuch, die Prager deutsche Universität hierher zu verlegen, ist es daher, die deutschen Hochschullehrer in eine lebendige Berührung mit dem geschlossen siedelnden, bodenständigen Deutschtum des tschechischen Staates zu bringen. Man beruft aber hier nicht nur inländische Hochschulkräfte als Vortragende, sondern man hat seit 1924 in stärkster Weise auch reichsdeutsche und österreichische Kräfte eingeladen. Die gegenseitige Fühlungnahme der hierherkommenden Hochschullehrer ist ein nicht gering einzuschätzender Umstand. Daß auch der Hörerkreis seit Anfang an nicht auf das Sudetendeutschtum eingeschränkt wurde, sondern daß Hörer aus allen Teilen des deutschen Volksgebietes willkommen sind, ist ein gleichlaufender Zug. So kann man sagen, daß das gesamte Deutschtum aus dieser Reichenberger Einrichtung seit 1924 große Vorteile zieht; insbesondere die reichsdeutsche Nachbarschaft war in Reichenberg immer stark vertreten und hat auch am Aufbau der Wochen besonderen Anteil genommen.

Der erste Versuch im Jahre 1924 brachte zunächst zwei ganz allgemeine „Sommerhochschulwochen“ mit hunderter Vortragsfolge. Schon im darauffolgenden Jahre kam es zum Aufbau einer Hochschulwoche mit mehr fachlichem Zuschnitt, nämlich der „Woche für Heimatforschung und Heimatbildung“. 1926 folgte in ähnlichem Stile eine erste „Pädagogische Hochschulwoche“ unter starker Mitarbeit des Berliner Zentralinstitutes für Erziehung und Unterricht; wiederholt wurde diese Woche mit anderem Inhalt 1930. Eine Fortsetzung auf bestimmtem Gebiet war die im Jahre 1928 durchgeführte „Hochschulwoche für Leibesübungen“, veranstaltet unter Mitarbeit der preussischen Hochschule für Leibesübungen in Spandau und des Grazer Universitätsinstitutes für Turnlehrerbildung. In dieser Reihe zu erwähnen ist der gewagte Versuch einer Woche „Deutsche Kunst in der Gegenwart“ (1931; verbunden mit einer Architekturausstellung) und vor allem die ausgezeichnet gelungene „Sudetendeutsche Goethewoche“ des Jahres 1932, an der die Goethe-Gesellschaft in Weimar, die Gesellschaft für deutsche Bildung in Frankfurt a. M., das Freie deutsche Hochstift (ebenda) und die Deutsche

⁴⁾ Begründung und Aufbau der Reichenberger Kulturstellen. Herausgegeben von R. Lochner. Reichenberg, Verlag Kraus, 1931.

Akademie in München mitarbeiteten. Schließlich sei hier als engere Fachwoche noch die Woche für Geologie und Geographie der Heimat, besonders des Jeschken-Jergaues, erwähnt, die unter dem Titel „Land und Leute in Nordböhmen“ 1933 stattfand.

Eine andere Richtung wurde mit einer Reihe von Hochschulwochen eingeschlagen, die über mehrere Jahre hin ganz planmäßig aufgebaut wurden. Im Jahre 1925 übernahm nämlich die Volkshilfskanzlei Reichenberg die Durchführung der „Ersten schlesischen Kulturwoche“, seither fortgesetzt in einer Reihe sudeten- und reichsschlesischer Städte⁵⁾. Diese schlesische Kulturwoche, die gemeinsam mit dem reichsdeutschen Schlesiertum, insbesondere den tatkräftigen Breslauern, organisiert war, hatte die Aufgabe, ein deutsches Stammesgebiet in seiner gesamten Ausdehnung ohne Rücksicht auf die Staatsgrenzen nach seinen kulturellgemäßen Hauptzügen zu erfassen. Im darauffolgenden Jahre 1926 schritt man nun zu einer „Sudetendeutschen Kulturwoche“ fort, zur zusammenfassenden Darstellung der Lage und der Kulturleistungen einer grenzlanddeutschen Volksgruppe überhaupt. Der große Erfolg legte es nahe, von da zur Darstellung des Gesamtvolkes vorzuschreiten. Und so bildete die „Tagung für Deutschkunde“ 1927 nur eine geradlinige Fortsetzung der Bestrebungen. Erzielt wurde eine knappe Gesamtdarstellung der Lage und der Bedeutung des deutschen Volkes in Mitteleuropa⁶⁾. Mag auch die bestbesuchte Woche die des Jahres 1926 gewesen sein, am spannungsreichsten und von größtem Wirkungsumkreis blieb bisher die „Ostdeutsche Kulturwoche“ des Jahres 1929, die unter dem Ehrenschutz der ostdeutschen Hochschulen Königsberg, Danzig, Breslau, Prag und Wien stand⁷⁾. — Welche Fülle von bedeutenden Namen leuchtet aus den Arbeitsplänen dieser Hochschulwochen! Wie sehr hat Reichenberg sich durch diese Wochen als Vorort der stärksten deutschen Volksgruppe außerhalb des Reichs und Österreichs erwiesen! Nur wenn man dieser früheren Leistungen sich bewußt ist, kann man auch die letzte der Hochschulwochen, über die nun anschließend berichtet werden soll, entsprechend beurteilen.

Die dreizehnte der Reichenberger Sommerhochschulwochen wurde am 26. August im Sitzungssaale der Stadtvertretung als „Woche für Landeskunde und Heimatforschung der Sudetenländer“ feierlich eröffnet. In mancherlei Hinsicht an die „Sudetendeutsche Kulturwoche“ des Jahres 1926 gemahnend, bot sie doch einen anderen stofflichen Umfang; manches an ihrem Aufbau erinnerte auch an die bedeutsamen politischen Veränderungen, die sich seit 1926 in der Tschechoslowakei vollzogen hatten. Diesmal traten außer dem Stadtbildungsausschuß als Hauptträger der Veranstaltung der „Deutsche Verband für Heimatforschung und Heimatbildung“, der „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen“, der „Verband der deutschen Museen für Heimatkunde“ und die „Deutsche Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte“ auf. Und man hatte demgemäß

⁵⁾ Vgl. die Berichte in den „Schlesischen Jahrbüchern für deutsche Kulturarbeit im gesamtschlesischen Raume“, Bd. 1—7 (1928—35), Verlag Wils. Gottl. Korn, Breslau.

⁶⁾ Die Tagung für Deutschkunde 1927. Reichenberg, Verlag der Volkshilfskanzlei, 1928.

⁷⁾ Ostdeutsche Siedlung und Entwicklung. Herausgegeben von H. Lochner. Reichenberg, Verlag Kraus, 1930.

als ausländischer Besucher die Möglichkeit, eine Fülle von Persönlichkeiten aus dem Umkreis sudetendeutscher Heimatwissenschaft kennenzulernen. Eine ansehnliche Zahl Prager deutscher Hochschullehrer bildete die Kerntruppe der Vortragenden, daneben waren die Universitäten Wien, Leipzig, Erlangen, Halle vertreten. Es war erfreulich zu hören, daß in der Eröffnungsfeier der Vertreter des Stadtrates Reichenbergs Hochschulwochen als ein Bedürfnis und als Äußerung sudetendeutschen Kulturwillens bezeichnete und erklärte, die Reichenberger Stadtverwaltung sei sich ihrer Pflichten gegenüber der bodenständigen Forschung wohl bewußt. Der Vertreter der veranstaltenden wissenschaftlichen Verbände gab bekannt, man habe es sich zum Ziele gesetzt, alle geschichtsforschenden Vereine der Sudetenländer, auch alle heimatkundlichen Vereine und Arbeitsgemeinschaften zu einer Gesamtheit zusammenzuschließen; die Heimatforschung gewinne auf dem Gebiete der Wissenschaft eine immer steigende Bedeutung; und in innigstem Zusammenhang mit der Heimatforschung stehe auch die Heimatbildung, denn was der Forscher begründe, das wolle er ja auch dem Heimatvolke zugänglich machen, wodurch erst so recht die Heimatliebe erweckt werden könne. Gründliche Kenntnis der Heimat sei eine Hauptvoraussetzung ihres wirklichen Besitzes! —

Gewissermaßen den Auftakt zur ganzen Woche bildete der erste Vortrag Erich Gierachs über „Die Besiedlung des Feschkenszergaues“. Aus den Quellen her leitete Gierach das Recht der Sudeten deutschen ab, auch das Feschkenszergebiet als ihre angestammte Heimat anzusehen, da die Vorfäter alles, worauf wir heute stolz sein können, aus eigenster Kraft geschaffen haben. Die Vorträge des bekannten Reichenberger Geologen Bruno Müller über „Böhmen in der Braunkohlenzeit“ und des Prager Paläontologen Adalbert Liebus über „Die Tierwelt der Eiszeit in Böhmen“ boten ein eindrucksvolles Stück Naturgeschichte des deutschen Böhmerlandes, das durch eine Lehrwanderung unter Leitung Müllers wirksam ergänzt wurde. Am Nachmittag sprach Emil Lehmann im Goetheheim über Aufbau und Aufgaben der „Gesellschaft für deutsche Volksbildung“ in der Tschechoslowakei, dem führenden Fachverband für Erwachsenenbildung. Man lernte das Goetheheim mit seinem schönen Saal und seinen Unterkunftsräumen selbst kennen und hatte Gelegenheit, Einblick zu tun in wahrhaft volkerhaltende Volksbildungsarbeit. In den Abendstunden sprach weiter der Brüger Stadtarchivar und Museumsleiter Kurt Oberdorffer über „Das Gemeindegedenkbuch“, in dem er die Forderung geltend machte, daß sich die vom (tschechischen) Gesetz vorgeschriebene Führung des Gemeindegedenkbuches nicht auf Zusammentragen von trockenem, atmenmäßigem Stoff beschränken solle, sondern ein unmittelbares Spiegelbild auch der seelischen Nöte und Zeitereignisse haben möge. Am Abend rundete Emanuel Trojan das Naturbild Böhmens durch einen Vortrag über „Fortschritte und Ergebnisse der heimatlichen Tierkunde“ in wirksamer Weise ab.

Der zweite Tag galt zunächst Bevölkerungs- und Familienfragen. Der Vortrag von Eis über „Die deutschen Familiennamen in Böhmen und Mähren“ bot eine Klarstellung bisher unbekannter Einflüsse und Zusammenhänge über Entstehung bzw. Herkunft heimischer Familiennamen. Geradezu aufstrüttelnd wirkten die Ausführungen Muntendorfs über „Geburtenrückgang und Bevölkerungspolitik“ bei den

Sudetendeutschen. Muntendorf beleuchtete nicht nur mit Hilfe statistischer Zahlen die biologische Gefährdung des sudetendeutschen Volkskörpers, er ging auch auf die seelischen und wirtschaftlichen Hintergründe der ganzen Lage ein. Besonders erschütternd war der Hinweis, wie sehr man gegenwärtig die Unterlegenheit der Sudetendeutschen auf diesem Gebiet auszuwerten beginnt, zumal auch die Gefahr des qualitativen Rückganges bei den Sudetendeutschen besteht; denn hier wie anderswo auch neigen vor allem die geistig führenden Schichten der Bevölkerung dazu, ihre Pflichten im Bereich der Volksvermehrung zu vernachlässigen. Der ergänzende Vortrag Emil Lehmanns über „Familie und Volk“ unterstrich noch diese Feststellungen und leitete aus dem neuen ganzheitlichen Weltbilde die Forderung nach einer familienhaften Volkskultur ab. Auch der Vortrag von Knöbl über „Rasse und Familie“ lag auf der nämlichen Linie und gab ebenfalls Aufschlüsse über diese aus der Not der Zeit gewachsene ernste Frage der Volksentwicklung. — Am Abend hörte man dann den Prager Historiker Birchan über „Die Bedeutung der Archive für unsere Geschichte“ sprechen, eine willkommene, vertiefende Unterstreichung schon bekannter Tatsachen und Notwendigkeiten geschichtlicher Forschung.

Den dritten Tag eröffneten die Ausführungen Mahdells über „Dorf- und Flurnamen der Sudetenländer“, eine an Hand von Karten geschickt durchgeführte Darstellung der Verteilung der einzelnen Siedlungs- und Flurtypen. Wesentlich lebendiger noch wirkte der anschließende Vortrag Josef Hanikas über „Die Volkstracht in ihrer Bedeutung für die volks- und Heimatforschung“. Der aus dem Egerland stammende bekannte Prager Volkskundler betonte mit Nachdruck, daß man in der Volkstracht nicht nur gesunkenes Kulturgut, sondern auch uraltes Erbgut finden könne, und zeigte, besonders an Hand von slowakei-deutschem Material, welch lebendiges kulturgeschichtliches Bild eine genaue und großräumige Forschung an den Tag bringen kann. Der dritte Sprecher an diesem Vormittage, Haberlandt, berücksichtigte in seinen Darlegungen über „Das Gefüge der deutschen und slawischen Volkskultur in der Tschechoslowakei“ in erster Linie uraltes Brauchtum und versuchte aus diesem Rückschlüsse zu ziehen auf Lebensform und Wesen der germanischen und der slawischen Welt. — Am Nachmittage folgte der Prager Germanist Ernst Schwarz mit einem Vortrage über „Die Mundart als Geschichtsquelle“. Wir wissen aus hervorragenden Buchveröffentlichungen des Vortragenden dieses Arbeitsgebiet zu schätzen; es ist erstaunlich, wie durch vergleichende Mundartforschung die Herkunft der sudetendeutschen Siedler mit hinreichender Verlässlichkeit aufgewiesen werden kann⁸⁾. Der anschließende Lichtbildervortrag von Bruno Schier (früher Prag, jetzt Leipzig) über das „Kulturgefälle im Hausbau der Sudetenländer“ bot anhand prachtvollen Bildmaterials die Aufdeckung überraschender Zusammenhänge und zeigte schlagend, wie schon im Bau des Bauernhauses sich die Überlegenheit des Deutschtums der Sudetenländer gegenüber den slawischen Nachbarn kundtut. Schier, ein gebürtiger Riesengebirgler, ist zweifellos eine unserer großen volkskundlichen Hoffnungen! — Nach diesem Vortrag fuhr man nach Gablonz, besichtigte dort eine den Jeschken-Jsergau umfassende Heimatausstellung

⁸⁾ Vgl. oben S. 9 ff.

des „Bundes der Deutschen“⁹⁾ und besuchte am Abend im größten Ga-blonzer Saal den erhebenden auslandsdeutschen Dichterabend. Man hörte und lernte kennen den Balten Bergengruen, den Sudetendeutschen Pleher, den Siebenbürger Wittstock, den Schilderer des Wolgadeutsch-tums Ponten und schließlich, stürmisch begrüßt und umjubelt, den Dichter des Buches „Volk ohne Raum“ Hans Grimm.

Der nächste Tag galt Fragen deutscher Kunst auf Sudetendeutschem Boden. Leonhard Franz (Prag) sprach über „Vorgeschichtliche Kunst in der Tschechoslowakei“; er konnte in diesem Gebiete überzeugend die große Auseinandersetzung zwischen nordischer und ostlicher Keramik dartun. Smoboda (Prag) schloß daran Ausführungen über „Gotische Baukunst in den Sudetenländern“. Sein reiches Bildmaterial zeigte die heimischen Gotik-Denkmäler im größeren Zusammenhang europäischer Gotik überhaupt, aber es bewies auch, daß Böhmen und Mähren auch für diesen Kunststil eine wahre Schatzkammer darstellen. Diesen Eindruck der reichen Fülle hatte man vielleicht noch mehr beim Vortrag Brauns (Troppau) über die „Deutsche Barockplastik in den Sudetenländern“. Was allein davon an vorbildlichen Schöpfungen auf der Prager Karlsbrücke steht, ist in jeder Beziehung großartig. Die Bildproben zeigten, daß die Sudetengebiete Höchstleistungen im Bereich dieses Kunststiles bergen. Am Spätnachmittage schloß Oskar Schürer (Halle) seine Darlegungen über „Deutsche Kunstdenkmäler in der Slowakei“ an. Der überraschende Reichtum von Kunstdenkmälern, besonders der Gotik des 14. Jahrhunderts zugehörig, wirkt besonders auf den Binnendeutschen erschütternd. Welch herrliches deutsches Leben ist doch in größter und schönster Fülle weit über die Grenzen geschlossenen deutschen Volksraumes hinaus vorgeedrungen! Sehr eindrucksvoll war auch der Abendvortrag von Hönigschmid (Prag) über „Die drei großen sudetendeutschen Bildhauer Megner, Hannak, Barwig“. Wenn man etwa im neuesten „Großen Brockhaus“ die Bildtafeln über deutsche Plastik nachschlägt, so findet man Megner an erster Stelle; aber wer denkt daran, daß Megner Sudetendeutscher war! Ein Beispiel von vielen, wie das Binnenvolk auch in seinen Gipsfelleistungen nicht selten vom Grenzlandvolk abhängt. Übrigens ist auch der im Vortrag nicht behandelte Plastiker Hugo Lederer, der das berühmte Hamburger Bismarckdenkmal schuf, Sudetendeutscher. Außer eindrucksvollen Bildern der bekannten Hauptwerke Megners lernte man die wahrhaft großartigen Schöpfungen des Deutschmährrers Hannak und die besonders im Bereich der Holzplastik einzigartigen Werke Barwigs kennen. Hönig-schmid nahm Gelegenheit zu betonen, in welcher schwierigen Lage der heutige sudetendeutsche Künstler hineingeboren wird.

Der fünfte Tag der Woche, vielleicht der entscheidendste, galt der Ge-schichte der Sudetendeutschen. Der Prager Rechtshistoriker Weizsäcker eröffnete ihn mit Darlegungen „Aus dem Rechts- und Kulturleben der deutschen Städte Böhmens und Mährens“. Die hohen und alten Kulturleistungen des Sudetendeutschturns erfuhren wieder einmal eine überzeugende Darstellung. Anschließend sprach Pjizner (Prag) über „Das Gesichtsbild der Sudetendeutschen“. Er konnte nach-

⁹⁾ Vgl. S. 163 ff.

weisen, wie aus dem ursprünglichen reinen Staatsdenken, aus dem „Landespatritismus“ der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, sich auch bei den Sudetendeutschen das Volksdenken entwickelt. Am Spätnachmittage gab Mez (Erlangen) einen Überblick über „Die geographischen Grundlagen der Besiedlung in den Sudetenländern“, wobei er heraus hob, daß auch in Hinsicht der Besiedlung besonders Böhmen im Rahmen des deutsch-mitteleuropäischen Raumes keinerlei Sonderstellung einnehme. Vielleicht am spannungsreichsten war der abschließende Abendvortrag der Woche von Brunner (Wien) über „Böhmen und der Donauraum“.

Die ungemein anregungsreiche Woche klang aus in eine ganztägige siedlungsgeschichtliche Lehrwanderung unter der Leitung von Erich Gierach, die wiederum und noch einmal bewies, daß man gut tut, alle großen Gedanken durch sorgfältige heimatforschende Kleinarbeit zu unterbauen.

Der auswärtige Besucher nahm das beruhigende Gefühl mit nach Hause, daß diese Sudetendeutschen und besonders diese Reichenberger in den Bereichen einer im Dienste völkischer Aufbauarbeit stehenden Wissenschaft alterprobte Kämpfer sind. Für die benachbarten reichsdeutschen Forschungs- und Volkstumstellen aller Art, besonders aber für die in Schlesien, ergibt sich nach wie vor die Pflicht, in engster Fühlungnahme mit den sudetendeutschen Arbeitskreisen zu bleiben und einen lebendigen Erfahrungsaustausch aufrechtzuerhalten. Die nächstgelegenen Hochschulen in Schlesien (insbesondere die Breslauer Universität und die Hochschule für Lehrerbildung in Girschberg) müssen ganz vorzüglich darauf bedacht sein, die Entwicklung der sudetendeutschen Belange sorgsam zu verfolgen.

Ernst Birke:

Eine judetendeutsche Ausstellung „Volk und Heimat“

Unter diesem Namen war im Sommer 1935 in Reichenberg und Gablonz in Böhmen eine Ausstellung aufgebaut, die über ihren örtlichen Hauptgegenstand hinaus Bedeutung besitzt. Sie ist in Zusammenarbeit mit einer Reihe von Körperschaften vom Bund der Deutschen in Böhmen in der Weise vorbereitet worden, daß der rohe Plan dessen, was gezeigt werden sollte, in fachlichen Besprechungen in Form gebracht wurde. Der wesentliche Niederschlag dieser Aussprachen führte dann über Vorentwürfe zu den anschaulichen Karten, die den Hauptwert der Ausstellung bildeten und die von einer Arbeitsgemeinschaft arbeitsloser Bauzeichner hergestellt worden waren.

Im Mittelpunkt dieser Ausstellung stand der judetendeutsche Jeschken-Jsergau, das Gebiet vom Rieser-Jsergebirge über die weite Reichenberger Talmulde und den westlichen Jeschkenzug hinweg bis zur Sprachgrenze im östlichen Teil des Bezirks Riemes, der durch die Ausflugssteiche Hammer und Großwartenberg bekannt ist. So deckt sich die Landschaft des Jeschken-Jsergaues nahezu vollständig mit den heutigen politischen Bezirken Reichenberg, Friedland, Gablonz und Deutsch-Gabel.

Die kulturelle Erschließung dieser Landschaft ist im wesentlichen der deutschen mittelalterlichen Besiedlung zu verdanken. Ein Kranz von Walddorfern hat sich in die Bergwälder hineingeschoben. Natürliche Gegebenheiten und der Fleiß der deutschen Bewohner haben die allmähliche Entstehung eines ausgedehnten Hausgewerbes begünstigt. Von seiner Grundlage und besonders von der mächtigen Reichenberger Tuchmacherei aus ist es im letzten Jahrhundert zur sprunghaften Entwicklung der gewaltigen Industrie gekommen, die sich um die beiden Hauptzweige der Textil- und Glaswaren-Verarbeitung und -Erzeugung und die Hauptorte Reichenberg und Gablonz gruppiert. Sie hat eine weitgehende Umformung des Landschafts- und Siedlungsbildes mit sich gebracht und wie in anderen deutschen Landen die Menschen von der Scholle gelöst und in Großstädten gesammelt und somit Erscheinungen hervorgerufen, die unter dem Druck der Wirtschaftskrise verstärkt die Gefahren offenbaren, die hier nicht nur für einzelne und Familie, sondern für den ganzen Volkskörper aufgeworfen sind.

Es ergeben sich so bei einer geschichtlichen Vertiefung und Veranschaulichung des heutigen Geschehens, wie sie der Reichenberg-Gablonzer Ausstellung allgemein zugrunde lag, genug Anknüpfungspunkte gesamtdeutscher

— über den Jeschken-Jergau und das schlesische Stammland hinausreichender Art.

Man hatte sich zur Versinnbildlichung solcher Tatbestände und Entwicklungen sehr wirksamer Methoden bedient. Leuchtende und sehr sorgfältig aufeinander abgestimmte Farben lenkten den Blick auf bisweilen gewaltige Zeitkarten (bis zu 8 m Länge) mit eindringlicher Frakturbeschriftung, hinter denen Reihen von kleineren und speziellen Karten und Lichtbildern, aber auch sinnreiche Zusammenstellungen von Werkmaterialien und Karten und ähnliches zur näheren Betrachtung des jeweils angeschlagenen Gedankens einluden.

Die Stellung des Jeschken-Jergaues im Staate wurde auf einer Reihe von Karten der tschechoslowakischen Republik als erstes erläutert. Die Verteilung der deutschen Bevölkerung im Staate, die Volksdichte u. a. m. gelangte so zur Darstellung. Bei jeder dieser Karten wurde der Jeschken-Jergau auf der Seite groß herausgezeichnet und auf diesen Nebenzeichnungen die jeweils gezeigte Tatsache in ihren Einzelheiten noch besonders hervorgehoben¹⁾. So tritt im Gesamtverhältnis des Staates die deutsche Heimat als einer der dichtbesiedeltesten und am meisten industrialisierten Bezirke in Erscheinung, in dem — im Unterschied zu anderen Gegenden — nicht vorherrschend Ackerland, sondern mehr Wald und Wiese zu finden ist. Weitere Karten sind den Erwerbszweigen gewidmet, die für die heimatische Wirtschaft besonders wichtig sind: Glaserzeugung und Glasverarbeitung, Verarbeitung von Holz, der Baumwoll- und Schafwollfaser, der Gürtlerei und dem Druckereigewerbe.

Die zweite Abteilung, die der Geschichte des Gaues gewidmet war, überspannte ein Sinnbilderries, der von einer kräftigen Kurve begleitet war und den Zeitgedanken dieser Zusammenstellung anzeigte: „ein stetes Auf und Ab, das Schicksal unserer Heimat“²⁾. Die fortschreitende Besiedlung trat in einer Reihe von Karten im Stand jedes Jahrhunderts in Erscheinung, deutlich war abzulesen, wie die Erschließung des Landes sich von den Flußtalern aus langsam in die Gebirgsgegenden hinein verbreitet hat. Im Rahmen dieser Sonderchau galt eine Folge von Sonderdarstellungen, die nach den Ergebnissen der Volkszählungen gefertigt waren, und die Größe der Orte in den Jahren 1830, 1879, 1885 und 1920 anzeigten, der Bevölkerungsbewegung. Klar trat hier die Entwicklung der gewerblichen Mittelpunkte Reichenberg und Gablonz zu den Industriezentren zutage, als die sie den Gau beherrschen, der heute zu den dichtestbevölkerten Mitteleuropas zählt. Darstellungen des Eisenbahn- und Autobusverkehrs deuteten moderne Möglichkeiten an.

Die Bildreihe „Dorf und Bauer“ ging von der Grundform des heimischen Dorfes, dem Waldfufendorf aus, um seine durch die neuzeitliche Entwicklung vielfach erfolgte Auflösung zu zeigen. Daneben hing der Stammbaum eines Bauerngeschlechtes, welches 300 Jahre erbeigen auf demselben Hof wirtschaftet. Der Hauptwirtschaftszweig des Bauern im Jeschken-Jergau, die Milchwirtschaft, war in einer Weise dargestellt, die anschaulich machte, wie die meisten Gebiete des Gaues mehr Milch erzeugen, als sie selbst verbrauchen, während das Gegenteil nur bei wenigen der Fall ist³⁾. Das ländliche Genossenschaftswesen, die Besitzgrößen, die

¹⁾ Siehe Karte 1.

²⁾ Siehe Karte 2.

³⁾ Siehe Karte 3.



Karte 1

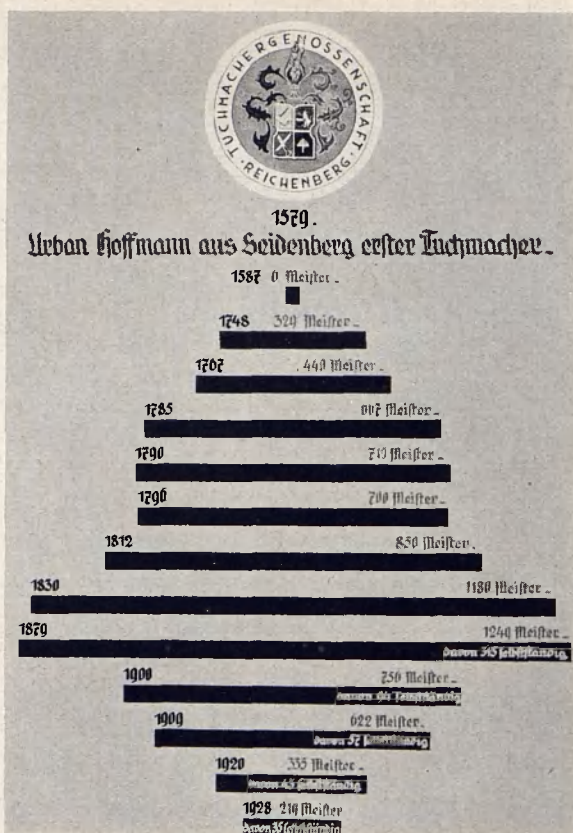


Karte 2

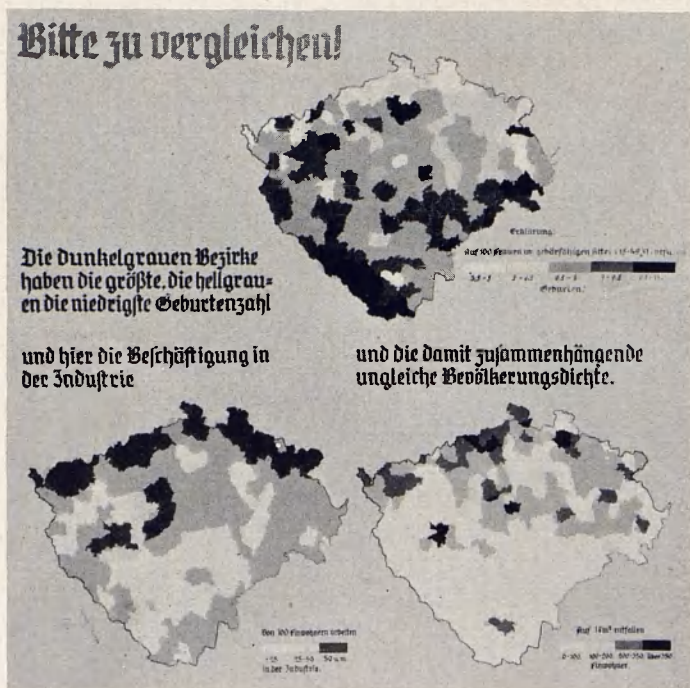


Karte 3

zu Birke: Eine subetendeutsche Ausstellung



Karte 4



Karte 5

in diesem Industriebezirk besonders wichtige Erscheinung des Häuslers, und das landwirtschaftliche Schulwesen bestritten den Rest dieser Abteilung.

Der heimische Wald war durch Belegstücke der bodenständigen Holzarten dargestellt. Eine besondere Übersicht galt seinen vielfältigen Verwendungsmöglichkeiten in der Bauwirtschaft, als Grubenholz, als Schleifholz in den Papierfabriken, in den Gerbereien (die Rinde) und schließlich als Brennstoff. In ähnlicher Weise hatte man die heimischen Gesteine in Belegstücken angeordnet, so daß sie schon die hauptsächlich gebräuchliche Verwendung anzeigten (ein fertiger Granitpflasterwürfel für diese Gesteinsart usw.), wobei sich von diesen Steinen verschiedenfarbige Fäden zu einer darüber befindlichen Karte und den dort eingezeichneten Orten des Vorkommens spannten. Hieran schlossen sich Bilder, die das Verhältnis der Gebirgsformen und ihrer Waldbedeckung zur geologischen Beschaffenheit veranschaulichten, schließlich auch eine Übersicht über die Tätigkeit der heimischen Wander- und Gebirgsvereine.

In der Darstellung der Erwerbszweige beschäftigte man sich zuerst mit der Frage, welche von ihnen den meisten Menschen Arbeit geben und wie groß im Durchschnitt die Belegschaft der einzelnen Betriebe ist. Es wurde deutlich, wie die Faserverarbeitung (Textilindustrie) in dieser Hinsicht an der Spitze marschiert, wie sie aber auch am ehesten zur Betriebsform der Großindustrie neigt. Die Entwicklung dieser Industrie aus einer alten handwerklichen Tradition war mit besonderer Eindringlichkeit herausgestellt.

Eine Tafel zeigte das allmähliche Aufblühen der Reichenberger Tuchmacherzunft, die mit der Einführung des mechanischen Webstuhls, dem Einsetzen der Industrialisierung in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts also, zum Rückgang unter den Stand des beginnenden 18. Jahrhunderts gebracht wurde⁴). Auch hier waren neben den Standortkarten die einzelnen industriellen Erzeugnisse vom Rohstoff bis zur Fertigware zu sehen. Das gleiche gilt für die Glaserzeugung und -verarbeitung als den zweitgrößten Erwerbszweig des Gaues. Auf einem großen Tisch in der Mitte der Abteilung war ein Rohglasblock aufgebaut, von dem die verschiedenen Erzeugungsreihen über die Zwischenfabrikate zum fertigen Gegenstand liefen. Ältere und neue Standortkarten der Glasindustrie zeigten die Wanderung der Industrie aus den Tälern ins Gebirge, die durch die Holzfeuerung hervorgerufen wurde, und seit der Einführung der Kohlenfeuerung wieder vom Gebirge herunter in die Täler. Wie bei der Textilindustrie waren auch hier die wichtigen Außenhandelsbeziehungen und deren einschneidender Rückgang in den letzten Jahren dargestellt.

Damit war die brennende Frage der sudetendeutschen Arbeitslosigkeit angeschnitten. Große und kleine Darstellungen führten hier immer wieder auf die traurige Tatsache hin, daß das deutsche Volksgebiet des Staates von dem Wirtschaftselend am schwersten betroffen ist und unter anderen nord- und ostböhmischen Industriegebieten auch der Jeschken- und Nergau. Man war dabei in dieser Ausstellung bei der Zusammenrechnung der Zahlen besonders sorgfältig vorgegangen und hatte nicht irgendeinen den Jahreschwankungen ausgesetzten Wintermonat, sondern in jedem Falle das Jahresmittel zugrunde gelegt. Alle mit der Arbeitslosigkeit zusammen-

⁴) Siehe Karte 4.

hängenden Tabellen und Karten waren, um den Eindruck der in ihnen zur Anschauung gelangenden Volksnot zu erhöhen, in roter Farbe gehalten.

Eine ganze Reihe von knappen Sprüchen schloß sich ihnen an, mit Forderungen, die zu einer Besserung des gegenwärtigen Niederganges geeignet erschienen. Und Untersuchungen über die Verhältnisse von Siedlungsart, Beschäftigung, Bevölkerungsdichte und natürlichem Wachstum gingen sogleich an die Überprüfung der für eine Wandlung der Verhältnisse gegebenen Grundlagen⁵⁾. An dem Beispiel einer heimischen nebenberuflichen Siedlung, des Gebirgsdorfes Christofsgrund wurde nachgewiesen, daß diese Siedlungsform für den Gau nichts Neues ist, sondern bodenständig schon durch Jahrhunderte vorhanden. Vorschläge für die Gestaltung von Siedlungsgelände und Siedlungshäusern, auch für die Schulung zur Siedlung schlossen sich an und leiteten über zu einer Reihe von Großaufnahmen aus der Tätigkeit der sudetendeutschen Arbeitslager.

*

Diese Beschreibung kann den Inhalt dieser lebendigen Ausstellung nicht erschöpfen. Sie will nur den Zeitgedanken herauschälen: die allmähliche Ausformung des Gegenwartsbildes der Heimat aus natürlichen und geschichtlichen Voraussetzungen, ihre deutsche Leistung und demzufolge Berechtigung, ihre Bedrohung durch die Gefahren der Zeit und ihren Willen, sich dennoch durchzusetzen. Von der starken methodischen Kraft, die im Aufbau und den Einzelheiten dieser Ausstellung zum Ausdruck gelangte, können die beigegebenen Karten nur ein unzulängliches Bild vermitteln. Es wäre aber sehr zu wünschen, daß man sich diesseits der Grenze eine ähnliche Aufarbeitung heimatkundlicher Fragen überlegte, vor allem da man drüben den Gedanken auch in anderen Gegenden aufzugreifen beabsichtigt. Für die Entwicklung des gesamtschlesischen Raumes würden sich erst dann die wichtigsten volkswissenschaftlichen Aufschlüsse und pädagogischen Möglichkeiten ergeben.

⁵⁾ Siehe Karte 5.



Schlesisches Jahrbuch

für deutsche Kulturarbeit im gesamtschlesischen Raume

1. Jahrgang 1928

Herausgegeben vom Ausschuß der Schlesischen Kulturwochen. Schriftleiter: Gierach, Reichenberg, Janßen, Breslau, Matz, Gleiwitz, Wittke, Troppau. 160 Seiten, 10 Bilder, 1 Karte

2. Jahrgang 1929/30

Herausgegeben und geleitet vom Ausschuß der Schlesischen Kulturwochen. 126 Seiten, 14 Bildtafeln, 1 Karte

3. Jahrgang 1930/31

Herausgegeben und geleitet vom Ausschuß der Schlesischen Kulturwochen. 156 Seiten, 35 Bilder, 15 Karten

4. Jahrgang 1931/32

Herausgegeben und geleitet vom Arbeitskreis für gesamtschlesische Stammeskultur. 96 Seiten, 7 Bildtafeln, 1 Karte

5. Jahrgang 1932/33: Der Eckpfeiler Schlesiens

Herausgegeben vom Arbeitskreis für gesamtschlesische Stammeskultur. 92 Seiten, 3 Karten

6. Jahrgang 1933/34

Herausgegeben vom Arbeitskreis für gesamtschlesische Stammeskultur. 96 Seiten, 10 Karten und 18 Abbildungen

7. Jahrgang 1934/35

Herausgegeben vom Arbeitskreis für gesamtschlesische Stammeskultur. 160 Seiten, 9 Karten und 3 Abbildungen

Alle Bände sind noch zum ermäßigten Preise von RM. 1.— durch jede Buchhandlung und den Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1, zu beziehen



L.

Ludg

Biblioteka Śląska w Katowicach

ID: 0030001190751



II 29894/1935/1936

56